

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.12

■

BIBLIOTHEK

DER

ERHALTUNG

UND DES

WISSENS

■



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weißem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Nadebeul. à Stck. 50 Pf. überall zu haben.

Kohl's Briefmarken-Katalog 1907. Reform-Ausgabe **M. 2.50.**
Großartiges Briefmarken-Lager. Auswahlen gegen Referenzen.
Kohl's Permanent-Albums. Kein Umkleben. Vielfach prämiert.
 20 hoheleg. Ausgab. Prospekte gratis.
PAUL KOHL, G. m. b. H., CHEMNITZ.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Amtlich empfohlen vom Kgl. Kultusministerium, vom Evangelischen Konsistorium, der Synode, vom Kgl. Katholischen Kirchenrat u. v. a.

Erbe

**Wörterbuch
der deutschen
Rechtschreibung
100 000 Wörter**

Wörterbuch

**der deutschen *
Rechtschreibung.**

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs.

Auf Grund der im Deutschen Reich, in Österreich
und der Schweiz amtlich vorgeschriebenen Regeln.

Bearbeitet von **K. Erbe**, Rektor des Kgl. Gymnasiums in Ludwigsburg.
 Zweite, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage durchgesehene u. erweiterte Ausgabe. 42.—51. Causend. Enthält über 100 000 Wörter.

In dauerhaftem Einband Preis 1 Mark 60 Pfennig.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Musikgeschichte

von **Emil Naumann**,
weil. Kgl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

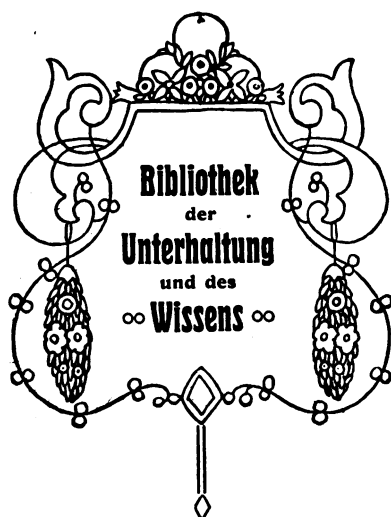
Herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von
Dr. Eugen Schmitz.

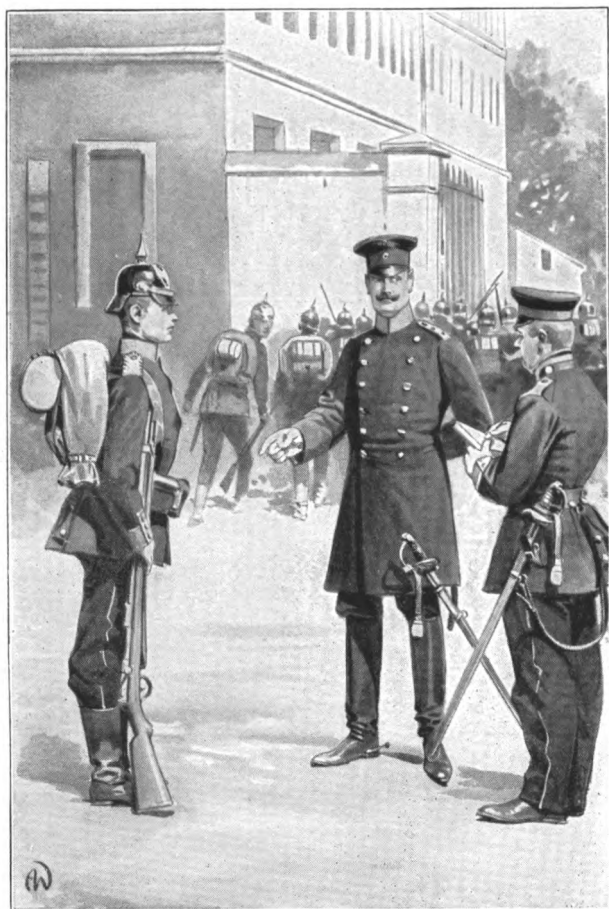
816 Seiten Text mit vielen Abbildungen und Notenbeispielen,
sowie 30 Kunstblättern und 32 Extrabeilagen.

Vollständig in 30 Lieferungen zum Preise von je 50 Pf.

Wohl keine andere Musikgeschichte hat eine so starke Verbreitung gefunden wie das altbewährte, vortreffliche Werk des weil. Kgl. Professors und Hofkirchenmusikdirektors Emil Naumann. Die Vorzüge dieser Musikgeschichte sind so bekannt, sie liegen neben dem echt künstlerischen Geist, der das Werk belebt, in der jedermann verständlichen und anziehenden Art, wie der Verfasser das Wesentliche und Markante des ganzen großen Gebiets den Lesenden und Lernenden näherbringt, und nicht zum mindesten darin, wie er mit dieser anziehenden Darstellungsweise wissenschaftlichen Wert vereinigt. Die zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage berücksichtigt die neuesten Forschungen und reicht bis zur Gegenwart.

**Probehefte und Abonnements in allen Buch- und
Kolportagehandlungen.**





Zu der Humoreske „Um die Gefreitenknöpfe“ von Fr. Oskar Kühne.
(S. 59)

Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der ▽ ▽ ▽ **Unterhaltung** **und des Wissens.**

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ▷ sowie zahl-
reichen Illustrationen ◁

Jahrgang 1907. Zwölfter Band

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.



▷ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◁
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

415



Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Frauenliebe. Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung) .	5
Um die Gefreitenknöpfe. Humoreske von Fr. Oskar Kühne	56
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Die Zugspitze. Eine Wanderung ins Wettersteingebirge. Von R. Ortmann	75
Mit 9 Illustrationen.	
Die Brüder. Novelle von H. Noël	93
Jagende Wespen. Ein Bild aus der Natur. Von E. E. Weber	167
Mit 7 Illustrationen.	
Adam und Eva. Eine merkwürdige Geschichte. Von Friedrich Chieme	184
Gebackene Rosen. Eine kulinarische Plauderei. Von R. Zollinger	197
Mit 4 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Ein merkwürdiger Fund	206
Neue Erfindungen:	
I. Kraut- und Gemüseschneider „Germania“ . .	209
Mit 3 Illustrationen.	
II. Moderne Zimmerfontäne	210
Mit Illustration.	
Korsische Rache	211
Von der Milz	212
Ein Kriegsgericht unter Friedrich dem Grossen . .	214
Zurückgewiesene Vermögen	214
Im Rachen des Tigers	216
König Oskar von Schweden als Urgrossvater . . .	217
Mit Illustration.	

	Seite
Treffende Antwort	219
Die Völker als Brotesser	219
Ein gefährlicher Eid	220
Weisse Haare	220
Ein richtiger Goussaut	222
Neckische Tiere	222
Gruppenturnen in Figuren	223
Mit 2 Illustrationen.	
Wirkung der Einbildungskraft	225
Die erste Aufführung des „Barbier von Sevilla“	226
Die Spiessboote des Mississippi	226
Auf Umwegen	229
Die Zichorie und der Löwenzahn als Gemüsepflanzen	229
Mit Illustration.	
Die Optik als Liebesvermittler	230
Leibpferde	231
Seemannslatein	233
Auch eine Verteidigungsrede	236
Zweikampf zwischen Amsel und Sperling	239
Der Hörnerturm	240
Ein noch nicht dagewesener Fall	240





Frauenliebe.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Die Herrschaften nahmen fast schweigend das Mittagessen ein. Graf Norderoog hatte zwar sofort mit einigen liebenswürdigen Worten seinen Glückwunsch ausgesprochen, aber schwer war es dem Weltmanne doch gefallen, daß konnte er nicht verbergen. Der Vater hatte überhaupt nichts gesagt; er empfand die Demütigung, die ihm von seiner Tochter vor einem fremden Manne zu teil geworden war, auf das bitterste. Unglaublich, daß sich sein einziges Kind so benahm! Aber er beherrschte sich, die Auseinandersetzung würde nach Tische kommen; dann wollte er sich kein Blatt vor den Mund nehmen.

Als der Graf die Tafel aufhob, bat ihn Norderoog sofort um eine Unterredung unter vier Augen. Das Resultat lag auf der Hand: der junge Diplomat packte seine Koffer.

Dann schickte Graf Kelendorff den Diener zu seiner Tochter.

Ruhig trat sie dem Vater gegenüber.

„Es wird nichts nützen, Papa, mir Vorwürfe zu machen, oder zu versuchen, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ziehe also die nötigen Kon-

sequenzen. Willst du Hans-Wilhelm nicht als deinen Schwiegersohn anerkennen, so bedaure ich das natürlich aus tiefstem Herzen, aber wankend kann mich nichts in meinem Entschlusse machen.“

„Eva, nimm Vernunft an! Du gehst einer schrecklichen Zukunft entgegen!“

„Ich habe Vertrauen zu meiner eigenen Kraft. In Hans-Wilhelm steckt ein guter Kern, meine Aufgabe ist es, sein besseres Ich zur Entfaltung zu bringen.“

„O du Optimistin!“

„Optimistin ist jedes Weib, das liebt.“

Die Klugheit seiner Tochter brachte den Grafen in der letzten Zeit manchmal der Verzweiflung nahe. „Natürlich, Eva. Aber du schenkst deine Liebe einem Unwürdigen!“

„Meine Liebe fragt nicht danach.“

„Kind — es kommt zum Bruche zwischen uns!“

Aber auch sein Drohen nützte nichts. „Ich bedaure es und hoffe von der Zukunft. Ist erst Hans-Wilhelms besseres Ich zum Durchbruch gekommen, so wirst du nicht mehr hart gegen mich und ihn sein.“

„Wenn ich's nicht brauchte, wie würde ich mich freuen — schon um der guten, schwergeprüften Frau da drüben willen.“

Da sieht Eva ihren Vater fest an. „Papa, einen Ausweg! Erkläre meinethalben aller Welt, daß du nicht einverstanden bist mit meiner Ehe, aber füge hinzu, der Zukunft ständest du abwartend gegenüber. Mit Freuden würdest du Hans-Wilhelm an dein väterliches Herz ziehen, wenn er sich bewährt. Das wird zugleich ein Ansporn für ihn sein.“

Der Graf kämpft einen schweren Kampf mit sich. „Ist dein Entschluß wirklich unabänderlich?“

„Ja, Papa!“

Sie sagt es sehr bestimmt.

Da zuckt er die Schultern. „Was bleibt mir anders übrig! Nur mache mich nicht verantwortlich für die Nöten und Sorgen, die über dich hereinschlagen! Dein mütterliches Erbteil zahle ich dir aus, von mir erhältst du vorläufig keinen Pfennig, denn ich fürchte, in wenigen Jahren ist Hans-Wilhelm fertig mit dem Gelde deiner Mutter.“

„Oho, Papa, da bin ich auch noch da!“

„Nun, wir werden ja sehen!“

Sie schlingt in kindlicher Liebe die Arme um des Vaters Hals. „Darf Hans-Wilhelm kommen und dich um meine Hand bitten?“

Da schüttelt der Graf energisch den Kopf. „Nein. Du bist mündig, das ist deine Angelegenheit. Du handelst gegen meinen Willen, also trage auch die Folgen.“

Mit gesenktem Haupte verläßt Eva ohne irgendwelche Erwiderung das Zimmer.

Graf Melendorff setzt sich an seinen Schreibtisch und stützt den Kopf in die Hand, er ist in heftigem Widerstreit mit sich selbst. Wie gerne gäbe er seinen Segen, schon um Frau v. Moreth eine Freude zu bereiten, aber sein Gewissen verbietet es ihm. Mafellos steht er bis heute da. Hier handelt es sich um das Wohl und Wehe seines Kindes, er fühlt sich dem Himmel und seiner verstorbenen Frau verantwortlich, da glaubt er der weichen Stimmung seines Herzens nicht Gehör geben zu dürfen; er ist auch fest überzeugt, sein Lebensabend wird von bitteren Sorgen getrübt sein.

Da erhebt er sich und geht durch den Park, hinüber in die stille Ecke, wo sein Weib ausruht von den Lasten dieses Lebens. —

Eva aber schreitet voller Unruhe in ihrem freund-

lichen, hellen, im Empirestil gehaltenen Boudoir auf und ab, der Bruch mit dem Vater trifft sie doch furchtbar schwer.

Da tritt der Diener ein. „Graf Norderoog möchte von der gnädigsten Komtesse Abschied nehmen.“

Sofort hat sie sich wieder in der Gewalt. „Ich lasse den Herrn Grafen hierher bitten.“

Und er kommt, schon im Reiseanzug.

„Komtesse, ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen.“

Sie reicht ihm die Hand, aber fordert ihn nicht auf, Platz zu nehmen. Es ist besser, der Abschied ist kurz, sagt sie sich.

„Graf, Sie werden vielleicht meine Handlungsweise nicht verstehen können!“

„O doch!“

„Ich mußte reinen Tisch machen, nicht Ihre wegen — Herrn v. Moreth, meinem Verlobten, tat es not!“

Er nickt nur stumm.

Sie sieht Norderoog an und ist schmerzlich berührt; sein Gesicht ist bleich, sie muß ihn schwer verwundet haben. Da findet sie zum ersten Male ihm gegenüber den herzlichen Ton.

„Glauben Sie mir, es geht mir nahe, Ihnen wehe tun zu müssen, aber kein Mensch kann für seine Empfindungen. Ich werde Ihnen immer ein gutes Gedenken bewahren und hoffe, Gott wird Ihnen recht bald die Ruhe wiedergeben. Sie gehen hinaus in die Welt als Vertreter Ihres Vaterlandes. Sie haben einen großen Pflichtenkreis, Sie dürfen wirken für das Reich und unsere Landsleute — wahrlich eine be-
neidenswerte Aufgabe für einen so tatkräftigen Mann wie Sie. Neue Eindrücke werden nach und nach die

alten verwechseln, Sie lernen hoffentlich bald, an diese Tage zu denken ohne Bitternis!"

Herzlich streckt sie ihm die Hand entgegen; er küßt sie und entfernt sich rasch. Sie hat den gesetzten Diplomaten doch nicht für einen so empfindsamen Menschen gehalten.

* * *

Hans-Wilhelm läßt sich Drexel kommen. Er legt ihm die Hand auf die Schulter. „Sie gute, treue Seele, was haben Sie für mich getan?“

Der alte Mann stellt sich dumm. „Na, meine Pflicht und Schuldigkeit, Herr Oberleutnant!“

„Also Ihrem Herrn Geld pumpen, das nennen Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit tun! Ich muß sagen, die Auffassung war mir bis heute fremd.“

„Daß die Weiber doch nicht den Mund halten können,“ denkt er. Er vergißt, daß er selbst aus der Schule geplaudert. „Gott, Herr Oberleutnant, was ist da weiter dabei,“ sagt er. „Meine Frau ist tot, meine beiden Töchter haben rechtschaffene Männer, was brauche ich alter Karrengaul?“

Da fährt Hans-Wilhelm auf. „Sawohl, Ihre Töchter haben rechtschaffene Männer! Ich muß mich vor ihnen schämen!“

„Aber Herr Oberleutnant, sie wissen's ja gar nicht!“

„Ist das vielleicht ein Milderungsgrund?“ Er zieht seine Brieftasche heraus. „Also was bin ich Ihnen schuldig?“

„Herr Oberleutnant, ich weiß es wirklich nicht.“

„Nun, dann wird mir's wohl die Komtesse Kelenborff, meine Braut, sagen können.“

Da fassen die rissigen, harten Arbeitspranken nach den gepflegten Händen Hans-Wilhelm v. Moreths. „Ist das wahr?“ fragt der Alte mit glänzenden Augen.

„Diesmal stimmt's, Sie gutes, altes Haus! Ich hab's eigentlich gar nicht verdient.“

„Die Freude noch auf meine letzten Tage — die Freude!“

Hans-Wilhelm tut das ehrliche Bekenntnis dieses einfachen, treuen Mannes unsagbar wohl. Er klopf ihm vertraulich auf die Schulter. „Machen Sie dem Personal Mitteilung von meinem Glücke und, lieber Drowel, vielleicht besinnen Sie sich nun, wieviel ich Ihnen schuldig bin!“

„Ich will mir's überlegen, Herr Oberleutnant, es eilt ja nicht.“

Er läuft davon.

Hans-Wilhelms Gewissen fängt wieder an zu pochen; an so viel Treue war er blind vorbeigegangen! Da holt er tief Atem, seine breite Brust dehnt sich, daß die Nähte krachen. Er glaubt zu fühlen, wie nach und nach der Schmutz von seinem Leibe herunterfällt. Und er schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Moreth heiße ich, wie mein Gut! Ein treues Weib wird mir zur Seite stehen — nun fürcht' ich nichts mehr auf der Welt!“ —

Am Nachmittage kam Eva. Man besprach die Zukunft und traf die nötigen Entscheidungen. Hans-Wilhelm sollte morgen in die Garnison fahren, seine Überführung zu den Offizieren der Reserve des Regiments beantragen und von nun an Moreth selbst bewirtschaften. —

Als Eva am Abend ihrem Vater davon Mitteilung macht, entgegnet er nur: „Ich werde der Zukunft mit offenen Augen, aber sehr skeptisch entgegensehen.“

* * *

Graf Beerenburg war der nachgeborene Sohn einer sehr begüterten kurländischen Familie. Der Glanz des

jungen Reiches, die Unterdrückung, der gerade damals die Balten ausgesetzt waren, ließen die jungen Leute in Scharen in Deutschland Dienste suchen. Die Öttingen, Keller, Borkampff, Ströck und viele andere kehrten ihrer Heimat den Rücken.

Graf Beerenburg wurde mit offenen Armen im Regiment aufgenommen; er war fast gleichaltrig mit Moreth, beide schlossen schnell Freundschaft. Oft waren sie freilich aneinander geraten, aber der Graf war der ruhigere, klügere; da hatte am Ende noch jedesmal Moreth wieder um gut Wetter gebeten. Sie blieben Freunde, obgleich fast kein Monat verging, ohne ein Gewitter zu bringen.

Dann hatte Beerenburg aus seiner Heimat sich ein Weib geholt. Wie viele gemütliche Abende hatte Moreth nicht in diesem Heim verlebt! Da war wohl hin und wieder der Gedanke in ihm aufgetaucht: tue desgleichen; aber bei der nächsten besten Gelegenheit kam wieder sein bodenloser Leichtsinn über ihn. Zum Heiraten hatte er noch lange Zeit.

Spät am Abend war's, Beerenburg saß mit seinem Weibe gemütlich plaudernd in seinem Arbeitszimmer, die beiden Kinder waren schon zu Bett, da klingelte es.

„Nanu, Grete, was mag denn da los sein?“

Der Diener ging hinab, um die Haustür zu öffnen.

„Die Herrschaften sind wohl noch auf? Ich sehe Licht.“

„Moreth!“ ruft die Gräfin.

Beerenburg fährt auf. „Da hat es wieder einmal ein Unglück gegeben! Ein Kreuz ist's mit dem großen Kinde!“

Er stürmt hinaus in den Korridor.

„Tag, Friße!“

„Komm 'rein!“

Er schiebt ihn ins Arbeitszimmer, nicht einmal Zeit zum Ablegen hat Moreth.

„Guten Abend, gnädigste Gräfin! Wohl und munter?“

Und Hans-Wilhelm lacht über sein ganzes hübsches Gesicht.

„Nun sag mir bloß, was machst du eigentlich für Dummheiten?“

Ruhig zieht Hans-Wilhelm die Handschuhe aus und hält die linke Hand seinem Freunde vor die Nase.

„Du Ring an meinem Finger,
Du güld'nes Klingelein!“

singt er.

„Bist du wahrhaftig vernünftig geworden?“

„Und oh, mein teurer Friße! Sie ist mein, die schöne Eva Melendorff!“

Herzlich gratuliert man ihm.

„Aber nun ernst gesprochen, Herrschaften! Die letzten Tage haben mich gründlich kuriert; ich hänge den Ballasch an den Nagel und werde Krautjunker!“

Beerenburg legt ihm die Hand auf die Schulter und sieht ihn fest an. „Du fettest eine gläubige Seele an dich, Hans-Wilhelm!“

„Bei diesem Ringe, den mein Vater getragen bei seinem Todesritte, schwöre ich: Von nun an gilt mir nur noch meines Weibes Glück!“

Gar feierlich hat er's gesagt.

Da schließt ihn der gute Friße in seine Arme.

Der Diener kam den Abend sehr spät zu Bett; er mußte Sekt holen, immer wieder hieß es: „Bloß noch eine Flasche!“ Aber Hans-Wilhelm hatte einen höllischen Durst.

Am nächsten Mittage ließ er sich bei seinem Kom-

mandeur melden; den hatte Beerenburg bereits vorbereitet.

„Na, Hans-Wilhelm, da gratulier' ich schön! Das war wahrhaftig das Klügste, was Sie tun konnten. Aber nun die Ohren steif gehalten, mein Junge!“

„Herr Oberst, keine Sorge!“

„Wenn das Ihr guter Vater erlebt hätte!“

Da werden die beiden Männer ernst.

„Mittag wollen Sie gewiß mit Ihren Freunden im Kasino verbringen; aber heute abend essen Sie, bitte, bei uns, und wenn Sie mich zu Ihrer Hochzeit einladen, werde ich kommen, von Herzen gern.“

„Darum wollte ich gehorsamst bitten, Herr Oberst, auch meine Mutter hofft —“

„Ich habe sie so lange nicht gesehen. Die Zeit gleicht manchen Schaden aus, ich freu' mich auf ein Wiedersehen.“

* * *

In wenigen Tagen hatte Hans-Wilhelm seine Angelegenheiten geordnet.

Das Offizierkorps nahm bei einem Liebesmahle offiziell Abschied von ihm. Der Oberst hielt eine Rede, er sagte dem Scheidenden sehr eindringlich, was der Name Moreth für das Regiment bedeutet, und wünschte ihm Glück für alle Zukunft.

—♦♦—

Zehntes Kapitel.

Der erste große Herbstmarkttag wurde in der Kreisstadt abgehalten; er war gründlich verregnet.

Jochen v. Düsedau und Albrecht v. Büchlow waren die ersten, die sich in dem für die Großgrundbesitzer der Umgegend reservierten Hinterzimmer des Hotels zum Schwarzen Adler eingefunden.

Jochen ist ein Junggeselle, Ende der Dreißiger, Büchlow, zehn Jahre älter, hat vor längerer Zeit seine Frau verloren; seine beiden Jungen sind im Kadettenkorps. Er wird allgemein Bichelkow genannt, denn er „pichelt“ einen gehörigen Stiefel zusammen, das sieht man auch seiner dicken roten Nase an. Er streicht seinen langen blonden Vollbart zur Seite und zwinkert seinem Freunde vergnügt mit den hellblauen Augen zu.

„Na, Jochen, die Schweinepreise ziehen endlich mal an, der Hafer steigt auch. Wie wär's mit 'ner Flasche anständigen Rotspohn?“

Der Wirt, Herr Braun, steht schon bereit.

„Meine Herren, Pflüg aus Lübeck hat mir wieder wundervollen Margeaur geschickt.“

„Da bringen Sie in Gottes Namen zwei Buttern,“ meint Jochen Düseda.

„Der gute Hans-Wilhelm hat heute auf dem Markte sein Debüt gegeben. Wenn er kommt, muß er sich mit 'nem anständigen Tropfen einkaufen.“

Jochen streicht sich seinen dunklen Schnurrbart zur Seite und fährt dann schnell mit der Hand über den kahlen Schädel, den sich die Fliegen zum Tummelplatz ausersehen haben.

„Ich glaub', mit dem wird in der nächsten Zeit nicht viel anzufangen sein.“

„Meinst du? Ich denke, lange wird's nicht dauern, kriegt er das Zuhausehoden gründlich satt.“

„Lieber Bichelkow, der nimmt vorläufig 'nen grundsoliden Anlauf.“

„Unter uns, der alte Melendorff ist ein Schaf! Die Eva turnt ihm doch nun einmal auf der Nase 'rum. Statt gute Miene zum bösen Spiele zu machen, geht er Hans-Wilhelm aus dem Wege, so weit er kann. — Hast du's nicht vorhin bemerkt?“

„Ich sehe die beiden noch lange nicht als Mann und Frau.“

„Oho, sie werden noch im Laufe dieser Woche aufgeboden.“

„Und der Melendorff?“

„Beißt in den sauren Appel.“

„Verwünscht eilig haben's die beiden auf einmal.“

„Na, er hat die Eva gerade lange genug zappeln lassen!“

Anderer Gäste kamen, das Gespräch über Hans-Wilhelm wurde abgebrochen, man unterhielt sich über Preise, Deutenot und Politik. Geschimpft wurde mörderlich.

„Na, der Bülow — viel anders treibt der's auch nicht wie seinerzeit der Caprivi!“

Den haßten die Landjunker, weil er ihre Interessen nicht genügend vertreten hatte.

Aber einige meinten, abwarten sollte man doch erst, was der neue Zolltarif bringe.

„Ach was, wir werden an die Wand gedrückt,“ meinte Büchlow.

Da trat Hans-Wilhelm ein; man empfing ihn mit Hallo. Er schüttelte den Herren die Hand; die einfache Jagdjoppe, die hohen Stiefel ließen ihn noch größer und breiter erscheinen, als er ohnehin schon war.

„Wie bekommst dir denn das Feilschen um die lieben Schweinchen?“ fragte Jochen Düsedau.

„Das versteht der alte Drowel viel besser wie ich. Ich seh' zu und lerne.“

Da polterte Büchlow, der schon recht tief ins Glas gesehen, los. „Früher kam einem die Bande wenigstens auf den Hof; heute heißt's hübsch selber auf den Markt fahren und sich anöden lassen, sonst kann man überhaupt nichts mehr los werden. Und das Massenangebot drückt auf die Preise.“

Und nun ging die Schimpferei erst los. Auf die Leute könne man sich nicht mehr verlassen, Treu und Glauben seien unter die Räder geraten. Jeder hatte einen besonderen Fall auf Lager.

Hans-Wilhelm schob seine langen Beine unter den Tisch und steckte die Hände in die Hosentaschen. Aufmerksam hörte er zu. Was würden die Herren wohl sagen, wenn er ihnen erzählte, wie der alte Drowel für ihn eingesprungen war? Aber er hielt den Mund und schämte sich. Eva hatte sich notiert, wieviel der Oberinspektor zu seinem Monatswechsel beigesteuert hatte, und da waren über fünfzehnhundert Mark zusammengekommen — ein Vermögen für den ehemaligen Hütejungen. Natürlich hatte Hans-Wilhelm sofort alles zuzüglich Zinsen zurückgezahlt.

Graf Melendorff betrat das Zimmer. Büchlow war bereits ziemlich blau, er saß schon vor der dritten Flasche, auch einige Schnäpse hatten schon den Weg durch seine Kehle gefunden.

„Ach, der angehende Herr Großpapa!“

Hans-Wilhelm wurde sehr verlegen. Er sprang auf und begrüßte seinen Schwiegervater mit einer Verbeugung. Düsedau markierte geschäftig den Kellner, er trug einen Stuhl herbei.

„Bitte, Herr Graf, wenn Ihr Schwiegersohn die langen Knochen ein wenig einzieht, haben Sie ihm gerade gegenüber einen wundervollen Platz.“

Ruhig erwiderte der Graf: „Ich danke Ihnen sehr.“

Er setzte sich, bestellte eine halbe Flasche Mosel und ein paar Eier.

Büchlow schielte zu ihm hinüber. Melendorff war weit und breit der reichste Mann und machte die kleinste Beche. Alle sahen auf ihn und Moreth. So etwas gab es doch in dieser Ecke der Welt nicht alle Tage,

daß sich Schwiegervater und Schwiegersohn gegenüber-
saßen wie die Holzflöße.

Düsedau rief: „Nun sind wir so ziemlich alle zu-
sammen; draußen regnet es Saßstrippen, wie wäre
es, mein lieber Hans-Wilhelm, du benutztest die Ge-
legenheit und gäbst eine kleine Antrittsbowle, so Bur-
gunder mit Sekt — das macht nicht zu viel Arbeit?“

„Leider habe ich kein Geld dazu,“ erwiderte er
ruhig.

„Herr Graf, treten Sie mal Ihren neubackenen
Schwiegersohn!“ meinte Büchtow.

Kelendorff hatte aber gerade für diese beiden Brüder
gar nichts übrig. „Meine Herren, solange Sie fort-
gesetzt — und ich gebe zu mit Recht — über die Not
der Landwirtschaft klagen, wird es das beste sein, jeder
streckt sich nach seiner eigenen Decke!“

Düsedau wurde spöttisch. Er sang mit bröhnender
Stimme:

„Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
hier können Familien Kaffee kochen!“

Ein allgemeines Lachen des ganzen Stammtisches
war die Antwort.

Sobald Graf Kelendorff fertig war mit Frühstück,
brach er auf; wenn Hans-Wilhelm Düsedau und Büch-
tow in die Hände fiel, war er bald geliefert, die ver-
standen es mit Hohn und Spott, denen die Köpfe zu
verdrehen, die nicht ganz fest in ihren Stiefeln standen.

Auch Hans-Wilhelm empfahl sich bald.

„Ja, ja, Gräfin Braut ist ein Magnet!“

„Gewiß, Düsedau, das ist sie,“ erwiderte er ruhig.

Draußen sprach er noch mit Dremel.

„Herr Oberleutnant, verkaufen wir die zehn Sauen
lieber noch nicht!“

„Dremel, wir müssen doch!“

„O Gott bewahre, die Preise werden weiter anziehen, und die Hypothekenzinsen haben wir ja bezahlt.“

„Aber die Ställe müssen ausgebessert werden.“

„Auch dazu langt's; wir kommen weit mit der Summe, die der Herr Oberleutnant mit nach Hause gebracht haben.“

Da wendet sich Hans-Wilhelm ab. Zum ersten Male schämt er sich dieses Geldes. Aber es war da, und verspielt hatte er wahrlich viel mehr, als er zurückgeholt. Das war ein schwacher Trost für ihn.

„Ganz, wie Sie denken, Dremel. Aber machen Sie mir später keine Vorwürfe!“

Der ehrlichen Haut gibt's einen Stich ins Herz. Sein Lebtag hat er seinem Herrn keine Vorwürfe gemacht, obgleich Grund genug vorhanden war. Aber dann geht ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Aus dem leichtsinnigen Offizier war jetzt doch ein ernster Mann geworden. — —

Raum hatte Hans-Wilhelm die Tür von draußen geschlossen, drehte sich das Gespräch um seine Person. Man stritt hin und her. Einer meinte, er hätte nun die Kinderschuhe ausgetreten und wäre vernünftig geworden, ein anderer wiegte den Kopf zweifelnd hin und her.

„Die neuen Lebensbedingungen haben ihn stutzig gemacht. Diese moralische Anwandlung wird nicht lange anhalten, fürchte ich.“

Jochen Düsedau lachte heiser. „Fürchten — Quatsch! Der gute Junge war fertig, aber er wußte ja, die Eva Melendorff rannte ihm nicht weg — na, da hat er sich nun rangiert. Daß der Schwiegervater ihm so wenig grün ist, wird wohl seine guten Gründe haben, da markiert er jetzt einfach den gesetzten Mann. Sind

erst mal die Flitterwochen vorüber, dann wollen wir uns wieder sprechen!"

Manche stimmten Düsselbau zu, andere aber meinten, jeder wäre einmal in seiner Jugend mehr oder weniger leichtsinnig gewesen, dann käme eben eines schönen Tages die Vernunft. Man machte einen dicken Strich unter die Rechnung — und wurde ein anderer.

* * *

Deutsches Haus,

ST. PAUL, MINN.

Hans-Wilhelm und Eva wurden aufgeboten. ^{ST. PAUL, MINN.} Jeden Nachmittag war sie drüben in Moreth, denn er kam nie nach Glossow, da sein Schwiegervater ihn nicht aufforderte. Auch der mied Moreth, obgleich er wußte, daß die einsame Frau, der doch ein guter Teil seines Herzens immer noch gehörte, schwer darunter litt. Er sagte sich: Gebe ich nur ein wenig nach, so werde ich bald nicht anders können, wie Hans-Wilhelm Rathschläge zu erteilen, und das will ich fürs erste auf keinen Fall.

Täglich brachte Eva Grüße mit; er dankte und ließ wieder grüßen, und wenn er mit Hans-Wilhelm zusammentraf, so redete er mit ihm nur das unumgänglich Nötigste. Sein Schwiegersohn nannte ihn immer noch „Onkel“, die Leute fanden das albern; Kelenborff aber meinte, dies dokumentiere seinen Standpunkt vor aller Welt.

Die Einladungen zur Hochzeit wurden verschickt. Bei der Gelegenheit stieß Eva mit ihrem Vater heftig zusammen.

„Natürlich bin ich dabei, aber hier in Glossow wird sie nicht gefeiert!“

„Papa, wenn dein einziges Kind dich verläßt, um dem Manne seiner Wahl anzugehören, dann gebietet es die Sitte, daß du die Hochzeit ausrichtest.“

„Liebe Eva, du hast mich schon längst verlassen, also trage die Folgen.“

„Glaubst du etwa, auf diese Weise einen Druck auf mich ausüben zu können?“

„Nein, das glaube ich allerdings nach deinem bisherigen Verhalten nicht.“

„Also du willst nur das Gerede der Menschen herausfordern?“

„Das ist mir herzlich einerlei, mein Kind. Aber jedermann soll aus meinem Verhalten den sehr richtigen Schluß ziehen, daß ich mit deiner Wahl durchaus nicht einverstanden bin.“

„Gut, dann werde ich eine ganz große Hochzeit geben,“ sagte die Komtesse sehr entschieden. —

Und so war es. Annähernd hundert Einladungskarten f'atterten in die Welt hinaus. Schon aus Neugier sagten die meisten zu. Vom Regiment hatten Oberst v. Seinsheim und Graf Beerenburg mit ihren Gattinnen ihr Kommen angemeldet, auch noch ein paar andere Kameraden wollten erscheinen.

Eva war's zufrieden, nur das Unterbringen der Gäste machte ihr Sorge. Noch einmal wandte sie sich bittend an ihren Vater.

„Du wirst uns doch deine vielen Fremdenzimmer wenigstens zur Verfügung stellen und deine Wagen und Pferde?“

„Nein!“

„Papa, das ist hart, das wird die Welt nicht begreifen!“

„Ich lasse nur meine Ansicht gelten, das müßtest du doch nachgerade wissen, Eva.“ —

Da ritt Hans-Wilhelm bei den Nachbarn herum und sorgte für Unterkommen der Hochzeitsgäste und für Wagen und Pferde.

Auch an Dusebau wandte er sich.

Der schlug ihm vergnügt auf die Schulter. „Selbstverständlich, machen wir! Übrigens, Hans-Wilhelm, auf deinen Hochzeitstag freue ich mich wie eine alte Jungfer auf den Brautkranz!“ —

Eva hatte unterdessen die Räume im rechten Flügel wohnlich hergerichtet. Frau v. Moreth wollte dem jungen Paare durchaus ihre Zimmer, die besser waren, zur Verfügung stellen, da hatten die Verlobten aber sehr energisch aufbegehrt.

„Fast dreißig Jahre hast du den linken Flügel bewohnt, jede Kleinigkeit hat ihren alten, dir lieb gewordenen Platz, du bleibst die Hauptperson, die Stürme sind vorüber, nun freue dich an deinem Lebensabend auf den Sonnenschein!“

Da hatte Frau v. Moreth die Hände gefaltet. „Kinder, mir ist das noch alles so unsaßbar; ich weiß gar nicht, ob ich das Glück ertragen kann!“

Da war Hans-Wilhelm aufgestanden und hatte die Mutter stumm auf die Stirne geküßt.

* * *

Am Tage des Polterabends standen sich Frau v. Moreth und Oberst v. Seinsheim zum ersten Male wieder seit fünfundzwanzig Jahren gegenüber.

„Gnädige Frau, wie gern ich gekommen bin!“

„Vor allem lassen Sie mich danken, daß Sie Ihre Hände so väterlich über Hans-Wilhelm gehalten.“

„Es war mir Herzenssache — ich tat's gern.“

„Mein Junge hat es in erster Linie Ihnen zu danken, daß er morgen an seinem höchsten Ehrentage den Koller unseres glorreichen Regiments tragen darf.“

Da wurde es dem Obersten schwer zu antworten.

„Wir wissen, was wir dem Namen Moreth schuldig sind,“ sagte er endlich.

Da reicht ihm die alte Freundin herzlich die Hand. „Mein Mann, das Andenken an ihn ist mein Stolz, und die Pflicht, über seinen Sohn zu wachen, ist die Aufgabe meines Lebens gewesen!“

Der Kampfgenosse Hans v. Moreths beugt sich über die schlanke, feingeäderte Hand. Bewegt antwortet er: „Ich habe Vertrauen zu Hans-Wilhelm; ein starkes Weib geht neben ihm!“

„Ja, unsere Eva!“ sagt die Mutter stolz. —

In seinem Arbeitszimmer stehen sich Fritz v. Beerenburg und Hans-Wilhelm gegenüber, während die Braut mit Frau v. Seinsheim und der Gräfin Beerenburg plaudert.

„Du wirst dein Wunder erleben! Evas Vater spielt den Gefränkten!“

„Hans-Wilhelm, verlange auf einmal nicht zu viel!“

„Ich hab's ja schließlich nicht anders verdient — zugegeben; aber schön ist das nicht!“

„Mit der Zeit ändert sich das schon noch. Ubrigens heiratest du doch den Alten nicht!“

Da muß Hans-Wilhelm lachen. „Nee, Friße, Gott sei Dank nicht!“

„Soll ich vielleicht ein gutes Wort für dich bei ihm einlegen? Du weißt, ich tu's von Herzen gern.“

„Um Gottes willen, laß die Hände davon! Heute abend wirst du selbst zu der Erkenntnis kommen: bei dem verfangen nur Beweise!“

„So freu dich drüber!“

„Ehrlich gestanden, lieber Friße, ich tu' es auch.“

„Hans-Wilhelm, so gefällst du mir!“ —

Und die Frau v. Seinsheim und die Gräfin Beerenburg

burg sind sich darüber einig: „Moreth kann sich glücklich preisen, denn er bekommt eine reizende Frau!“

* * *

Am Abend fanden sich gegen hundert Personen in Moreth ein. Im ersten Zimmer steht das Brautpaar und heißt seine Gäste willkommen. Die Türen zu allen Wohnräumen sind weit geöffnet, kritische Augen mustern. Viele schütteln den Kopf.

„Warum ist die Komtesse so bescheiden in ihren Ansprüchen?“ meint der eine.

Und ein anderer erwidert: „Der alte Melendorff wird kein Geld 'rausgerückt haben; er traut Hans-Wilhelm nicht über den Weg.“

„Aber sie soll doch das Erbe ihrer Mutter ausgezahlt bekommen haben, und das muß ein gehöriger Baßen sein.“

Ein dritter zuckt die Achseln. „Wer weiß, wie viel Schulden der gute Hans-Wilhelm gehabt hat! — Überhaupt, wo ist denn der Graf?“

Man sieht in alle Zimmer, niemand kann ihn entdecken.

Endlich kommt er — einer der letzten.

Düsedau nimmt Büchlow unter den Arm. „Schon so 'ne Albernheit! Da kommt der Brautvater so spät, um aller Welt unter die Nase zu reiben: Ich fühle mich hier nur wie ihr — als Gast!“

Am besten haben Moreths Kameraden die Situation erfaßt, die weltgewandten Herren sind überall, lassen sich vorstellen, scherzen und lachen und nehmen von der Gesellschaft schnell jeden peinlichen Druck.

Graf Melendorff macht mit dem Obersten v. Seinsheim einen Gang durch den Garten.

„Da nun Moreth mein Schwiegersohn wird, so habe

ich Ihnen zu danken, Herr Oberst, daß Sie immer so viel für ihn übrig gehabt haben."

Seinsheim hat sich über das Verhalten des Grafen sehr geärgert; seiner Frau hat er unter vier Augen seine Meinung so gründlich gesagt, daß die ihren Mann gar nicht wiedererkannte. Dann hatte er die Offiziere des Regiments beiseite genommen.

"Man will unserem Regimentskameraden am heutigen Tage die Bühne zeigen; ich darf Sie wohl bitten, nichts unversucht zu lassen, um Polterabend wie Hochzeitsfeier recht gemütlich zu gestalten, damit Moreth nicht mit Bitterkeit an diesen Tag zu denken hat. Ich kenne meine Offiziere und weiß, was ich von ihnen erwarten kann."

Und sie taten ihre Pflicht und Schuldigkeit mit Freuden. Nicht nur um Hans-Wilhelms, sondern auch um ihres Kommandeurs willen, dem sie aufrichtig zugebeten waren, weil er allezeit Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle gewesen, weil er einer der letzten aktiven Offiziere war, der die glorreiche Attacke mitgeritten, weil der Bräutigam ihr Kamerad, sein Vater eine der strahlendsten Erscheinungen in der Regimentsgeschichte war.

Nahm es also ein Wunder, daß die Rede des Grafen dem Obersten auf die Nerven fiel? Seine Antwort war danach.

"Ein Offizierkorps ist eine große Familie, ich bin das Oberhaupt, da war es meine Pflicht und Schuldigkeit, so zu handeln, selbst wenn mir seine Eltern im Leben nie nahe gestanden hätten."

Die Worte kamen Herrn v. Seinsheim scharf und kalt aus dem Munde. Der Graf als gewandter Weltmann lenkte ein.

"Vergessen Sie nicht, ich gebe Herrn v. Moreth mein einziges Kind!"

„Nein, das vergesse ich auch nicht, sonst hätte ich ganz anders geantwortet,“ erwiderte der Oberst schroff.

Sehr bald kehrten die beiden Herren aus dem Garten zurück; sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Aber auch bei Frau v. Moreth stieß der Graf, zum ersten Male in seinem Leben, auf eine sehr kühle Behandlung. Und das tat ihm doch weh.

Eva aber war lustig und guter Dinge, sie lachte viel. Beerenburg stand am Bilde Hans v. Moreths und beobachtete sie. Er kam zu der Überzeugung: eine reine Freude ist der Abend nicht für sie.

Da trat er schnell zu der Komtesse. „Ich bin kein Schmeichler, das wird Ihnen Hans-Wilhelm bestätigen können. Ich glaube wohl, ich kenne ihn am besten im ganzen Regimente. Bis zu meiner Ankunft in Moreth bin ich manche Bedenken nicht los geworden. Da ich nun den Vorzug gehabt habe, Sie, gnädigste Komtesse, persönlich kennen zu lernen, drängt es mich, Ihnen auch ungefragt meine Meinung aussprechen zu dürfen. An Ihrer Seite wird Ihr Herr Gemahl seinen Leichtsinns unterliegen, wenn Sie nicht loder lassen, freilich an Stürmen wird es nicht fehlen!“

Da sieht ihm Eva v. Melendorff fest in die Augen. „Das weiß ich, bester Graf, und vor den Stürmen fürchte ich mich nicht!“

Er küßt ihre Hand. „Mit derselben Ehrfurcht, mit der ich heute Ihre Hand küsse, wird es einst Hans-Wilhelm tun. Nicht heute, gnädigste Komtesse, nicht morgen, aber über Jahr und Tag!“

Evas braune Augen strahlen voll stolzer Zuversicht.

*

*

*

Die kleine Dorfkirche in Moreth faßte kaum die große Zahl der Hochzeitsgäste.

Hans-Wilhelm in Paradeuniform führte Eva mit strahlendem Gesicht zum Altare. Laut und fest kam das „Ja“ auf die Frage des Pfarrers von ihren Lippen.

Das Mahl folgte. Nach dem Wunsche des jungen Paares nahmen Dretzel und alle Arbeiter vom Gute daran teil, die länger als fünfundzwanzig Jahre ununterbrochen in Moreth in Dienst gestanden hatten.

Die erste Rede hielt Graf Melendorff. Sie lag seit einer Woche fertig ausgearbeitet in seinem Schreibtische; gestern nacht hatte er sie noch einmal vorgenommen und manches geändert. Seinsheims Verhalten war die Veranlassung gewesen, sonst hätte es leicht einen scharfen Zusammenstoß geben können. So gemäßigt aber auch der Brautvater sprach, so bekam er dennoch vom Obersten, der nach ihm das Wort ergriff, einen ganz gehörigen moralischen Sieb.

Der alte Kürassier lenkte die Blicke rückwärts auf die große Zeit, die so viele Opfer gefordert, gerade die Besten seien draußen geblieben auf dem Felde der Ehre — unter ihnen Hans-Wilhelms Vater, der seinen Sohn nicht mehr hätte schauen können. Und so sei der aufgewachsen, von liebenden Mutterhänden gepflegt, ein Ebenbild des Vaters an Gestalt, und er zweifle nicht, wenn der Kaiser rief, auch an Opfermut. Nun erst, im Mannesalter, öffneten sich ihm durch sein Weib Vaterarme, und er glaube, als Edelmann und Christ werde Graf Melendorff den Mann seines einzigen Kindes nunmehr an sein väterliches Herz ziehen und ihm helfen, das Gut seiner Väter den Erben einst in einem Zustande zu hinterlassen, daß die sagen könnten: Der vor uns war, hat Moreth mit seinem Schweiße gedüngt, er hat in diesen wahrlich für die Landwirtschaft schweren Jahren treu auf seinem Posten ausgeharrt und ist vorwärts gekommen, weil ihm die Erfahrungen seines

Schwiegervaters, des Grafen Melendorff, dem der Grafenverband Pommerns das höchste Vertrauen entgegengebracht, ihn abgeordnet in das preussische Herrenhaus, zur Seite standen.

„Meine Herrschaften,“ schloß der Oberst, „leeren Sie, bitte, mit mir das Glas auf das Wohl des Oberhauptes des Hauses Melendorff-Glossow, den Gott der Herr in seiner Gnade recht viel Freude an seinen Kindern erleben lassen möge!“

Herzhaft stimmte man in das Hoch ein; dann stieß man sich verstohlen an. Dieser Seinsheim hatte es dem stolzen Grafen gegeben, und der mußte ihm auch noch dankbar die Hand schütteln!

Rede folgte auf Rede, Ernst und Wiß wechselten ab. —

Gleich nach dem Mahle entfernte sich das junge Paar; sie wollten heute noch nach Stettin fahren, morgen nach Berlin, um Einkäufe zu machen, und schon nach wenigen Tagen nach Moreth zurückkehren. Die Arbeit wartete.

Beerenburg erwischte Hans-Wilhelm noch vor der Abreise.

„Du mir den Gefallen und mach mit deiner jungen Frau einen Abstecher 'rüber zu uns!“

„Es kann sein, lieber Friße, es kann auch nicht sein; so etwas weiß man nicht bestimmt,“ erwiderte der übermütig.

„Leg ein gutes Wort für uns bei der obersten Instanz ein.“

„Das werde ich, verlaß dich drauf!“ —

Bei der Abfahrt wurden die Ausreißer erwischt, unter Hallo fuhren sie zum Tore hinaus. Ein Paß Telegramme, die soeben noch eingetroffen waren, wurde ihnen in den Wagen gereicht. Eines davon war vom Grafen Norderoog aus Bremen, der sich gerade an

diesem Tage einschiffte, um seinen neuen Posten in Buenos Ayres als deutscher Gesandter anzutreten. —

Die Gäste blieben noch lange; es wurde sehr gemüthlich. Der einzige, der sich nicht wohl fühlte, war Graf Melendorff. Mancher Blick wurde ihm zugeworfen, je weiter die Stunden kreisten, den er nicht mißverstehen konnte — man gönnte ihm die Abfuhr. Und Frau v. Moreth widmete sich fast ganz Seinsheim.

Da schleicht in das Herz des alten, charakterfesten Mannes am Hochzeitstage seines Kindes ein bitteres Gefühl.

Düsedau und Büchfow haben sich die Nase gründlich begossen.

„Jochen — ich glaub', für uns beide wird's Zeit!“

„Beerenburgs wohnen bei mir — scharmant Leute, wahrhaftig, die muß ich heimwärts transportieren!“

„Alter Junge, ich nehm' dich mit, sonst wird es doch umgekehrt, deine Gäste legen dich in die Federn!“

„Oho!“

„Renommier man bloß nicht!“

„Hm — ich will dir was sagen, Pichelfow, wir feiern bei mir weiter — da sind wir ungeniert!“

„Hab' nichts dagegen!“

Und sie fahren heimlich in Büchfows Wagen fort.

„Schritt — sonst werde ich seekrank, Johann!“

Das weiß der Kutscher ganz allein; tut er's nicht, hat er die Arbeit davon. Der Weg ist durch die Ernte recht ausgefahren.

„Ja, ja,“ meint Jochen und legt sich bequem in die Ecke, „wie lange wohl bei unserem guten Hans-Wilhelm die moralische Antwandlung vorhält?“

Albrecht Büchfow brummt etwas Unverständliches. Aber dann wird er mobil.

„Der Seinsheim ist doch ein großartiger Kerl!“

„Will ich meinen! 'ne heillose Freude hab' ich gehabt, wie der dem Melendorff die Leviten gelesen!“

„Und was man heute alles von dem guten Hans Moreth zusammengequasselt hat! Der muß sich ja reineweg im Grabe 'rumgedreht haben wie 'ne Windmühle! Da fällt mir übrigens 'ne nette Geschichte von ihm ein.“

„Schieß los, wenn dir's heute nicht zu schwer fällt!“

„Nee, es wird schon gehen! — Hopla, der verdammte Weg! — Also damals Ende der Sechziger — ich war grade in den Lämmeljahren — kommt eines schönen Tages Hans Moreth angeritten; er will meinem Vater 'nen Schinder abkaufen. Der hatte so 'n Tausendtalerspferd dastehen. Moreth sagt: ‚Mehr wie siebenhundert zahl' ich nicht!‘ — Mein Vater geht 'runter auf achthundertfünfzig. Der lange Kerl lacht ihn aus: ‚Keinen Dreier mehr, wie ich gesagt!‘ — Zwei Stunden brüllen sie sich an, dann setzt sich der gute Hans auf seinen Schinder und reitet weg. Weiß der Himmel, mein Vater wollte den Gaul los sein, wahrscheinlich brauchte er Geld, also er ruft über den Wirtschaftshof: ‚Achthundertzwanzig!‘ Moreth hält an, dreht sich langsam um: ‚Mein letztes Wort siebenhundertfünfzig.‘ Mein Vater streift, da will Hans zum Hoftor 'raus. ‚Meinetwegen,‘ brüllt ihm mein Vater nach, ‚wenn du's Geld einstecken hast.‘ Und richtig — er macht kehrt und bezahlt. Und wie er auf dem gekauften Schinder sitzt, sagt der Gemütsmensch: ‚Ich hätte ganze tausend Taler gegeben, wenn du dich auf den Pferdehandel verständigst. Durchs Hoftor wirklich hinaus wäre ich nur auf deinem Braunen geritten, ich bin nun mal verliebt in ihn.‘ Ein geistreiches Gesicht hat mein Vater damals nicht gerade gemacht — ich besinne mich noch ganz genau darauf.“

„So 'n Mordskerl!“

„Ja, mein lieber Jochen, das war er und die sterben nach und nach aus.“ —

Büchfow bleibt über Nacht bei Düseldau; sie haben den ganzen großen Schnapsschrank einer eingehenden Musterung unterzogen. Der eine schläft auf der Chaiselongue, der andere liegt malerisch hingegossen auf dem Teppich, unter dem Kopfe das aufgeschlagene Wirtschaftsbuch.



Elftes Kapitel.

Das junge Paar hatte in der Tat von Berlin aus einen Abstecher zu Beerenburg gemacht. Der gab ihm zu Ehren ein kleines Fest im Kasino. Hans-Wilhelms Kameraden schüttelten immer wieder die Köpfe.

„Der gute Kerl war doch eigentlich furchtbar dumm gewesen! So eine Frau heiratet man doch vom Fleck weg!“

Man fand sein langes Zögern ganz unfäglich.

Einen Hausstand einzurichten, kostet aber eine Heidenmenge Geld; der Anschlag, den sich Eva gemacht, mußte bedeutend überschritten werden. Grund genug, um recht bald nach Moreth zurückzukehren.



Nach vierzehntägiger Abwesenheit trafen sie zu Hause ein, am Bahnhofe empfangen von Frau v. Moreth und dem Grafen Melendorff; doch fuhr der Vater gleich nach der Begrüßung nach Glossow zurück.

Hans-Wilhelm ärgerte sich im stillen. Eva merkte es wohl. Als sie Abends allein zusammen saßen, faßte sie ihren Mann bei der Hand.

„Ärgere dich nicht über Papa! So ist er nun einmal — wir haben alle Fehler und müssen nachsichtig sein!“

Hans-Wilhelm schwieg, er durfte nicht über die Fehler anderer rechten.

Eva, das liebende Weib, erriet seine Gedanken. „O, es wird alles noch schöner, als es ohnehin schon ist! Ein ganz reines Glück gibt es doch kaum auf dieser Welt!“

Da nimmt er sie auf seinen Schoß. „Eva, warum hast du mich eigentlich so lieb?“

Sie schlingt die Arme um ihn. „Liebe ist ein Gefühl — ergründen fällt da schwer. Nur so viel weiß ich, hättest du mich noch lange warten lassen, wäre ich zusammengebrochen!“

Wils küßt er sie. „Und ich Esel bin jahrelang an so viel Liebe, Güte und Schönheit vorbeigetrottet!“

* * *

Eva fährt nur selten zu ihrem Vater, sie fühlt, Hans-Wilhelm sieht es nicht gern, und sie gibt ihm recht. Am Graf Melendorff nicht seine Kinder zu sehen, forderte er vor allen Dingen den Schwiegersohn immer noch nicht auf, bei ihm zu verkehren, als sei Glossow seine zweite Heimat, so war es Pflicht des Weibes, den Mann über den Vater zu stellen. Oft hatte sie allerdings weiche Antwandlungen, dann bedauerte sie den einsamen Vater, der still und ruhig seiner Pflicht nachging. Was er einmal für richtig hielt, davon brachte ihn kein Mensch ab. Er war eben ein Charakter. Und pochte an sein Herz von Zeit zu Zeit die Sehnsucht nach seinem einzigen Kinde, so stürzte er sich mit doppeltem Eifer in die Arbeit, um in ihr Ruhe zu finden.

Aber die Winterabende, so ganz allein, waren entsetzlich lang, und Evas Stimme bei den Mahlzeiten zu missen, ihrem munteren Geplauder zuzuhören, das

war ihm nun genommen. Frau v. Moreth schien ihm auch sein Verhalten zu verübeln, sie war reservierter geworden. Nun ja, sie hing an ihren Kindern, das war begreiflich und selbstverständlich, ein Frauen-gemüt ist weicher als ein Männerherz. Am dann endlich einmal Eva — in acht Tagen war es kaum einmal der Fall —, so mußte er sich zusammennehmen, um nicht merken zu lassen, wie er sich freute. Und weil er seine Gefühle zu verbergen suchte, so wurden sie einander immer fremder, man redete von gleichgültigen Dingen, jedes war darauf bedacht, keine Herzenstöne anzuschlagen, der Graf, weil er sich fürchtete, dann von Eva überrumpelt zu werden, die Tochter, weil sie dartun wollte, daß zwischen ihnen so lange eine Scheidewand stehen bleibe, bis Hans-Wilhelm mit offenen Armen als Sohn aufgenommen worden sei.

Der aber tat seine Pflicht und Schuldigkeit! Jetzt im Winter war Zeit, die Innenwirtschaft in Stand zu setzen. Durch Drewel lernte er sparen und klar disponieren. Alle Kräfte eines Gutes richtig zu verteilen, war doch schwerer, als einer Schwadron den Dienst anzusetzen.

Einmal hatte der Oberinspektor auf dem Gutshofe mörderlich geschimpft, der Vogt hatte fünf Minuten zu spät zur Wiederaufnahme der Arbeit geläutet.

„Aber Drewel, machen Sie doch jetzt im Winter nicht solchen Heidentradau wegen lappiger fünf Minuten! Wenn wir in der Ernte wären, und ein Gewitter stände am Himmel, wäre es etwas anderes.“

Da hatte der sein Buch 'rausgezogen. „Herr Oberleutnant, zweiundvierzig Menschen beschäftigen wir, zweiundvierzigmal fünf gibt zweihundertzehn Minuten, also dreieinhalb Stunden Arbeitszeit. Die Stunde müssen wir im Durchschnitt im Winter mit achtund-

zwanzig Pfennige bezahlen, unser Verlust durch die Bummellei des Bogtes beträgt also achtundneunzig Pfennige. Ist das kein Geld?"

„Sie haben recht, Drowel," meinte Hans-Wilhelm lachend, „an Ihnen ist ein Bankier verloren gegangen!"

Aber der Oberinspektor macht ein ernstes Gesicht. „Disziplin und Autorität bleiben die Hauptsache. Bedenken Herr Oberleutnant, im Sommer haben wir fünfmal so viel Leute. Die Löhne sind dann noch höher, da macht eine solche Nachlässigkeit mindestens sieben Mark aus."

Hans-Wilhelm schüttelt dem alten Manne die Hand. „Ich werde nichts wieder sagen, lieber Drowel. Von Ihnen kann ich noch viel lernen."

Diese Worte entschädigen den Oberinspektor für manche trübe Stunde, die ihm sein Herr bereitet hat. Wäre es möglich, er ginge mit noch größerem Pflichteifer an seine Arbeit.

* * *

Weihnachten kam, die Erde lag unter einer dichten weißen Decke. Eva, die Glückliche, hatte alle Hände voll zu tun, und die Arbeit bekam ihr sehr gut. Da hieß es, Einkäufe machen für das Personal, Drowel mußte berichten, wie die Familienverhältnisse lagen, wie lange die einzelnen Leute auf dem Gute in Arbeit standen. Treu wurde sie von Hans-Wilhelms Mutter unterstützt, die förmlich aufblühte unter dem Glücke ihrer Kinder.

Rächelnd sagte sie: „Du nimmst mir auch alle Sorgen, liebe Eva!"

„Fühlst du dich auf dem Altenteil nicht wohl, Mama?"

„O doch, mein Kind, wenn man so verwöhnt wird!"

Oft gingen die beiden Frauen die Lindenallee ins Dorf hinab oder in die Wohnungen der Gutsarbeiter, um nach dem Rechten zu sehen; es gab ja so schrecklich viel Elend in der Welt!

* * *

Graf Melendorff lehnte sogar eine Einladung zum heiligen Abend ab.

Da trat Hans-Wilhelm die Galle ins Blut. „Das ist zu viel, liebe Eva! Wenn er mir etwa ein Geschenk machen sollte, schick' ich's zurück!“

„Lieber, tu es nicht! Du bist der Sohn und hast gegen deinen Schwiegervater nachsichtig zu sein!“

Er brauste auf. „Hat sich was — Schwiegersohn!“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und sah ihn liebevoll an. „Ich kenne doch Papa, der hat sich einen Termin gesetzt. Ist der heran, dann wird alles gut.“

„Der scheint mir in weiter Ferne zu liegen.“

„Das glaub' ich nicht, Hans-Wilhelm. Bitte, übe Rücksicht — um meinetwillen!“

Da gab er nach; aber eine Wolke des Unmutes lag auf seiner Stirn.

* * *

In Wahrheit hatte es den Grafen einen harten Kampf gekostet, bis er sich zur Absage entschlossen. Von Herzen gern hätte er Frieden gemacht, aber er traute Hans-Wilhelm nicht. Jetzt, während der Flitterwochen, unter den neuen Verhältnissen, wäre es noch schöner gewesen, wenn sein Schwiegersohn nicht seinen Leichtsinns beiseite geschoben hätte; ob er aber Manns genug war, durchzuhalten, bezweifelte er sehr stark. Und wenn ihm auch sein Herz dabei blutete, er mußte abschreiben; kam der Zusammenbruch, dann konnte er zu seiner

Tochter sagen: „Kehre zurück zu deinem alten Vater, die Vergangenheit ist tot!“

Engagierte er sich aber drüben in Moreth, so bekam das ganze Bild ein anderes Aussehen, dann mußte er versuchen, mit Hans-Wilhelm zu paktieren, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen, und das wollte er nicht, dazu war er viel zu stolz.

* * *

Die Bescherung für das Gutspersonal fand in dem geräumigen Speisezimmer statt, da waren viele strahlende Gesichter zu sehen; am besten kam der alte Drowel weg, der wollte anfangs gar nicht all die schönen Sachen annehmen.

„Das ist zu viel!“

Und als man ihm zuredete, antwortete er mit dem Brustton der Überzeugung: „So viel wirft Moreth nicht ab für seinen Inspektor!“

Hans-Wilhelm klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. „Meine Frau ist sparsam, das wissen Sie doch!“

„Ja, Herr Oberleutnant, ja!“

„Und die übernimmt die Verantwortung! — Nicht wahr, Eva?“

Drowel schielte sie zweifelnd an.

„Ja — mit Freuden!“

Na, da hatte der alte Mann ein Einsehen. —

Im Zimmer der Mutter, unter Hans Moreths Bild, fand die Bescherung der Familie statt. Der Graf hatte Hans Wilhelm einen Drilling, Eva ein silbernes Teeservice und einen wunderbaren Samowar geschenkt. Der traten doch die Tränen in die Augen. Ihr Mann nahm sie in seine Arme.

„Nächstes Jahr, so Gott will, wird dein Vater unter unserem Christbaum nicht fehlen!“

Auch Frau v. Moreth war von ihm mit einer wundervollen Bonbonniere beschenkt worden, aber sie freute sich nicht darüber; das schönste Geschenk wäre für sie seine Theilnahme am Feste gewesen.

Beim Abendbrot mußte der alte Drowel erscheinen, seine Augen glänzten, und als er eine tüchtige Portion Punsch seinem Magen anvertraut hatte, wurde er auf einmal redselig und vergaß die Unterordnung, auf die er doch so große Stücke hielt.

„Übers Jahr,“ meinte er, „na, da wollen wir hoffen, daß noch ein Tisch mit so ganz kleinen Sachen unterm Baume steht,“ und dabei zwinkerte er vergnügt Eva an. Die wurde rot.

Hans-Wilhelm sagte rasch: „Dann Profit, lieber Drowel — trinken Sie, so jung kommen wir nicht wieder zusammen!“

Das ließ der sich nicht zweimal sagen. Zu Weihnachten durfte sich der Christ, zu Kaisers Geburtstag der Patriot die Nase begießen; sonst aber blieb ein anständiger Mensch hübsch nüchtern! —

Graf Melendorff saß an diesem Abend am Kamin und sah mit gefurchter Stirne auf die glimmenden Holscheite; er sprach gern von der inneren Zufriedenheit, die jeder trachten sollte zu erringen, heute, am Weihnachtsfeste, war er weiter von ihr entfernt denn je.

* * *

Nach Neujahr machten Eva und Hans-Wilhelm Besuche. Überall wurden sie mit offenen Armen aufgenommen. Selbst die Damen, die anfangs für den leichtsinnigen Offizier nichts übrig gehabt hatten, ergriffen nun seine Partei. Er arbeitete doch, trug sein Weib auf den Händen, da mußte man ihm auch zu erkennen geben, daß man anderer Meinung über ihn

geworden war. Das Verhalten des Grafen wurde gemißbilligt, wie dies nun einmal unter anständigen Leuten ist, man schlug sich für den Gemiedenen in die Schanze.

Eva kam dabei in heftigen Widerstreit mit ihren Gefühlen. Theils freute sie sich, theils fühlte sie sich als Tochter verletzt. Überhaupt kam es ihr vor, als sei der Vater in der letzten Zeit stark gealtert. Da kamen Stunden, in denen sie nicht wußte, wie sie handeln sollte. Fuhr sie zu oft nach Glosow, so machte Hans-Wilhelm ein langes Gesicht — wenigstens bildete sie sich ein, dies bemerkt zu haben; mied sie den Vater längere Zeit, so pochte das Gewissen an ihr kindliches Herz. Oft war sie fest entschlossen, einmal offen mit ihrem Vater zu reden, aber dann kamen nur allzu schnell wieder Zweifel, die sie früher nicht gekannt. Ihre Energie war gelähmt, das fühlte sie; so sehr sie ihren Mann liebte, ein reines Glück war es nicht, solange die Scheidewand zwischen ihnen und dem Vater nicht sank.

Hans-Wilhelm, der jetzt den Kopf etwas frei bekommen hatte, war viel auf Jagden. Sie gönnte ihm die Zerstreuung von ganzem Herzen, wußte sie doch, was für ein leidenschaftlicher Jäger er war; aber dann kamen die einsamen Stunden, und die taten nicht gut. Oft fühlte sie sich wie zerschlagen; ein Bangen stellte sich ein, weil sie wußte, die Herren nahmen nach dem Jagddiner die Karten zur Hand.

Und Hans-Wilhelm ahnte, was sein Weib dachte; noch immer hatte er mit gutem Gewissen ihren stillen Befürchtungen die Spitze abbrechen können.

„Du, Eva, ich hab' verloren!“

„Viel?“ fragte sie dann ängstlich.

„Zwei Mark fünfzig im Skat um die Pfennige,“ erwiderte er lachend.

Und wenn er gewonnen hatte, gab er ihr das Geld.
 „Für 'n Reitpferd für dich. Bis zu unserer Silberhochzeit wird's wohl dauern, bis wir genug zusammen haben, da bin ich aber dann schön 'raus und kann sagen: Ich habe meiner Frau 'nen Schinder geschenkt!“

Sie hörte, er sprach die Wahrheit, und dann war sie doppelt zärtlich zu ihm.

* * *

Hans-Wilhelm bekam eine Einladung zu Büchlow nach Ossendorf zur Treibjagd.

„Nimmst du an?“ fragte Eva.

„Warum denn nicht?“

„Ich dachte, er wäre dir nicht sympathisch.“

„Liebe Eva, die Jagd in Ossendorf ist gut, Büchlow hat Sauen.“

„Dann geh nur hin.“

Aber es kommt ihr doch gepreßt aus dem Munde.

Hans-Wilhelm bemerkt es nicht, seine Leidenschaft für die Jagd ist erwacht. —

An diesem Nachmittage fährt Eva nach Glossow. Vater und Tochter reden über gleichgültige Sachen.

Endlich entschließt sie sich zu fragen: „Bist du nächsten Sonnabend auch bei Büchlow zur Jagd?“

„Nein.“

„Gar nicht eingeladen?“

„Weder ich, noch Bogenstern, noch Goldbeck. Sie waren gestern bei mir und hätten sicher davon geredet.“

Eva weiß wohl, es sind die gediegensten Charaktere der ganzen Gegend. Sie schweigt und preßt die Lippen zusammen, weil sie den Blick ihres Vaters prüfend auf sich ruhen fühlt. Schneller, als sie ursprünglich gewollt, verläßt sie ihn.

Vom Fenster aus sieht ihr Graf Melendorff nach.

Hat es bereits Streit in Moreth gegeben oder zieht das Unwetter erst auf?

Jedenfalls ist er froh, sich so fern von Hans-Wilhelm gehalten zu haben.

* * *

Am Sonnabendmorgen nimmt der junge Ehemann von Eva zärtlich Abschied.

„Ich lasse dich eigentlich recht oft allein, Liebling; aber mein Jägerblut muß sich austoben. Bald kommen die Tage strenger Arbeit wieder, dann heißt's, hübsch bei dir bleiben, und das ist gut so.“

„Ich freue mich, wenn du Zerstreuung findest. Du bist doch sonst so hübsch solide.“

Er streichelt ihr die Wangen. „Kunststück, wenn man ein so herziges Frauchen hat!“

Da wirft sie sich an seine Brust. Sie weiß nicht, wie es kommt, aber ihr ist so bange. Beinahe hätte sie ihn gebeten, nicht zu spielen; aber sie läßt es, weil sie eine Trübung ihres Glückes fürchtet, und Hans-Wilhelm ist doch so vernünftig geworden!

„Nächstens müssen wir wohl auch eine Jagd geben?“

„Ganz einfach, Eva. Die Leute sollen wissen, woran sie sind. Moreth ist weiter nichts als ein bescheidener, sehr, sehr glücklicher Landjunker, und das ist doch so viel — ist alles, was mein Herz begehrt!“

Sie sieht ihn in inniger Liebe an. Die Angst weicht von ihr; fast schämt sie sich, daß sie an Hans-Wilhelm zweifeln konnte.

* * *

Büchlow hat nur wenige Herren eingeladen.

Natürlich ist Jochen Lüsebau, sein Schatten, da, aus der Kreisstadt der Amtsgerichtsrat Röpke, der so gern Burgunder trinkt, und immer „br“ sagt, wenn

man von Alten spricht. Er schießt wie Gift und strampelt mit seinen kurzen Beinen und dem dicken Bäuchlein sehr gut, wenn er die Flinte auf dem Buckel hat, sonst ist er die Bequemlichkeit selbst. Seine Frau ist die gefürchtetste Person im ganzen Kreise, denn sie weiß alles und bringt jede Neuigkeit in vierundzwanzig Stunden zehn Meilen in der Runde herum. „Das loseste Maul Pommerns,“ pflegt Jochen Düsedom zu sagen. Aber gerade deshalb gibt er sich die erdenklichste Mühe, mit ihr gut zu stehen.

Auch ein paar Rittmeister der Husaren, bei denen Büchlow früher gestanden, sind zur Stelle — Herlingenau, Rotenstein und Reinbrecht, ein paar ordentliche Spielrassen. Einige andere harmlose Menschen sind auch noch da, wie der Amtsgerichtsrat meint: „um das Kraut fett zu machen“.

Hans-Wilhelm ist keinen Moment im Zweifel, die heutige Jagd war nur Mittel zum Zweck. Gut, daß er nur hundert Mark eingesteckt hatte!

Düsedom fing auch gleich an, ihn zu necken. „Na, junger Ehemann, wie bekommen die Flitterwochen?“
„Danke, sehr gut!“

„Hat die Gnädigste auch recht zärtlich Abschied genommen?“

Hans-Wilhelm fühlt sich abgestoßen. „Lieber Düsedom, ich liebe diese Art zu sprechen nicht.“

„Himmelwetter, muß die Ehe sensibel machen! — Na, du bist wieder bei ihr, wenn der nächste Morgen tagt.“

„Wohl schon früher.“

„Sei kein Frosch! Heute sind nur vernünftige Leute bei Büchlow, da wird ein anständiger Schoppen gehoben!“

Hans-Wilhelm entgegnet nichts, aber er nimmt sich vor, spätestens um Mitternacht nach Hause zu fahren. —

Die Jagd war sehr amüſant; er ſchoß drei Sauen, einen Fuchs, einundzwanzig Haſen, zwei Vögel und vier Rebhühner. Mit weitem Vorſprunge wurde er Jagdkönig.

Der Amtsgerichtsrat meinte vergnügt: „Das Schießen haben Sie in der Ehe nicht verlernt.“

Büchſow lachte. „Ja, wenn alle ſo pudelten wie Sie, da käme der Gaſtgeber nicht auf die Koſten!“

Der kleine dicke Köpfe, der ganz gegen ſeine Gewohnheit ſehr viele Löcher in die Luſt geſchoſſen hatte, nahm das aber nicht übel. „Sitzen Sie mal von früh bis Abends hinter den verdammtten Akten — das geht über die Augen, und 's Aſthma kriegt man auch davon!“

„Ne,“ meinte der lange Rittmeiſter v. Rothenſtein, „das kommt vom Suff!“

„Das ſollen Sie heute abend bereuen!“

Drohend erhob der Amtsgerichtsrat den Finger. Er galt für den ruhigſten, zäheſten Spieler weit und breit.

„Warten wir ab,“ erwiderte Rothenſtein. „Sie tragen ſo wie ſo vom vorigen Herbfte noch 'nen Tauſender von mir ſpazieren.“

„Ach, du lieber Gott!“ Büchſow lachte aus vollem Halſe. „Den hat er längſt in Burgunder angelegt.“ —

Und Burgunder gab es bei dem Jagdeſſen in Hülle und Fülle!

Rothenſtein, der Amtsgerichtsrat, Düſedau und Büchſow erzählten Schnurren dazu, die man bei der Anweſenheit von Damen für ſich behalten mußte.

Hans-Wilhelm ſtreckte ſeine langen Beine unter dem Tiſch aus und hatte ein luſtiges Lächeln um den hübschen Mund. Selbſt beteiligte er ſich nie an ſolchen Erzählungen. Er war in ſeinen Leutnantsjahren wahrhaftig kein Heiliger geweſen, aber es lag ihm nicht,

solche Dinge breitzutreten. Eine gewisse Scheu hielt ihn davon ab.

Man trank ihm zu, als sei es eine stille Verabredung, und er mußte ein Glas nach dem anderen durch die Kehle jagen. Was wollte er auch machen, wenn man ihm zurief: „Auf Ihre reizende junge Gemahlin!“

Es war doch eigentlich ganz scharmant, mal wieder so 'n Tischgespräch im Kreise fröhlicher Genossen, und dann hatte er heute einen tollen Dufel gehabt, das beste und stärkste Wild war ihm vor die Büchse gelaufen. Überhaupt, der Drilling seines Schwiegervaters wurde sehr bewundert. Mit Recht! Kaum sechs Pfund schwer, mit allen Schikanen gebaut, hahnlos, der gesamte Mechanismus am Bügel — kurz, ein Meisterwerk der neuesten Erfindungen. Büchtow meinte, er wäre unter Brüdern gut und gerne zweihundert Taler wert.

Aber auch das längste Jagdbessen nimmt einmal ein Ende. Hans-Wilhelm wußte: nun geht die Spielerei los, und zwar bei Büchtow eine gepfefferte. Wuthalten mußte er schon, aber er nahm sich vor, in den allerbesscheidensten Grenzen zu bleiben. Der Kopf war ihm vom vielen Trinken schwer geworden, die Jagd in dem hohen Schnee hatte auch große Anforderung an die Körperkräfte gestellt, sein Stand war auf dem äußersten Flügel gewesen, da hatte er ordentlich laufen müssen.

Büchtow schlug Hans-Wilhelm vergnügt auf den Rücken. „Hast du eigentlich als junger Ehemann schon mal dein Glück im Spiel gründlich auf die Probe gestellt? Willst du die Bank übernehmen?“

„Ich denke nicht dran, Büchtow.“

„Na höre mal!“

„Hab' nur hundert Mark einstecken, und dann weißt du doch: Glück in der Liebe — Unglück im Spiel!“

„Bloß so 'ne dumme Redensart, Hans-Wilhelm!“

„Schon möglich, aber ich habe kein Geld bei mir.“

„Mit 'nem Hunderter läßt sich freilich nicht viel anfangen.“

Düsedau brachte schon einen Statblock mit Bleistift herbei. „Mit der Bank ist es freilich vorläufig Eßig, aber mithalten tußt du doch? Du malst die Zahlen hier schön aufs Papier, Kredit räumen wir dir ein auf dreimal vierundzwanzig Stunden — nicht wahr, meine Herren?“

Die waren zum größten Teile schon ungehalten über die „Zeitverplemperei“.

„Natürlich — natürlich!“ rief man. „Wer hält die Bank?“

Jochen Düsedau übernahm sie — vorläufig mit dreitausend Mark.

Man spielte Baccarat.

Goldstücke lagen auf dem Tisch, nur Hans-Wilhelm setzte einen Taler. Man riß Wize darüber. Mit solchem „Krepelzeug“ kriegte man doch Düsedau nicht klein.

„Herrschaften, keine langen Redereien,“ rief der, „die Scheine kommen von ganz allein!“

Hans-Wilhelm war binnen kurzem fünfzig Mark los; Rotenstein räuberte bereits mit Hundertmarkscheinen den Bankhalter aus.

Düsedau lachte: „Vor dir hab' ich noch lange keine Angst, du spuckst mein Geld schon wieder aus! Aber setzt mal den Amtsgerichtsrat an, der wird gefährlich. Pocht er mit 'ner Krone los, verliert er, setzt er höher, zieht er ein!“

Unwillkürlich sah man auf den kleinen biden Herrn Köpfe.

„Der hat Nase,“ meinte Rittmeister Reinbrecht und zog seinen langen dünnen Schnurrbart durch die Fäuste. Büchlow nannte ihn immer „Bandur“.

Hans-Wilhelm legte das erste Goldstück neben den Einfaß des Amtsgerichtsrats, der hatte zum ersten Male einen Fünzigmarktschein auf den Tisch „gebrezelt“. Aber Düsedau gewann.

Köpfe zuckte gleichmütig die Achseln. „Noch ist es zu früh; also werden wir wieder bescheiden!“

Nach einer Stunde war Hans-Wilhelm sein Geld los; er setzte nicht mehr.

„Manu,“ meinte Rittmeister v. Herlingenu, „ein Kavallerist stoppt doch nicht vor der Attacke ab?“

„Ich bin pleite, Herr Rittmeister.“

„Dort liegt Papier und Bleistift,“ rief Düsedau, der gerade die Karten ausgab.

Aber Hans-Wilhelm wollte nicht.

„Lernt sich noch, wenn die Flitterwochen vorüber sind,“ sagte Köpke trocken.

Man lachte. Da stieg dem jungen Chemann das Blut zu Kopfe, der Spielteufel erwachte in ihm. „Hundert Mark. Moreth,“ schrieb er auf einen Zettel und warf ihn neben den Saß des Oberförsters Ullmann.

Er gewann.

Das Lachen hatte Hans-Wilhelm gereizt, dem Seft wurde auch eifrig zugesprochen, und als es Mitternacht war, hatte er Düsedau ausgeräubert. Zweitausend-fünfhundert Mark lagen ungefähr vor ihm.

„Herrschaften,“ sagte Jochen mit einem tiefen Atemzuge, „ich gebe die Bank ab. Arbeiten und nichts verdienen, ist nicht nach meinem Geschmack, nun kann sich ein anderer mit dem Kartengeben abplagen.“

„Moreth ist am höchsten im Gewinn — also an die Rampe!“ rief man.

Er hatte sich zwar vorgenommen, jetzt nach Hause zu fahren, aber mit einem solchen Gewinn konnte man als anständiger Mensch unmöglich „kalte Füße“ be-

kommen. Und dann — saß er nicht in einer Glücksperiode schon seit vorigem Herbst? Er müßte ja ein Esel sein, wenn er die Chance nicht benutzte. Freilich Eva wartete, die war immer aufgeblieben, bis er zurückkam; aber ein schlechter Geist redete ihm ein: sie wird sich schlafen legen. Mitternacht ist ja schon vorüber.

Als die Uhr fünf schlug, hatte Hans-Wilhelm nicht nur seinen Gewinn wieder opfern müssen, sondern noch zweitausend Mark in Schuldscheinen verloren.

Man machte Schluß und rechnete ab. Dusebau war mit einem blauen Auge davongekommen, dreihundertfünfzig Mark mußte er sitzen lassen, alle übrigen hatten von Hans-Wilhelm beträchtliche Summen zu fordern, am meisten der Amtsgerichtsrat Köpfe — fast tausend Mark.

Pückow suchte ihn zu trösten. „Alles kann man nicht auf einmal haben! Übrigens geben wir dir gern Revanche — nicht wahr, Köpfe?“

„Das versteht sich!“

Im stillen dachte er: Wie will Moreth gewinnen, wenn er so hitzig spielt?

Hans-Wilhelm tat ganz gleichgültig, er war das Verlieren ja gewöhnt. „Aber ich bitte, was tut das?“

Auf der Heimfahrt bekam er schlechte Laune, der Jammer stellte sich ein. Die anstrengende Jagd, die tolle Trinkerei, das Spielen die Nacht durch und noch dazu mit Verlust ging über die Nerven. Und nun machte sich auch noch ein eifiger Wind auf, der das Nahen der Dämmerung ankündigte, und blies ihm ins Gesicht, daß ihn die Haut juckte. Einen üblen Geschmack hatte er im Munde, Sekt auf Burgunder bekommt schlecht, die schweren Zigarren trugen auch nicht zum Wohlbefinden bei — freilich beim Spiel beruhigten sie die Nerven.

Als er in den Hof einfuhr, ärgerte ihn das Schellengeläute der Pferde; ein Hofhund schlug auch an, und in Evas Zimmer brannte noch Licht. Warum war er zu Büchlow gefahren? Und da fiel ihm auf einmal ein, daß ihn gerade zu dieser Jagd sein Frauchen ungern hatte gehen lassen. Natürlich, daß er das auch nicht früher bemerkt hatte! Und nun war sie womöglich noch wach! Auf keinen Fall durfte sie von seinem Verluste erfahren, koste es was es wolle!

Er warf dem Diener die Zügel zu, und mit einem Satz war er aus dem Schlitten.

„Gut abreiben die Pferde — verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant,“ erwiderte der Kutscher verschlafen.

Drei Stufen nahm Hans-Wilhelm immer mit einem Satz, er riß die Tür auf, sein Weib stand mitten im Zimmer.

„Aber Eva! Warum hast du dich denn nicht schlafen gelegt?“

„Du weißt doch, Hans-Wilhelm, ich warte immer auf dich!“

Beschämt sieht er zur Seite. „Wahrhaftig, ich wollte um Mitternacht aufbrechen, aber ich konnte beim besten Willen nicht weg. Sei mir nicht böse!“

„Ich bin dir nicht böse, Hans-Wilhelm, aber ich bange mich um dich!“

Da nimmt er sie in seine Arme und küßt sie. „Närrische kleine Frau!“

Sie schließt die Augen, denn aus seinem Munde strömt der Geruch von Wein und Zigarren.

Da er nichts erzählt, fragt sie nicht; aber sie weiß, er hat verloren. Sie hofft, er wird ihr, wenn er ausge schlafen hat, die Summe sagen.

Zwölftes Kapitel.

Röpké kam erst gegen Mittag nach Hause. Er hatte bei Büchtow „nochmal ’rumgeschlafen“, wie er sich ausdrückte; in Wahrheit wollte er mit klarem Kopfe zu Hause erscheinen, denn er hatte einen heillosen Respekt vor seiner Frau. Mittags sieht das Heimkommen weit ungefährlicher aus als Morgens um sechs.

Die Häuste in die Hüften gestemmt, empfing ihn seine rundliche Frau.

„Ich wollte eben öffentlich ausklingeln lassen, man solle dich auf dem Wege nach Ossendorf in den Straßengräben gegen gute Belohnung suchen!“

Der Amtsgerichtsrat nahm die Predigt seiner besseren Hälfte sehr freundlich auf. „Das zeigt nur, wieviel ich dir wert bin, meine liebe Emma!“

Aber da kam er schlecht an.

„Eine Schande ist’s! Alle Welt weiß, daß du gestern bei Morgengrauen zur Jagd gefahren bist, und am nächsten Tage, wenn die Glocken zum Nachmittags-gottesdienst läuten, kommst du erst heim! Woher sollen die Leute nur den Respekt vor dem ersten Beamten des hiesigen Amtsgerichts hernehmen?“

„Aber liebes Emmchen!“

Da fuhr sie ihm ganz gehörig über den Mund. „Hat sich was, liebes Emmchen! Ich laß’ dich nicht wieder zu diesem Büchtow fahren! Und der Wagen kostet ein Heidegeld — so reich sind wir nicht!“

„Gott, Kindchen, ich wäre ja viel früher wieder gekommen, aber ich konnte absolut nicht weg.“

„Natürlich nicht, weil ihr gespielt habt!“

„Na ja, und ich war im Gewinn.“

„So—o?“

Der biedere Röpké opferte einen Teil seiner Frau. „Denke nur, fast achthundert Mark hab’ ich gewonnen!“

„Die werden wir gleich morgen auf die Sparkasse tragen, sonst verlierst du sie doch wieder!“ Bedeutend milder wurde ihre Stimme.

Er mußte lachen. „Ich hab’ das Geld bloß noch nicht!“

„Wa—as?“

„Moreth ist fürchterlich ausgeräubert worden; er ist mir die Summe schuldig geblieben, aber sie wird fällig binnen dreimal vierundzwanzig Stunden.“

„Der junge Ehemann spielt also mit euch die Nächte durch?“

„Nach fünfe ist er nach Hause gefahren.“

„Ist das auch wahr, Bruno?“

„Warum soll ich dir denn etwas vorlügen? Warte die nächsten Tage ab, dann sollst du zweihundertfünfzig Mark für ein neues Seidenes haben.“

Da wurde Frau Köpfe „vernünftig“, von der Sparkasse sprach sie nicht mehr, aber ihre Neugier war noch lange nicht befriedigt. „Wie viel hat denn Moreth verloren?“

„Na, gut und gerne zweitausend Mark.“

Da schlug Frau Emma Köpfe die beiden Hände über dem Kopf zusammen. Gut, daß sie heute nachmittag zur Frau Kreisarzt zum Kaffee eingeladen war. Diese Neuigkeit würde die Damen sicher interessieren.

Herr Bruno Köpfe aber konnte nun ungestört seinen Jammer ausschlafen.

* * *

Eva hoffte vergebens. Hans-Wilhelm erzählte nichts von der Jagd. Er sagte nur: „Nach Ossendorf bringen mich zehn Pferde nicht so bald wieder!“

Sie war klug genug, nicht in ihn zu dringen, obgleich sie sein Schweigen schmerzlich empfand. Aber

sie hoffte, nach und nach würde er gesprächiger werden.

Beim Mittagessen lenkte seine Mutter das Gespräch auf den gestrigen Tag. „Wie war es bei Büchlow?“

„Er läßt sich empfehlen; ich habe das natürlich wieder mal vergessen auszurichten, im übrigen war's 'ne tolle Trinkerei.“

Haftig sagte er es. Die Mutter fragte nicht weiter.

Nach Tisch forderte Eva Hans-Wilhelm zu einer Spazierfahrt auf. Der Traber sollte vor den Schlitten gespannt werden, sie wollte selbst kutschieren. Mit Freuden ging er auf den Vorschlag ein, die Wände drückten ihn und sein schlechtes Gewissen. Draußen würde er auch schneller seinen Jammer los werden.

Eine halbe Stunde später fuhren sie ohne Kutscher durch die beschneiten Fluren. Eva hatte die stille Hoffnung: nun wird er mir sein Herz ausschütten. Aber sie irrte. Hans-Wilhelm saß mit gefurchter Stirne neben ihr und sprach kaum ein Wort. Da wurde sie sehr traurig. Früher, als sie ursprünglich gewollt, lenkte sie das Gefährt heimwärts. —

Noch nie hatte sich der junge Ehemann solche Mühe geben müssen, das Gespräch am Abend mit seinem Weibe in Gang zu halten; dann und wann rang sich sein besseres Ich durch, das ihn mahnte: Beichte! Aber sofort redete ihm ein böser Geist ein: Tu's nicht, zeigst du dich erst schwach, dann hat deine Frau bald die Hosen an! Dieser Widerstreit ärgerte ihn.

Er sprang auf. „Ich muß noch einen Gang durch die Ställe machen.“

„Tu es, Hans-Wilhelm. Gerade Sonntags darf das Auge des Herrn nicht fehlen.“

Für diese Worte küßte er sie dankbar auf die Stirn. Im Schweinestall traf er den Oberinspektor.

„Eine Sau fertelt, Herr Oberleutnant,“ rief der ihm entgegen. „Acht Stück sind schon da!“

Heute interessierte ihn das sehr wenig. Er brummte:

„Ich hab' 'ne Hundelaune, Drowel!“

„Kein Wunder, wenn man zu Herrn v. Büchlow fährt!“

Wider Willen mußte Hans-Wilhelm lachen. „Ja, in Ossendorf wird mächtig gepichelt.“

Drowel spuckte nach alter Gewohnheit aus. „Und gespielt!“

Mit großen Augen sah ihn sein Herr an. Wußte Drowel von seinem Verluste? Er wollte es ergründen.

„Schlimm war es weiter nicht. Glauben Sie es mir.“

„Herr Oberleutnant, klein fängt's an, groß hört's auf.“

Hans-Wilhelm ärgerte sich über diese Rederei; er hatte dem Drowel, weil er ihm geholfen, den kleinen Finger gegeben, nun griff der schon nach der ganzen Hand, so meinte er. Ungehalten zuckte er die Achseln, griff nach der Mütze und ging.

Als er aus dem Stalle heraus war, entfuhr dem alten Manne ein grimmiger Fluch. Ihn täuschte Hans-Wilhelm schon lange nicht mehr. —

Eva saß in ihrem Zimmer und biß die Zähne aufeinander; ihr war das Weinen nahe. Verloren hatte ihr Mann sicher, wenn sie nur wüßte, wieviel? Eine größere Summe mußte es sein, sonst hätte er sie genannt. Warum hatte er nur kein Vertrauen? Sie war doch sein Weib und hatte am Altare geschworen, gute und böse Tage mit ihm gemeinsam zu tragen.

Einmal war sie fest entschlossen, ihn zu fragen. Dann wurde sie wieder wankend, denn sie kannte von früher her seinen Jähzorn; den durfte sie unmöglich heraus-

fordern. Sonst wurde der leichte Riß vertieft. Und wie er mit finsterem Gesicht wieder ins Zimmer trat, entfiel ihr vollends der Mut.

* * *

Deutsches Haus,

ST. PAUL, MINN.

Am Dienstagnachmittag war Sitzung der Molkereigenossenschaft im Schwarzen Adler. Da Hans-Wilhelm Anteile besaß, so mußte er hin. Jeden Tag wurde seine Milch in die Kreisstadt zur Verarbeitung gefahren. Den Amtsgerichtsrat hatte er in einem Briefe gebeten, sich auch im Hotel einzufinden, um ihm das Geld auszuhandigen. Hätte er ihn in seiner Wohnung aufgesucht, so wäre er Frau Köpfe sicher in die Hände gefallen.

An der Sitzung nahmen unter anderen auch Düsedau und Albrecht Büchlow teil. Natürlich würden die ihn zu einer „Revanche“ verleiten wollen. Aber er nahm sich vor, entschieden abzulehnen.

Die Rechnungslegung nahm nur kurze Zeit in Anspruch, einige Fragen wurden aufgeworfen, sie machten nicht allzuviel Kopfzerbrechen, alles stand schön und gut.

Sobald die Verhandlung geschlossen wurde, kam der Amtsgerichtsrat aus dem Nebenzimmer.

„Guten Abend, meine Herren!“

„Holla, der Köpfe! Der hat uns gerade gefehlt!“ rief Düsedau vergnügt.

Hans-Wilhelm sprang auf, nahm ihn unterm Arm und führte ihn hinaus, um seine Schuld zu begleichen. Er hatte das Geld aus seiner Wirtschaftskasse genommen, die dadurch ein sehr beträchtliches Loch bekam.

Die kleineren Gutsbesitzer und Bauern zahlten ihre Reche und brachen auf, das Zimmer war jetzt für „einen hohen Adel der Umgegend“ reserviert. Bruno Köpfe war hier, trotz seiner bürgerlichen Abkunft, ein gern

gesehener Gast, denn „er hielt mit“. Wenn einmal nichts los war, nun so schickte man zu ihm, er ließ dann nie lange auf sich warten.

Als Hans-Wilhelm wieder mit ihm eintrat, meinte Büchlow: „Wie wär's mit einer kleinen Revanche? Wir wollen unserem Freund Köpfe den Heimweg etwas leichter machen.“

Düsedau war Feuer und Flamme, aber Moreth war nicht zu haben.

„Herrschaften, ich muß faktisch nach Hause.“

„Hast wohl dein Fett weg vom Sonnabend?“ fragte Fochen.

Das ärgerte Hans-Wilhelm ganz gewaltig. „Lieber Düsedau, du solltest nachgerade wissen, daß mich solche Reden anöden. Um dir aber den eigentlichen Grund recht deutlich zu sagen: ich habe kein Geld für solch kostspielige Passionen.“

„Allerhand Achtung!“ rief Büchlow. „Ich mache dir einen Vorschlag, Hans-Wilhelm: spielen wir bis neun Uhr einen Skat!“

„Ist mir zu lange.“

„Also bis acht. — Einverstanden?“

Und Hans-Wilhelm, der zeigen wollte, daß er der Herr im Hause, gab nach.

„Aber 'nen ordentlichen,“ meinte Köpfe. „Ich bin Ihnen Revanche schuldig, Herr v. Moreth, und beim Skat kann man auch besser die Chancen ausnützen.“

„Meinethalben.“

Hans-Wilhelm dachte an seine Wirtschaftskasse, der eine Auffrischung dringend not tat, und Skat war doch kein Hazard!

Man einigte sich auf den Point zu einer Mark.

Als es acht schlug, hatte er siebenhundert Mark verloren.

„Weiß der Teufel, was du für ein Pech hast!“
polterte Büchlow los.

Hans-Wilhelm stand rasch auf, so daß der Stuhl umfiel. „Gute Nacht, meine Herren! Für diesen Winter hab' ich genug Lehrgeld gezahlt!“

Fort war er.

Köpfe, Dörschbau und Büchlow sahen sich an und lachten; sie verplemperten noch ein wenig die Zeit mit der lustigen Sieben und — die Junker rupften den Amtsgerichtsrat ganz gehörig.

* * *

Eva hatte die Gelegenheit benutzt, diesen Nachmittag zu ihrem Vater zu fahren.

Er empfing sie mit ernstem Gesicht. „Ich habe dich erwartet, mein Kind.“

„Aus bestimmten Gründen, Papa?“

„Sei lieber offen zu mir. Du weißt doch, daß Hans-Wilhelm am Sonnabend bei Büchlow zweitausend Mark verloren hat?“

Sie sah zur Erde. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Der Vater wußte es, sie, sein Weib, nicht!

„Oder sollte er es dir verheimlicht haben?“ fuhr der Graf fort.

Schnell lenkte Eva das Gespräch in andere Bahnen; auf diese Frage durfte sie dem Vater auf keinen Fall antworten.

„Woher weißt du es, Papa?“

„Der Amtsgerichtsrat hat es seiner Frau erzählt, und wenn die etwas weiß, erfährt es die ganze Gegend. — Ist die Schuld denn beglichen?“

„Ja.“

Sie wußte nicht, ob sie die Wahrheit sprach, aber das war ihr in diesem Augenblicke ganz gleichgültig.

„Die Zeit wird nun leider sehr rasch kommen, in der du begreifen lernst, daß ich gut tat, an Hans-Wilhelms Besserung zu zweifeln.“

„Papa, jede Krankheit hat Rückfälle. Die überwindet man.“

„Oft lehren sie auch immer wieder und zeigen dann stets dasselbe Krankheitsbild.“

„Dies zu glauben, liegt vorläufig für mich keine Veranlassung vor.“

„Ich bewundere deinen Glauben und kann nur wünschen, du behältst recht. Aber Eva, wenn nun keine bleibende Besserung eintritt — was dann?“

Da sieht sie ihren Vater fest an. „Du hast mich zu einer Christin erzogen. Ich habe meinen Schwur geleistet, den halte ich — bis zu meinem Tode.“

Wieder einmal fällt es dem Grafen schwer zu antworten.

„Es ist eben ein Unglück, wenn ein Kind auf den Rat des Vaters nicht hört.“

„Papa, bis heute habe ich geschwiegen. Ich rede auch nur, weil ich Hans-Wilhelm über alles liebe; denke an Oberst Seinsheims Worte! Auch dich trifft die Schuld, wenn dein Schwiegersohn untergeht!“

Da wurde aber der Graf sehr unangenehm. „Der Belehrungen des Obersten habe ich nicht bedurft, und es ist zum mindesten nicht taktvoll, mich an eine für meine Person peinliche Stunde zu erinnern, die ich meinem einzigen Kinde verdanke.“

„Adieu!“

Sie reicht ihm die Hand und verläßt erhobenen Hauptes Glosfow.

* * *

Hans-Wilhelm kommt in übelster Laune heim.

„Eva, ich bin müde! Spielen wir da einen Skat

nach der Sitzung, und die Bande rupft mich um siebenhundert Mark!"

Ihr Herz droht still zu stehen. „Kann man denn überhaupt im Stat so viel verlieren?"

„Sonst würde ich es dir nicht sagen! Düseldau, Büchlow und Köpfe spielen mit Vorliebe den Point um die Mark."

„Aber warum suchst du dir denn gerade die aus?"

„Ja — warum?!"

Bitter lacht er auf.

* * *

Zwei Tage später händigt sie Hans-Wilhelm zweitausendachthundert Mark ein.

„Was, soll das, Eva?"

„Ich habe es von der Bank abheben lassen."

„Warum denn?"

„Weil es nötig war, Hans-Wilhelm. Sprechen wir, bitte, nicht weiter darüber. Wenn du mir aber eine Freude machen willst, so spiele nicht mehr — wenigstens nicht mit diesen Herren!"

Da nimmt er sein Weib in seine Arme, klagt sich an und gelobt Besserung.

(Fortsetzung folgt.)





Um die Gefreitenknöpfe.

Humoreske von Fr. Oskar Kühne.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

Die achte Kompanie war vor Beginn des Morgenexerzierens in zwei Gliedern angetreten. Die Korporalschaftsführer nahmen die Durchsicht des Anzugs und der Waffen vor, während Hauptmann Götz mit Feldwebel Heinke, welcher ein dickes Notizbuch in den Händen hielt, vor der Front verhandelte.

„Das wäre also der Dienst für morgen. — Es ist gut, Feldwebel.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Die Mutter der Kompanie schob mit einer energischen Bewegung das Notizbuch zwischen den zweiten und vierten Uniformknopf und machte Miene, eine Kehrtwendung auszuführen. Doch der Hauptmann hatte sich noch auf etwas besonnen.

„Halt — noch eins, Feldwebel!“ — Seine Stimme schallte zur Kompanie: „Einjähriger Streubel!“

„Herr Hauptmann!“

Der Gerufene kam in Lauffschrift herbei und riß, die Augen auf den Vorgesetzten geheftet, in entsprechender Entfernung die Haken zusammen.

„Feldwebel Heinke, hatte der Einjährige gestern Nachturlaub? Ich wüßte jedenfalls nichts davon.“

„Nein, Herr Hauptmann.“

Der Gestrenge bohrte seinen Blick in den des Untergebenen. Der zuckte aber mit keiner Wimper.

„So—o! Netze Geschichten!“ Die Stimme klang nicht gerade unfreundlich. Aber dann wurde sie ohne Übergang drohend. „Einjähriger, ich will Sie mit Rücksicht auf Ihre bisherige gute Führung gestern abend nach zehn Uhr nicht im Theater gesehen haben. Anderenfalls wäre es mit Ihrer Beförderung vorbei. Ich werde mir diese überhaupt noch einmal sehr überlegen. Nachurlaub gibt es für die nächste Zeit nicht. Verstanden, Herr—r—r?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Abtreten!“

Der Einjährige führte eine schneidige Wendung aus und trat, die Zähne aufeinanderbeißend, ins Glied zurück. „Fatal!“ wallte es in ihm. „Nun heißt es, sich von Else bereits um halb zehn Uhr verabschieden. Auch wenn wir im Konzert oder sonstwo sind. Außerst fatal! Und mit dem Ball nächste Woche ist es auch Effig. Das kann mir Else kosten! Denn dieser Schröter ist wie verrückt hinter ihr her. Und sie?“ Er spürte Stiche im Herzen.

Einjähriger Heinz Streubel war Student der Rechte. Er stammte aus dem Städtchen Westerhagen. Else, seine Verehrte, war ebenfalls ein Westerhagener Kind. Sie weilte für einige Wochen bei Gräbners, Verwandten von ihr, in der Universitätsstadt, wo Heinzens Regiment garnisonierte, und wo er auch seinen Studien obgelegen, auf Besuch. Heinz verkehrte schon länger bei Gräbners. Frau Gräbner war nämlich wieder eine Jugendfreundin seiner Mutter, die ihn seinerzeit mit entsprechenden Empfehlungen an jene ausgerüstet hatte. Die Dame protegierte ihn in jeder Weise. Allein in ihrem Hause

verkehrte auch ein gewisser Franz Schröter, ein junger, vermögender Kaufmann. Letzterer hatte nun, sowie er Else zu Gesicht bekommen, Feuer gefangen. Er machte ihr feurig den Hof, und Fräulein Else, der das etwas Neues war, schien Gefallen daran zu finden.

Die Geschichte ging Heinz arg durch den Kopf. Der Ball nächste Woche — der Ball! Auf ihm hatte er im Strahlenglanze der neuen Befreitenknöpfe das entscheidende Wort sprechen wollen. Nun sprach es unter Umständen der andere!

Sein Korporalschaftsführer, Sergeant Krause, hatte inzwischen die Durchsicht seiner Pflegebefohlenen bis auf ihn beendet. „Ich dachte,“ murmelte er vor ihn hin tretend, „der Herr Hauptmann hätte Ihnen einen recht freundlichen guten Morgen gewünscht? Schneiden Sie nur nicht ein Gesicht wie 'n Rentier, dem die Couponschere stumpf geworden ist!“

Dann hatte er an der Blankheit des Lederzeuges seines Einjährigen allerlei zu tadeln, am Sitze seines Koppels, und behauptete, das Laufinnere seines Gewehrs ähnele einem verrosteten Wurstkessel. Plötzlich kommandierte er, um eine Besichtigung des Seitengewehrs vorzunehmen: „Rechtsum!“ — Heinz, der mit seinen Gedanken nicht genug bei der Sache war, machte aber linksrum.

„Nicht zu glauben!“ polterte der Sergeant. „Macht dieser Einjährige linksrum, wenn ich rechtsrum kommandiere. Was sind Sie doch gleich in Ihrem Zivilberuf, Einjähriger? — Ach so, Rechtsverdreher! Das üben Sie mal hübsch draußen aus, hier gibt's so was nicht. Hier wird richtig rechtsrum gemacht. — Verstanden?“

Er freute sich königlich über sein Witzchen. Die Mannschaft grinste. In den scharfen Augen des Haupt-

manns aber, dem der Zwischenfall nicht entgangen, bligte es auf.

„Chargen eintreten!“ schallte seine Stimme. „Nicht — euch!“ Er ging an den rechten Flügel. „Natürlich, Einjähriger Streubel steht einen halben Meter vor. Zurück! — Ja, wo kriechen Sie denn hin, Einjähriger? — Vor — noch weiter vor!“

Während des fernerer Exerzierens hieß es fortgesetzt: „Einjähriger Streubel, was ist das für eine Haltung? — Einjähriger, was ist das für eine Geweblage? — Der Einjährige Streubel wirft den ganzen Parademarsch über den Haufen! — Der Einjährige Streubel klappte nach! — Sie drängen den Flügel heraus, Einjähriger! — Abstand halten, Einjähriger — Abstand! — Wegen dem Einjährigen Streubel noch einmal!“

So sehr sich auch Heinz anstrengte, immer wieder wurde er von dem Hauptmann gerüffelt.

Vor dem Weggreten schallte wieder dessen Stimme: „Feldwebel Heine — Einjähriger Streubel! — Feldwebel, den Einjährigen scheint die Luft in der Stadt zu sehr vom Dienste abzulenken. Er zieht auf vierzehn Tage in die Kaserne. Das ist immer für die Einjährigen ein gutes Mittel gewesen, sie dienstlich zu konzentrieren.“*)

Heinz war wie vom Donner gerührt. Auch das noch!

Der Feldwebel dagegen meinte, es sei tatsächlich sehr gesund, in der Kaserne zu wohnen. So ein hartes Mannschaftsbett im Schlaffaale habe etwas an sich, da könne das schönste Federbett eines möblierten Zimmers nicht mit antreten. Der Einjährige würde es schließlich gar nicht wieder missen wollen.

*) Siehe das Titelbild.

Heinz gab sich einen Ruck. „Herr Feldwebel, bitte, ich habe den Herrn Hauptmann nicht ganz verstanden. Darf ich außerdienstlich die Kaserne überhaupt nicht verlassen, oder soll ich nur in der Kaserne schlafen?“

Der Feldwebel pfiff durch die Zähne. „Der Herr Hauptmann haben befohlen: zieht auf vierzehn Tage in die Kaserne. Man könnte das so und so auslegen. Legen wir es dahin aus, daß Sie sich mit Zapfenstreich in der Kaserne einfinden. Die Zeit zwischen Paroleausgabe und Zapfenstreich würden Sie also zu Ausgängen benutzen können.“

Heinz fiel der bekannte Stein vom Herzen. Das war wenigstens etwas. „Ich danke gehoramsft, Herr Feldwebel!“ —

Die Paroleausgabe fand um sieben Uhr am Abend statt. Sie zog sich heute schredlich in die Länge. Heinz hatte sich bereits in seine beste Uniform geworfen. Er trat von einem Fuß auf den anderen. Ein Viertel vor acht endlich hieß es: „Wegtreten!“

Sein Ziel war ein Konzertetablissement, wo Gräners mit ihrem Besuch hatten hingehen wollen. Selbstverständlich hatte sich Franz Schröter auch eingefunden.

Heinz bemerkte, als er sich dem Tische, an dem jene Platz genommen hatten, näherte, wie der Nebenbuhler vor Else dienerte, und wie sie ihm zulächelte. Das trieb ihm die Galle ins Blut. Aber es bestärkte ihn auch in dem Vorsatze, ebenfalls alles daran zu setzen. Eine Menge taktischer Regeln aus der Offiziersaspirantenstunde schwirrten ihm durch den Kopf. Eine besonders: Jede feindliche Stellung, die genommen werden soll, muß zuvor ernstlich erschüttert werden.

Eine Stunde und zehn Minuten etwa standen ihm heute zum Erschüttern zur Verfügung.

Über die Einzelheiten der Ausführung wurde er

sich, das Schlachtfeld fester überblickend, in einer einzigen Sekunde klar. Ganz wie es einem guten Taktiker zukommt.

Er begrüßte Frau Gräbner und deren Gatten aufs herzlichste. Else dagegen nur oberflächlich, Herrn Schröter noch um einige Schattierungen gleichgültiger. Dann wickelte er ein Seidenpapier auseinander. Zwei Maiglöckchensträußchen, die er in einem Blumenladen erstanden, kamen zum Vorschein. Eines überreichte er Frau Gräbner. Das andere legte er vor sich auf den Tisch.

Er hatte nämlich an Elses Brust ein Sträußchen Rivierabeilchen bemerkt, und ein zweites hatte der Herr Schröter anstecken.

Darauf widmete er sich mit ganzer Hingabe seiner mütterlichen Freundin, der Frau Gräbner.

Die lächelte verschmüht. Als er aber so laut einfließen ließ, daß es Else hören mußte: „Ich kann leider heute nur eine Stunde in Ihrer angenehmen Gesellschaft verweilen,“ begehrte die Dame auf.

„Das gibt's einfach nicht, Herr Streubel. Wo wollen Sie denn noch hin?“

„Ich habe Punkt zehn Uhr zu einer Vandalenkneipe mich einzufinden,“ log Heinz. Die Vandalia war sein studentisches Korps, der er als Bursch angehörte.

Else, schon durch sein halbes Hinwegsehen über sie unruhig geworden, zwang sich jetzt einzuwerfen: „Bleiben Sie doch wenigstens bis zum Konzertschluß, Herr Streubel!“

Heinz nahm langsam sein Maiglöckchensträußchen vom Tisch auf, führte es an die Nase und blickte sie an. „Es geht leider nicht, Fräulein Else.“

Langsam legte er das Sträußchen wieder hin und hüllte sich in Schweigen.

Die Musik setzte ein. Aber auch, als sie verklungen war, blieb Heinz stumm. Nur das Sträußchen führte er hin und wieder an seine Nase und sah zwischendurch nach seiner Uhr.

Frau Gräbner wurde schließlich ungehalten über ihn. Pikiert fragte sie: „Wem wollen Sie denn das Sträußchen da verehren?“

„Einer jungen Dame.“

Else wurde purpurrot. Heinz wollte es dünken, als schösse sogar Wasser in ihre Augen. Das tat ihm im Grunde seines Herzens leid. Aber dann sagte er sich wieder, daß man mit einer feindlichen Stellung, über deren Erschüttern man ist, kein Mitleid haben dürfe.

In diesem Augenblicke kamen eine Anzahl Einjährige von der Artillerie den Saalmittelweg entlang und wechselten mit ihm Grüße.

Herr Gräbner ließ sich, als die Herren vorbei waren, vernehmen: „Schneidige Kameraden, Herr Streubel! Sind ja schon Gefreite!“

„Ja. Die Artilleristen haben die Knöpfe schon bekommen. Wir erst nächste Woche.“

Else, bestrebt in die Unterhaltung einzugreifen, fragte schüchtern: „Werden denn nicht alle Einjährige Gefreite?“

„Keineswegs, mein Fräulein,“ antwortete er gelassen. „Das militärische Leben birgt leider so manche Klippe.“

„Aber Sie avancieren doch natürlich, Herr Streubel?“ fragte Schröter lauernd.

„Na—türlich!“ Heinz hatte das Wort im Halse stecken bleiben wollen.

Die Musik erledigte die letzte Nummer des ersten Teils des Programms. Zwanzig Minuten Pause folgte. An dem Tisch kam aber keine Unterhaltung auf. Franz

Schröter behagte die gedrückte Stimmung nicht, und er suchte sie durch einige schnodderige Bemerkungen gewaltsam zu brechen. Sein Mühen war jedoch umsonst. Er schlug daher Else eine kleine Promenade im Foyer vor. Sie schüttelte aber den Kopf. Nun sah er seinerseits nach der Uhr. „In einer Viertelstunde verfügt sich der Herr Einjährige, wie er verkündet, wieder,“ sagte er sich im stillen. „Gott sei Dank! Dann soll's wieder lustiger werden. Bis dahin wollen wir uns aber etwas verziehen.“

Nichtig entschuldigte er sich für ein paar Minuten.

Heinz war das recht. „Ein netter Herr,“ meinte er gegen Else. Sie schluckte. Er fuhr fort, ihn herauszustreichen, und dabei lenkte er geschickt auf das Beilchensträußchen in seinem Knopfloch hin. „Schade, daß wir Soldaten nicht auch Blumen auf der Brust tragen dürfen. Ich würde mir sonst dieses Maiglöckchensträußchen leisten.“

„Ich denke, das haben Sie für eine — eine junge Dame gekauft?“ stotterte sie und wurde über und über rot.

„Allerdings. Aber die braucht es nicht. Ist schon hinreichend mit Blumen versehen.“

Sie erglühete immer mehr, und nachdem sie einen scheuen Blick auf Frau Gräbner, die sich jedoch aufs angelegentlichste mit ihrem Gemahl unterhielt, geworfen, löste sie Franz Schröters Beilchensträußchen von der Bluse und ließ es in ihren Schoß fallen.

Heinz ergriff sofort sein Maiglöckchensträußchen und überreichte es ihr unter einer tiefen Verbeugung.

„Ich danke Ihnen, Herr Streubel,“ hauchte sie verwirrt. „Bei — bei Ihrer Beförderung nächste Woche werde ich mich revanchieren.“

Er bog sich zu ihr. „Das würde mich sehr glücklich machen. Aber, Fräulein Else, Sie —“

Herr Gräbner hatte ihn leider etwas zu fragen. Er



mußte ihm schon Rede stehen. Dann zog er wieder seine Uhr und sprang auf.

„Meine Herrschaften, ich muß mich zu einer Unwahrheit bekennen und zwar in Bezug auf die Bandalenkneipe. Die Wahrheit ist, ich habe keinen Nachturlaub und muß nach Zapfenstreich, also Punkt zehn

Uhr, zu Hause sein. Auch in den nächsten Tagen gibt es für die ganze Kompanie keinen Nachurlaub.“

Die volle Wahrheit war das allerdings auch noch nicht. Er schämte sich dieserhalb heimlich.

„Das ist eben so die militärische Disziplin,“ half Gräbner.

„Schade,“ meinte seine Gattin. „Jedenfalls stellen Sie sich morgen abend bei uns ein. Wir warten bis acht mit dem Essen.“

„Meinen verbindlichsten Dank, verehrteste Frau Gräbner. Ich werde auf Flügeln Ihrem gastlichen Hause zustreben.“

Else sagte gar nichts. Aber er wechselte mit ihr einen Händedruck und raunte, den vorher abgebrochenen Satz wieder aufnehmend: „Bei der bewußten Gelegenheit nächste Woche müssen Sie mir gestatten, eine Frage an Sie zu richten. Eine kurze Frage, Fräulein Else!“

Er drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte. Ihr Kopf sank tief auf die Brust, und in ihm frohlockte es: Die feindliche Stellung ist sturmreif erschüttert!

„Adieu — adieu!“

Franz Schröter kam gerade zurück. Heinz wünschte ihm mit einiger Schadenfreude einen ferneren recht vergnügten Abend. Dann aber eilte er fort. Er erwog, ob er für den weiten Weg zur Kaserne der Sicherheit halber nicht lieber eine Droschke nehmen sollte. Die würde aber zwei Mark kosten. Die Straßenbahn dagegen kostete nur zehn Pfennige, und Moses und die Propheten waren bei ihm knapp.

An der Haltestelle der Straßenbahn kam gerade ein Wagen in Sicht.

Da wurde er von dem gegenüberliegenden Trottoir mit seinem Kneipnamen angerufen.

„Mnemon — Mnemon!“ Eine Reihe Bandalen,

die rot-weißen Stürmer aus der Stirn geschoben, kamen über die Straße. Je einer henkelte sich rechts und links bei ihm ein. „Den hätten wir gefangen!“

„Laßt mich los! Ich muß in die Kaserne!“

„Nachts um zehn? Laß dich doch nicht auslachen, Mnemon!“

„Ich habe keine Minute mehr zu verlieren!“

„Du mußt einfach mit! Laßt dich ja kaum mehr sehen auf der Kneipe!“

Er wollte erklären. Sie schnitten ihm aber die Worte vom Munde ab. Erst als er wirkliche Gewalt anwendete, gab man ihn frei.

Inzwischen war die Straßenbahn verpaßt. Aber eine zweite nahte unter lautem Geklingel. Er sprang unter dem Hallo seiner Korpsbrüder hinein.

An verschiedenen Stellen der zu durchfahrenden Straßen nahm man Tiefbauarbeiten und Asphaltierungen vor, die eingleisigen Betrieb bedingten. Der wieder hatte mancherlei Störungen zur Folge.

Heinz fing an zu schweigen. Hätte er doch lieber eine Droschke genommen!

Das Kasernement seines Regiments war ein Barackenkasernement. Es lag zwischen der eigentlichen Stadt und einer Vorstadt. Aber nicht an der Straße. Es war vielmehr nur über einen weiten Exercierplatz hinweg, an dem Straße und Straßenbahn unten entlang liefen, zu erreichen.

Heinz sprang ab, ehe der Wagen noch hielt. Von der Kaserne her hörte er den Zapfenstreich blasen. Er setzte sich sogleich in Lauffschritt. Aber er war noch keine halbe Minute gelaufen, als es von den Türmen der Stadt zehn schlug.

Der Zapfenstreich verhallte in ernstern, getragenen Tönen.

„Himmel!“ Jetzt galt es zu laufen, was die Lungen herzugeben vermochten.

In fünf Minuten hatte er den ganzen großen Exerzierplatz gekreuzt. Aber das Tor war schon geschlossen.

Er hielt an, um Luft zu schöpfen, nahm die Mütze ab und tröcknete sich die nasse Stirn. Eine halbe Minute mehr oder weniger fiel nun auch nicht mehr ins Gewicht. Er hatte so und so „über den Zapfen gestrichen“.

Als er wieder zu Atem kam, wurde ihm erst voll bewußt, was ihm bevorstand. Die Meldung seines zu späten Einpassierens ging morgen früh durch den Torunteroffizier an das Regiment. Drei Tage Mittelarrest waren ihm so ziemlich sicher.

Gab es denn aber gar keinen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage? Wenn er nun überhaupt nicht einpassierte? Aber der Befehl des Hauptmanns, daß er vierzehn Tage in der Kaserne zu wohnen habe, war bei der Paroleausgabe verlesen worden. Der diensthabende Unteroffizier im Kompanierevier würde sein Fehlen melden.

„Himmel!“ entfuhr es ihm wieder. Und gleichzeitig wurde er sich klar, daß es mit den Gefreitenknöpfen unter allen Umständen vorbei sei. Else würde also ihre Gratulation unterlassen müssen, und er würde mit seiner für diese Gelegenheit prahlerisch angekündigten Frage, über deren Inhaltsschwere sie nicht im Zweifel gewesen sein konnte, abfallen, mußte ihr gegenüber in ein lächerliches Licht geraten. Er würde Else überhaupt während ihres ganzen ferneren Aufenthalts in der Stadt nicht wieder zu Gesicht bekommen. Denn er würde als Nebenstrafe mindestens einen Monat volle Kasernenbeschränkung erhalten. Und dieser Schröter — er spürte heftige Schmerzen in der Brust — der würde womöglich sein Mißgeschick in Erfahrung bringen!

Seine lauernde Frage klang ihm in den Ohren wider. Unbedingt würde jener sein Mißgeschick erfahren, und dann würde er, zumal an dem Ballabende, seine Chancen rücksichtslos ausnützen. Wie Else dem bösen Nebenbuhler, als er sich heute dem Tische näherte, zugelächelt hatte!

Heinz fürchtete in diesem Moment alles. „Die Knöpfe verloren — Else verloren!“ seufzte er.

Sollte er den Glockenzug am Tor gebrauchen und damit sein Unglück gewissermaßen unabänderlich fest machen? Allerlei Erzählungen von kühnen Übersteigungen der hohen Kaserneneinfriedigung, die die Mannschaften auf dem Marsche mit Vorliebe austauschten, kamen ihm in den Sinn. Er ging schon von dem Tor weg und betrachtete die Einfriedigung. „Das Übersteigen wäre trotz der Höhe nicht allzu schwer,“ dachte er. „Die Lattenstäbe sind hübsch kreuzweise übereinandergenagelt. Da ist das Eskaladiergerüst, über das uns der Hauptmann mit vollem Gepäck prescht, eine ganz andere Leistung. Und der diensthabende Unteroffizier im Kompanierevier könnte höchstens melden, daß ich um zehn Uhr noch nicht im Schlafsaale gewesen sei. Ich würde angeben, ich wäre im Kasernenhofe spazieren gegangen. Das wäre kein großes Vergehen weiter. Es setzt schlimmstenfalls einen Rüffel ab.“

Er ging immer mehr vom Tore weg.

„Aber bei dem Übersteigen sich erwischen lassen, bedeutet vierzehn Tage strengen Arrest bei Wasser und Brot! — Das ist Regimentsbefehl. — Und Wachen patrouillieren im Hof. Es wäre freventlicher Leichtsinns, wenn ich es wagte.“

Alle Hoffnung auf einen Ausweg aus der Klemme verließ ihn wieder.

Plötzlich rief ihn eine dröhnende Stimme an: „Halt!
— Wer da?“

Er wußte sofort, daß es der Posten der Pulverwache war. Den Vorrat an Blazpatronen und einen gewissen an scharfer Munition bewahrte das Regiment in einem steinernen Häuschen außerhalb der Einfriedigung auf. Explosionskörper in größerem Umfange dürfen nämlich dauernd nur in ganz bestimmter Entfernung von bewohnten Gebäuden niedergelegt werden. Um diese Entfernung einzuhalten, war man gegen vierzig Meter auf den freien Exerzierplatz hinaus geraten. Ein Posten stand stets bei dem Häuschen. Er hatte aber bei Nacht auch den Befehl, die Einfriedigung mit im Auge zu behalten und etwaige Übersteigerversuche zu verhindern.

Ein Entfliehen war nicht mehr möglich. Heinz blieb deshalb stehen. Im nächsten Augenblick faßte ihn der Posten beim Kragen.

Aber das Schütteln war ein recht freundschaftliches.

„Mnemon, Mensch — bist du's wirklich? Was treibst du dich denn hier herum?“

Der Posten war der Einjährige Märker, ein trinkfroher Mediziner im siebenten Semester, der sein Halbjahr bei der Waffe abdiene. Er war, wie Heinz, Bandalenbursch.

In Heinz' Kopfe blitzte ein Gedanke auf. Heiser vor Aufregung fließ er hervor: „Er“ — das war der Aneipname Märkers — „bist du schon abgelöst?“

„Ne. Der Pulverposten ist doch, wie du weißt, der Hundeposten. Der aufführende Gefreite erledigt erst alle Innenposten, dann kommt meiner dran. Aber aufgeführt wird er zuerst. Der Unteroffizier hat ihn für mich besonders ausgesucht.“

„Er, du mußt mich retten! Es geht um die Knöpfe

und um noch verschiedenes andere mehr! Knarre her!“

„Aber Mnemon!“

„Knarre her, sage ich! Hurratute herunter!“

„Mnemon, bist du bezech? Ein königlicher Posten vor Gewehr! Ich verhafte dich!“

„Rede kein Blech, Er! Koppel ab!“

„Die Ablösung muß gleich erscheinen, Mnemon —“

„Schnell, schnell, Er! Bandalen haben mich hingeritten, und ein Bandale muß mich wieder herausreiten. Mensch, Er, ich habe Kasernenbeschränkung, und habe den Torfluß versäumt. Nun, paß auf, was ich dir sage! — Ich habe dich dreiviertel zehn hier von einem Schwächeanfall überwältigt gefunden und abgelöst. Verstanden?! Dreiviertel zehn! — Geschwind ins Schilderhaus jetzt! Schwäche markiert!“

„Ja — ja, aber nur sachte!“

„Noch ein bißchen mehr! So viel wirft du doch in deinen sieben Semestern Medizinerei gelernt haben!“

Märker fing an zu stöhnen.

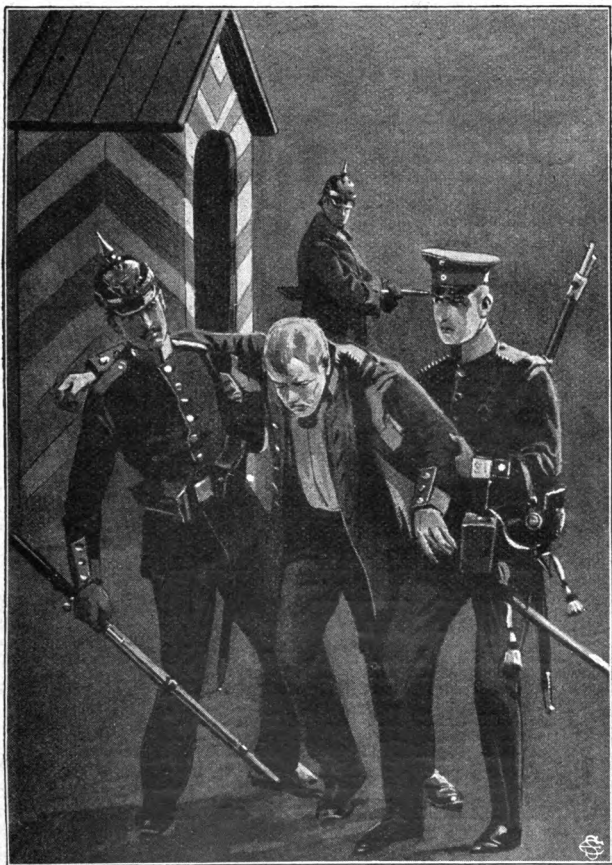
„Bataillon — halt! Ablösung — vor!“ kommandierte der aufführende Gefreite, der mit der Ablösung heranmarschierte.

Heinz machte entsprechende Meldung. Man schritt zur näheren Besichtigung des armen Kranken. Der wimmerte leise. Der Gefreite hatte ihn an der einen Seite unter, Heinz an der anderen. So ging der wenig militärische Zug zur Wache im Kasernenhofe.

Vor dem Unteroffizier der Wache wiederholte Heinz seine Meldung. Man verbrachte den Kranken nach der Jourstube, wo der Einjährigearzt Doktor Weßel Nachtdienst hatte. Er fand Märkers Zustand sehr bedenklich und ließ ihn auf die Pritsche im Raume betten.

Heinz diktierte dann dem Unteroffizier der Wache

noch einen Eintrag ins Wachtjournal und begab sich darauf stolz in sein Kompanierevier. Dort erstattete



er dem diensthabenden Unteroffizier ebenfalls Bericht und ließ sich im Schlaffsaal ein Bett anweisen.

Durch eine Ordonnanz wurden aber für die Jour=

stube auf Grund eines Rezepts des diensthabenden Arztes vier Flaschen bester Bordeaux verlangt mit dem Bemerken, daß es sich um einen plötzlichen Krankheitsfall handle. Der Kellermeister fand das Quantum für einen Kranken zwar reichlich groß, rückte aber doch damit heraus. —

Am anderen Morgen kam der Oberst zur Kompanie des Hauptmanns Göß geritten.

„Herr Hauptmann!“

„Herr Oberst!“

„Herr Hauptmann, ich habe im Wachtrapport gelesen, wie ein Einjähriger Ihrer Kompanie gestern abend einen Außenposten vor Gewehr, der von einem plötzlichen Schwächeanfall betroffen worden war, unverzüglich abgelöst hat. Das ist ein treffliches Benehmen. Ich freue mich, Herr Hauptmann, daß der Einjährige gerade Ihrer Kompanie, die ich ja so wie so schon als die beste meines Regiments schätze, angehört. Wie hat sich der Einjährige sonst geführt?“

„Gut, Herr Oberst.“

„Bitte, ich möchte den Einjährigen sprechen.“

„Einjähriger Streubel!“

Heinz sauste herzu.

Der Oberst musterte ihn wohlgefällig. „Was sind Sie in Ihrem Zivilberuf, Einjähriger?“

„Student der Rechte, Herr Oberst.“

„Schön. Für Ihr gestriges umsichtiges Verhalten ernenne ich Sie hiermit außer der Reihe zum Gefreiten. Werden Sie einmal ein tüchtiger Reserveoffizier!“

„Ich danke gehorsamst, Herr Oberst.“

Als dieser fortgeritten war, musterte der Hauptmann seinerseits seinen Einjährigen von oben bis unten. Seine Miene aber war nicht so wohlgefällig wie die

des Obersten. Langsam löste es sich von seinen Lippen: „Einjähriger, ich stehe im militärischen Leben jedem Vorgange, den ich nicht selbst miterlebt habe, vollkommen skeptisch gegenüber. Aber alles das, was ich nur vermuten und nicht beweisen kann, ist für mich



ein für allemal erledigt. Die Kasernenbeschränkung ist Ihnen erlassen. Weggreten!“ —

Nach dem Vormittagsdienst lief der merkwürdig rasch wiederhergestellte Einjährige Märker auf seinen Kameraden zu: „Mensch, Mnemon — du bist eine Perle! Ich hätte noch dreimal auf dem Hundeposten aufziehen müssen. Daß du mich davon erlöst hast, vergesse ich dir nie!“

„Willst du gleich deine Schnute halten, Ex!“

„Ach so!“ —

Und am Abend begab sich Heinz mit den neuen Gefreitenknöpfen am Tragen stolz wie ein Spanier zu Gräbners. Der Hausherr empfing ihn im Vorfaal und entdeckte die Beförderung sofort. Er schlug Lärm. Seine Frau kam herzu.

Else im Zimmer hörte alles. Es wurde ihr ängstlich zu Mut, denn mit den Gefreitenknöpfen hatte sie sich ihm gewissermaßen versprochen. Wenigstens stillschweigend vor sich selbst. Sie zog mit zitternden Fingern eine rote Nelke aus einer Vase, und als er vor sie hin trat, überreichte sie ihm die Blume mit niedergeschlagenen Augen. „Ich — gratuliere!“

Heinz faßte mit der Blume ihre Hand. „Else, beide zusammen?“

Sie konnte nur schämig das Köpfchen neigen. Da zog er sie an seine Brust.





Die Zugspitze.

Eine Wanderung ins Wettersteingebirge.

Von R. Ortmann.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Der Weg ins Wettersteingebirge geht durchs romantisch=liebliche Werdenfeller Land, von dessen mannigfachen Reizen an Berg und Tal, an Wald und See wir unseren Lesern schon in einem früheren Bande eine von Künstlerhand illustrierte Schilderung entworfen haben. Damals mußten wir am Fuße der rauen, zerklüfteten Bergriesen halt machen, zu deren ragender Höhe wir nun heute emporsteigen wollen.

Aber es mag uns nicht verdrießen, auf einem etwas zeitraubenden Umwege an das Ziel unserer Wanderfahrt zu gelangen. Der eilige Tourist, der sich in München eine Fahrkarte nach Garmisch=Partenkirchen gelöst hat, braucht wenig mehr als zwei Stunden bis ins Herz des von Isar und Loisach umschlossenen Werdenfeller Ländchens, aber er bezahlt diese Geschwindigkeit mit dem Verzicht auf mancherlei herzerquickende Schönheit, die der gemächlichere Wanderer gern mit wohligem Behagen genießt, ehe er sich von der erhabenen Majestät des eigentlichen Hochgebirges gefangen nehmen läßt.

Auf der Staatsbahn, deren Schienenweg zahlreiche hübsche Ausblicke auf die blinkende Wasserfläche und die anmutigen, villenbesetzten Ufer des Starnbergersees gestattet, oder durchs grüne, liebliche Isartal fährt sich's

gar gut den bewaldeten Vorbergen zu, deren schöngezeichnete Silhouette schon von weither freundlich den Ankömmling grüßt. An dem stattlichen Gebäude des ehemaligen Klosters Benediktbeuern und der trutzigen, kahlen Benediktenwand vorüber geht's nach dem reizenden Kochel, das durch seinen sagenhaften Schmied-Balthes, den von der Volksphtasie geschaffenen Helden der traurigen Sendlinger Bauernschlacht, sogar zu einer gewissen historischen Berühmtheit gelangt ist. Gasthäuser und Villen im leichten, heiteren Schweizerstil, die sich wenigstens von außen recht schmuck und behaglich ausnehmen, laden da in Menge zum Verweilen ein. Aber drüben jenseits des massigen Herzogsstandes harren des Wanderers noch viel köstlichere Genüsse, als das schon allzu kurortmäßig aufgeputzte Kochel und sein wunderhübscher, smaragdgrüner See sie zu bieten vermögen.

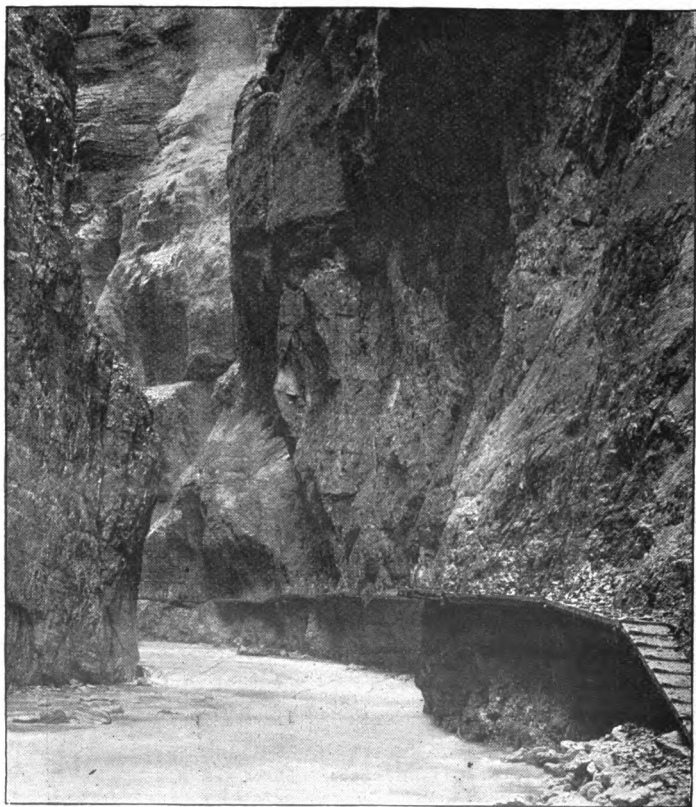
Wer in den Zumutungen an seine Gehwerkzeuge über eine gewisse bescheidene Grenze nicht ungestraft hinausgehen darf, der vertraue sich am Bahnhof oder weiter drunten beim Kurhaus getrost dem stattlichen Automobilomnibus an, der ihn in sehr verständigem, durchaus nicht schwindelerregendem Tempo weiter befördert. Ungleich besser aber hat es natürlich der rüstige Fußgänger, der die tiefe Einsattelung zwischen Herzogsstand und Jocheralm, den nur 861 Meter hohen Kesselberg, auf der im Jahre 1897 vollendeten neuen Straße fast so gemächlich wie auf völlig ebenem Wege überschreitet. Denn die größte Steigung der 5,820 Kilometer langen Straße beträgt nur 5 Prozent, während es bei dem um volle drei Kilometer kürzeren alten Weg, der allerdings einen Abstecher zu den sehr sehenswerten Kesselbergfällen gestattet, Steigungen bis zu 25 Prozent zu überwinden gibt.



St. Johannes in Partentkirchen v. d. S.

Partentkirchen - Garmisch.

Der Spaziergang über den Kesselberg ist einer der genußreichsten, der sich in deutschen Berglanden machen läßt. Denn jede Biegung der zahlreichen Serpentina-



Partnachklamm bei Partenkirchen.

erschließt dem Auge des Wanderers ein neues, reizvolles Bild, das in nichts dem vorausgegangenen zu gleichen scheint. Romantische Schluchten, geheimnis-



B. Johannes in Parientkirchen phot.

Der Hochzeitlader mit zwei Zeugen.

volle grüne Waldesdämmerung, schroff aufsteigende, nackte Felswände oder weite Ausblicke über den hügelumrahmten Hochseesee wie in die unabsehbare, von zahl-

reichen freundlichen Ortschaften belebte Hochebene hinaus folgen einander in beständigem, überraschendem Wechsel, und den wirkungsvollen Höhepunkt dieser Genüsse bildet das auf dem Scheitelpunkt der prächtigen Bergstraße unvermutet vor dem Touristen entrollte großartige Panorama des tiefgrün herausgrüßenden Walchensees mit seinem Kranze steil ansteigender Waldberge, hinter denen sich die zadike Umrißlinie des Karwendelgebirges mit seinen zahlreichen Schroffen und Zinken klar und scharf gegen den Himmel abzeichnet.

Auch der Walchensee ist wie alle oberbayerischen Bergseen von großer Klarheit und Durchsichtigkeit und — je nach der Art der Beleuchtung — von einem entzückenden Wechsel des Farbenspiels. Er ist 10 Kilometer lang, 7 Kilometer breit und hat eine durchschnittliche Tiefe von 195 Meter. An seinem Gestade führt die Fahrstraße weiter dem scheinbar schon in unmittelbare Nähe gerückten Hochgebirge entgegen. Aber noch sind wir in Wahrheit durch eine recht ansehnliche Entfernung von ihm getrennt. Eines gut zweistündigen Marsches bedarf es, um vom Dorfe Walchensee über den Ragenkopf nach dem durch seine prachtvolle Gebirgsausicht berühmten Dorfe Wallgau zu gelangen, und man mag getrost fünf weitere Wegstunden auf die Strecke Krün, Alais, Kaltenbrunn, Partenkirchen=Garmisch rechnen.

Das ist im Vergleich mit der nur zweistündigen Eisenbahnfahrt auf dem direkten Wege von München freilich ein erheblicher Zeitunterschied; aber es hat wohl noch keinen gereut, dieser umständlicheren Route den Vorzug gegeben zu haben. Gerade die lieblichen und heiteren Eindrücke, die er auf dem langen Wege in verschwenderischer Fülle und im buntesten Wechsel emp-



Mädchen aus Partenkirchen.

fangen, bilden die allerglücklichste Vorbereitung, um
sein Gemüt empfänglich zu machen für die großartige

1807. XII.

6

und oft düstere Erhabenheit der Szenerie, die nun auf der weiteren Wanderung zur Zugspitze ihre Wunder vor ihm aufzutun soll.

Wir wollen an dieser Stelle nicht wiederholen, was wir in unserer früheren Skizze über die eigenartigen Naturschönheiten der ehemals zum Bistum Freising gehörigen, im Jahre 1803 an Bayern gekommenen Grafschaft Werdenfels gesagt haben, und raschen Fußes wollen wir die unheimlich wilde Partnachklamm mit ihren oft so beängstigend nahe zusammengedrängten, senkrechten Schluchtwänden und ihren ungestüm rauschenden, wirbelnden und tosenden Wassern durchwandern.

Nur auf wenige menschliche Behausungen noch stoßen wir auf unserem weiteren Wege durch das von schroffen Felsmauern eingefasste Mairtal, dessen Besonderheit die kleinen, tiefblauen und spiegelklaren Teiche, die untere und die obere „blaue Gumppe“, ausmachen. Stundenlang kann man hier zu manchen Jahreszeiten wandern, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, aber wo immer der Tourist auf einen im Werdenfeler Landl beheimateten Sohn der Berge stößt, immer kann er des treuherzigsten Grußes, des freundlichsten Lächelns und der bereitwilligsten Auskunft gewiß sein.

Denn es ist ein ebenso liebenswürdiger wie stattlicher Menschenschlag, der hier sein anspruchsloses und heiteres Dasein hinbringt. Unter den Männern, zumal unter den Holzknechten und Jägern, finden sich ganz prächtige Gestalten, die uns anmuten, als wären sie eben aus einem Defreggerschen Bilde herausgestiegen. Ihre kleidsame Tracht trägt nicht wenig dazu bei, sie uns vertraut und sympathisch zu machen. Die echte alte Werdenfeler Tracht freilich mit den langschößigen Bauernröden ist fast ganz verschwunden. Nur hie und da noch begegnet uns ein auf dem sonntägigen Kirch-

gang begriffener Landmann in dieser Kleidung, oder wir haben, sofern der Zufall uns günstig ist, das Ber-

gnügen, den Hochzeitlader mit seinen Zeugen in der altväterisch anmutenden und mehr würdevollen als bequemen Tracht bei dem feierlichen Rundgang von Hof zu Hof zu beobachten. Die junge Generation hat sich überall für die viel malerische und zweckmäßigere Gebirgstracht entschieden, die auch der Sommergast aus dem norddeutschen Flachland so gerne anlegt, wenn er hier in den Bergen Erholung für Geist und Körper sucht — für die graue Zoppe, die mit hübschen Stidereien verzierte kurze Le-

berhose, die Wadenstrümpfe und den Ledenhut mit dem Gemsbart oder der trugigen

Spielhahnsfeder. Das zarte Geschlecht allerdings mag in der Mehrzahl seiner Vertreterinnen den mit hoch-

Deutsches Haus.

ST. PAUL, MINN.



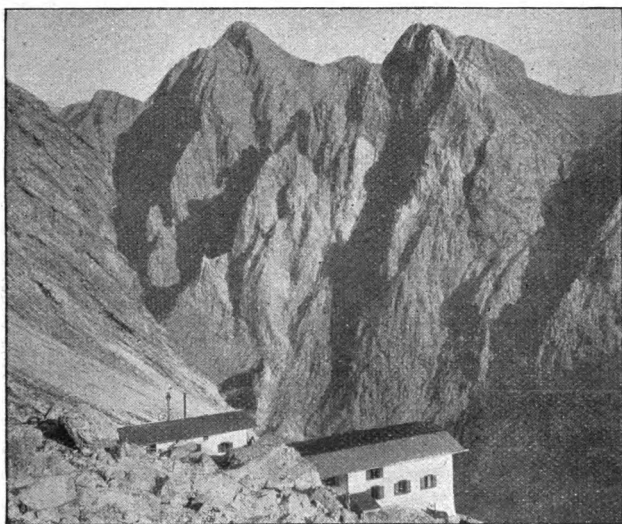
Ein Bergführer.

gespannten Erwartungen nach taufrischen Schönheiten ausschauenden Fremden ein wenig enttäuschen. Die harte Arbeit, die hier auf den Schultern der Frauen liegt, ist der Entwicklung weiblichen Liebreizes nicht eben förderlich. Sie erheischt einen derben Knochenbau und kräftige Sehnen, Hände, die wader zuzugreifen vermögen, und Füße, die breit und fest in den schweren, nagelbeschlagenen Schuhen stehen.

Wie ein zierliches Landmädchen aus der Operette kann die Werdenfeller Bäuerin darum kaum ausschauen, aber es finden sich trotzdem auch hier zuweilen recht anmutige Erscheinungen mit hübschen, regelmäßigen Gesichtern. Die junge Partenkirchnerin auf unserem Bilde mag es als Beispiel erweisen. Wie wir sie da sehen, ist sie allerdings in ihrem schönsten Sonntagsstaat, und der feine Rock, das sorgsam um Nacken und Schultern gelegte Ausbreittücherl, das wertvolle, vielleicht altererbte, silberne „Geschnür“, wie die blütenweiße Schürze geben ihr ein gar festliches und gepußtes Aussehen.

Wer zum ersten Male seinen Weg auf die Zugspitze, den höchsten Berggipfel in deutschen Landen, nehmen will, der tut gut, sich nicht lediglich auf das eigene Orientierungsvermögen und die eigene Kraft zu verlassen, sondern sich in Partenkirchen eines Führers zu versichern. Es sind deren genug da, heitere, bescheidene und freundliche Leute von erprobter Zuverlässigkeit und Umsicht, in deren Gesellschaft sich's gut und behaglich wandern läßt. Denn wenn auch die Zugspitze keineswegs zu den schwierigen Gipfeln zählt, so bedeutet ihre Besteigung doch schon ein ganz anderes Stück Arbeit als etwa eine Promenade auf den Herzogsstand oder auf die Erhebungen unserer mitteldeutschen Gebirge.

Schon am Ende des Raintals umfängt den Wanderer die echte, rauhe Hochgebirgsnatur. Die Vegetation wird immer spärlicher, um endlich ganz zu verschwinden, und das nackte, zerklüftete Gestein wird zum Alleinherrscher in der immer grotesker und wilder an-



B. Johannes in Partentirchen phot.

Knorrhütte am Platt.

mutenden Landschaft. Der wohlgebahnte Pfad führt zwar bis zur Unterkunftshütte, aber er ist sehr steil und sonnig geworden, da die kurzen Zwergkiefern keinen Schatten spenden, schließlich hören sie ganz auf, und der wegmüde Wanderer ist sicherlich von Herzen froh, wenn er in der feierlich-ernsten Berg-einsamkeit eines mit seinen weißen Mauern freundlich herabgrüßenden Bauwerks von Menschenhand ansichtig wird, das ihn zu längerer Rast und zu leiblicher

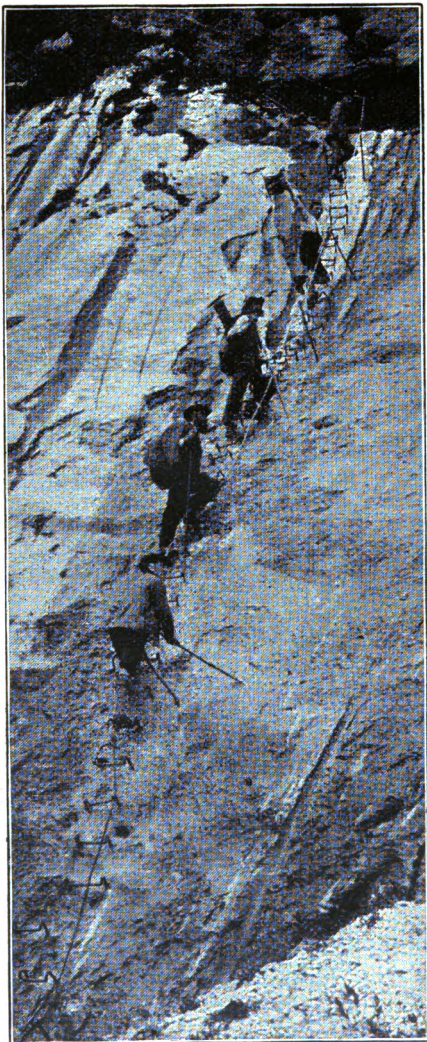
Erquickung einladet. Es ist die vom Alpenverein am sogenannten Platt errichtete Anorrhütte, durch deren Existenz der Besteigung der Zugspitze viel von ihrer einsigen Beschwerlichkeit genommen worden ist, denn hier kann der durch den fünf- oder sechsstündigen Marsch ermüdete Tourist in gemächlicher Nachtruhe frische Kräfte sammeln für den letzten Teil seines Weges, der den genussreichsten, aber auch den mühseligsten Teil seiner Bergfahrt ausmacht.

Wenn in der Morgenfrühe die wogenden Nebel zu fallen beginnen, wenn die ehrwürdigen Häupter der alten Bergriesen, der Dreitorspitz, der Alpspitz und der Zugspitz, im ersten Ruch des majestätisch emporsteigenden Tagesgestirns aufleuchten, klettert sich's mit ausgeruhten Gliedern nicht allzu schwer an den schroffen Wänden hinauf, die, von unten betrachtet, dem Neuling manches bedenkliche Kopfschütteln abgenötigt haben mögen.

Es gibt verschiedene Wege, auf denen sich des Deutschen Reiches höchster Gipfel gewinnen läßt, der kürzeste, aber beschwerlichere und nur für kniefeste, schwindelfreie Touristen zu empfehlende ist der Aufstieg vom Eibsee, und noch viel größere Anforderungen stellt der Aufstieg durch das Höllental, auf dem sich die Neigung der Wände oft recht beängstigend der senkrechten Linie nähert. Aber auch da ist für den vorsichtigen und angemessen ausgerüsteten Touristen die Gefahr so weit als möglich vermindert, denn überall, wo der glatte Felshang selbst dem nagelbeschlagenen Bergstiefel einen genügenden Halt nicht mehr gewähren würde, sind eiserne Tritte und Griffe in das Gestein eingelassen, die für Fuß und Hand vortrefflichen Halt gewähren. Auf dem Wege vom Raintal kann nun gar von Gefahr keine Rede

sein; die einzige bedenkliche Stelle, wo plattiges Gestein bis zum Grat hinaufführt, wird auf dem Alpenvereinswege, einer förmlichen Eisenleiter, ohne Schwierigkeit überwunden.

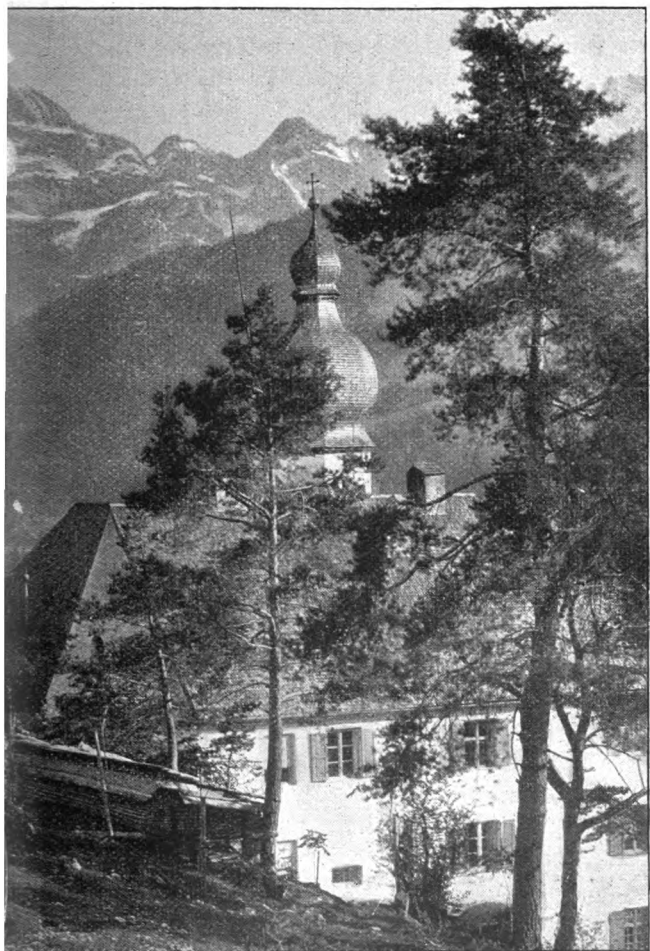
Allerdings kann nicht dringend genug darauf gewarnt werden, die Zugspitze im gewöhnlichen Straßenanzug besteigen zu wollen, wie es von leichtfertigen Reisenden leider nur zu häufig versucht wird. Bei andauernd schönem Wetter mag es ja solchen Toren — wenn auch unter doppelten



Alpenvereinsweg zum Grat.



Wettersteingebirge von St. Anton bei Partenbach



St. Johannes in Partenkirchen phot.

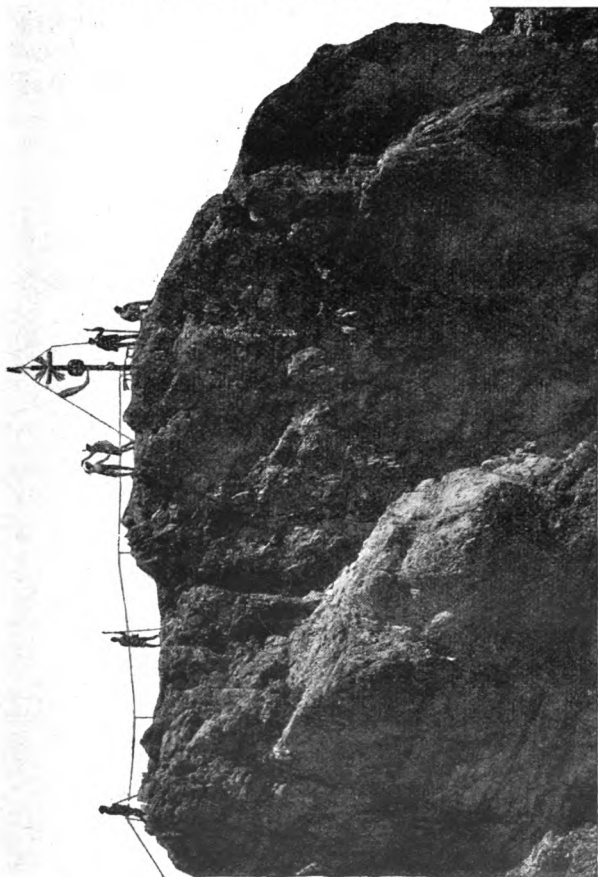
Partenkirchen aus (Dreitortspitze und Schachen).

Beschwerden — schließlich gelingen, mit ungenagelten Schuhen, ohne Bergstock und wärmenden Mantel, mit gesunden Gliedern und bei leidlichem Wohlbefinden den Gipfel zu erreichen. Aber im Hochgebirge ist niemals darauf zu rechnen, daß das Wetter einen ganzen Tag lang unverändert günstig bleiben werde. Namentlich die mit unheimlicher Schnelligkeit heraufziehenden und zumeist äußerst heftigen Gewitter, die für kürzere oder längere Zeit jeden Weitermarsch unmöglich machen können, sind um ihrer Häufigkeit willen gerade in der eigentlichen Reisezeit ebenso zu fürchten, wie die oft ganz unerwartet einfallenden dichten Nebel, die eine Orientierung ungemein erschweren und den zu leicht gekleideten Touristen bald in Kälteschauern erbeben machen.

Wenn man gesehen hat, wie namentlich an Festtagen gepuzte Damen und geschneigelte Jünglinge oder gewissenlose Väter mit halbwüchsigen, schwächlichen Kindern ohne jede Ahnung von den durch ihren Leichtsinn über sie heraufbeschworenen Gefahren womöglich noch auf der schwierigsten Route den Weg auf die Zugspitze antreten, um jammernd irgendwo in halber Höhe stecken zu bleiben und den Beistand menschenfreundlicher Helfer anzurufen, so kann man nur seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß die lange Liste der alpinen Katastrophen nicht durch eine noch größere Zahl von Unfällen auf der Zugspitze vermehrt wird, und man kann nur immer und immer wieder mit dem größten Nachdruck auf die verhängnisvollen Folgen hinweisen, die derartige Unüberlegtheiten nach sich ziehen können.

Den verständigen Touristen aber, der in leiblicher und geistiger Frische am Ziel seines Weges anlangt, erwarten droben die reinsten und schönsten Freuden.

Denn von unvergleichlicher und nicht zu schildernder Großartigkeit ist die Rundsicht, die sich vom westlichen wie vom etwas niedrigeren östlichen Gipfel der



Östlicher Zugspitzgipfel.

Zugspitze aus erschließt. Da er sich hier bereits 2960 Meter über dem Meerespiegel befindet, kann der Beschauer ein recht ansehnliches Stück des deut-

sehen Vaterlandes wie auf einer zu seinen Füßen ausgebreiteten Landkarte überblicken, und bei günstigen Luftverhältnissen wird das herrliche Panorama, an dem ein schönheitsfreudiges Auge sich kaum satt sehen mag, im Norden erst durch die feine Silhouette des Böhmerwaldes und im Süden durch das Massiv des Ortlers abgeschlossen.





Die Brüder.

Novelle von A. Noël.



(Nachdruck verboten.)

1.

Auf der Treppe roch es nach Kaffee. So hatte es hier am Nachmittag immer geduftet — seit seiner Kinderzeit. Er empfand es angenehm, daß dieses heimatliche Gefühl ihn schon im Hausflur in Empfang nahm, allein er fühlte sich da oben trotzdem nicht recht heimisch mehr.

Im dritten Stoß läutete er an der Tür mit dem vertrauten Messingschild, das den Namen Dr. J. N. Madera trug. Jetzt würde sich sogleich der struppige Kopf der Betti am Guckfenster zeigen.

Aber als die Tür sich öffnete, fand sich Manfred einer unbekannten und unerwarteten Erscheinung gegenüber. Wie kam eine junge Dame in das Heim seiner Eltern? Und was für eine! Er konnte nichts denken als: ist die aber schön!

Ein blaßes, streng regelmäßiges und doch noch kindliches Gesicht mit dunklen Wellenscheiteln. Lichte Augen, die sich fragend zu seiner ungewöhnlichen Größe erhoben.

„Sie wünschen?“

„Ist meine Mutter zu Hause?“

„Sie sind's also? — Nein, die Frau Doktor ist nicht zu Hause.“

Manfred entging es nicht, daß diese kindlichen Züge

sofort etwas Abweisendes annahmen. Sie hatte schon Unvoreilhaftes über ihn gehört, das war sonnenklar.

„Dann kann ich vielleicht warten?“ schlug er vor.

„Natürlich! — Bitte sehr!“

Sie ging voran und öffnete die Tür zum Wohnzimmer, dann trat sie zurück und lud Manfred zum Vorausgehen ein, obgleich er merkte, daß sie eigentlich gar nicht mit ihm hineinkommen wollte.

Nun tat sie es aber doch, und im Zimmer wies sie mit einladender Handbewegung auf die niederen Sessel aus graublauem Wollbrokat.

Doch er setzte sich noch nicht, sondern wandte sich dem jungen Mädchen voll zu. „Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“

Diesmal wurde es noch offener, daß sie bereits eine Voreingenommenheit gegen ihn hegte. Ihr Blick begegnete dem seinigen mit kühler Ablehnung, und ihre Lippen öffneten sich nur zögernd. „Ich heiße Angela Ruh.“

„Ruh?“ wiederholte er fragend. „Die Tochter von meiner Mutter Freundin vielleicht?“

Sie nickte.

„Ihre Frau Mutter lebt nicht mehr?“

„Seit sechs Jahren nicht mehr.“

„Sie waren vermutlich bis jetzt im Pensionat?“ fragte er etwas zweifelnd, denn über dieses Alter mußte sie doch schon hinaus sein.

„Ich war im Ausland,“ verbesserte sie. „Jetzt hat mich die Frau Doktor eingeladen, einige Zeit bei ihr zuzubringen.“

„So, so,“ murmelte er, sie in Selbstvergessenheit anstarrend, bis er sich erinnerte, daß das unhöflich sei. „Es ist aber wenig Platz im Hause. Sie werden wenig Bequemlichkeit haben?“

„Ich fühle mich sehr wohl hier — unter so lieben Menschen.“

„Unter so lieben Menschen!“ wiederholte er ironisch. „Der Papa, die Mama und — Willibald. Na natürlich!“

Angela Ruh errötete, warf ihm einen beinahe feindseligen, jedenfalls aber entrüsteten Blick zu und sagte kurz: „Entschuldigen Sie mich. Ich habe zu tun.“

Fort war sie.

Manfred starrte auf die Tür, hinter der sie verschwunden war. Daß die mit dem Engelsgesicht so schroff sein konnte! Aber er galt ihr eben wohl auch schon als der schlechte Mensch.

Er lachte leise auf und fing an, mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer umherzugehen.

Elternheim! — Mutter! — Sind denn alle Mütter auch wirklich Mütter? Bei weitem nicht! Und die es am meisten sind, sind sie es für alle Kinder? Für alle Kinder gleich? Die seinige keinesfalls! Die war ihm immer wenig zugetan gewesen, schon seit der Geburt. Wenigstens seit der Geburt des zwei Jahre nach ihm angelangten Willibald, der ihr Mutterherz erst weckte und den sie abgöttisch liebte.

Es war eine natürliche Folge der ungleichen Behandlung, welche die beiden Brüder durch die Mutter erfuhren, daß er und Willi sich nicht gut vertrugen. Obendrein zwangen sie die Raumverhältnisse der elterlichen Wohnung, ein Kabinett miteinander zu teilen, eben das, an dessen Tür er nun stand, hineinblickend in den engen Raum, in dem er alle Kämpfe seiner Kindheit, seiner Entwicklungsjahre durchgekämpft hatte.

Viel Platz war da nicht. Da konnten zwei nur in Frieden wohnen, wenn sie miteinander völlig übereinstimmten.

Dieses enge Zusammenleben mit dem bevorzugten Bruder und die Ungerechtigkeit der Mutter machten ihm das Leben daheim zur Last; er fühlte früh: je eher er aus dem Hause kam, desto besser.

Deshalb wollte er nicht studieren, wie der Vater sehnlichst wünschte, denn da müßte er noch lange Schuljahre und hernach vier bis fünf Universitätsjahre neben Willi in dem Kabinett da aushalten. Und nachher? — Nachher würde er immer noch wenig oder nichts verdienen und von den Eltern abhängig sein.

Nein, er strebte danach, früh selbständig zu werden. Deshalb war es wohl das Beste, wenn er sich der Geschäftstätigkeit zuwandte.

So hatte er denn dem Vater erklärt, er wolle die Handelsschule besuchen.

Es hatte vieler Kämpfe bedurft, um seinen Willen durchzusetzen. Trotzdem seinem Vater das Rechtsstudium nicht sehr viel eingetragen hatte — er bekleidete bei einer Wiener Versicherungsgesellschaft die mäßig besoldete Stelle eines juristischen Beirats — wollte er doch absolut mit seinem begabten ältesten Sohne bessere Erfolge auf diesem Gebiete erzielen. Allein endlich hatte Manfred gesiegt, er durchlief die drei Jahrgänge der Handelsschule als einer der Besten und erhielt dann einen Posten bei einer großen Holzfirma mit einem Anfangsgehalt, der es ihm zur Not gestattet hätte, selbständig davon zu leben; aber er scheute sich, sogleich aus dem Hause zu gehen.

Doch nach einem halben Jahre hatte sich die Lösung von daheim von selbst ergeben. Manfred zeigte sich im Geschäft so eifrig und verwendbar, daß die Chefs ihm einen größeren Wirkungskreis zuwiesen und ihn mit bedeutend erhöhtem Gehalt nach einer kleineren Donaufstadt in Niederösterreich versetzten, wo sie große

Sägewerke besaßen. Als er dann nach drei Jahren nach Wien zurückversetzt wurde, kehrte er nicht ins Elternhaus zurück, sondern nahm sich eine eigene Wohnung.

Die Eltern taten darüber sehr erstaunt, allein sie mußten sich darein fügen, und die Mutter hatte sogar ziemlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht.

Trotzdem hatte er jetzt an dem Verhalten dieser Fremden, die ihm begegnet war, als habe man ihr erzählt, er schneide den Leuten die Gurgel ab, erkannt, wie die Mutter von ihm sprach.

Daß er vor diesem Mädchen, dessen Anblick ihm wie eine Offenbarung gewesen war, in so schlechtem Licht erschien, ärgerte ihn. Mit zusammengezogenen Brauen starrte er auf die Wand, ohne anfangs zu wissen, daß es Willis Bild war, auf das seine Blicke sich richteten. Es war eine vergrößerte Photographie und stellte den Bruder als kleines Kind dar im gestickten Kleidchen, mit blaßblonden Locken. Niemand würde geglaubt haben, daß das ein Bub war.

Nun, ein hübscher Mensch war er unstreitig geworden. Er gefiel den Frauen. Dieser Angela Ruh natürlich auch. Wie sie errötete, als er Willibalbs Namen nannte!

Was fiel der Mutter eigentlich ein, daß sie nicht vorausah, was daraus entstehen mußte, wenn ein junges Mädchen wie dieses und ein junger Mann wie Willibald in einem Hause lebten?

Freilich glaubte er sich dunkel zu erinnern, daß die verstorbene Frau Ruh nicht sehr reich gewesen war. Eine gute Partie war also Angela jedenfalls nicht.

Eben läutete es draußen. Er hörte, es war die Mutter, die heimkam; doch dauerte es noch eine ganze Weile, ehe sich die Tür aufthat, und sie mit dem Bühnen-

lächeln, mit dem sie Fremde zu bewillkommen pflegte, auf ihn zusam.

Frau Klothilde Madera war nie schön gewesen, aber gut gewachsen, und das war sie noch. Sie hatte immer ihr möglichstes getan, um sich zu konservieren, und es war ihr so ziemlich gelungen. Keinenfalls sah sie in dem Niederrock aus violetterm Tuch und der lichten Seidenbluse wie die Mutter eines bereits dreißigjährigen Sohnes aus.

„Du bist schon wieder zurück aus Rumänien, Manfred?“ fragte sie.

„In Siebenbürgen war ich,“ verbesserte Manfred, der seiner Mutter zur Begrüßung bloß kühl die Hand reichte wie einer oberflächlich Bekannten.

„Na, jedenfalls dort, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Wie hätt' ich's denn auch wissen sollen? Du schreibst ja nicht. Das ist dir schon viel zu viel, deinen Eltern einmal eine Zeile zukommen zu lassen. Von mir selber rede ich gar nicht. Deine arme alte Mutter kommt ja nicht in Betracht.“

Manfred sah sich spöttisch im Zimmer um, wie um die „arme alte Mutter“ zu suchen.

„Aber dem Papa zulieb hättest du doch wenigstens schreiben können!“

„Der Vater entschuldigt mich schon,“ antwortete Manfred gelassen. „Was hast du übrigens für einen Gast?“ setzte er hinzu.

Die Mutter schoß einen lauernden Blick nach ihm. „Schon gesehen? Wie gefällt sie dir?“

Er antwortete nicht, in der sicheren Erwartung, daß sie zu ungeduldig sein würde, lange auf seinen Ausspruch zu warten.

Sie fuhr auch in der Tat sogleich fort: „Sie sieht aus, wie sie heißt, nicht wahr? Sie heißt nämlich

Angela. Aber die Engel könnten sich gratulieren, wenn sie alle so ausfähen.“

„Du übertreibst etwas,“ dämpfte er. Seine Mutter sollte nicht ahnen, wie der Anblick des jungen Mädchens ihn berührt hatte.

„Diesmal übertreib' ich gewiß nicht. Aber wo soll so ein Holzmensch Geschmack hernehmen? Wenn die nicht wie ein Engel aussieht! Und sie ist auch ein Engel.“

„Nun, mir gegenüber —“

Seine Mutter lachte erheitert auf. „Wahrscheinlich hast du sie erschreckt mit deinem roten Schopf und mit deiner grimmigen Miene. Du weißt gar nicht, mein Lieber, wie menschenfresserisch du dreinzuschauen pflegst.“

Manfred fuhr sich unwillkürlich mit der Hand über das dicke Haar und warf dabei einen Blick in den Spiegel, der den Raum zwischen den Fenstern einnahm. Rot war sein Haupthaar nur noch in den Augen der Mutter, und Angela Ruh würde sich gewiß nicht vor ihm erschreckt haben, hätte seine Mutter nicht schlecht von ihm gesprochen.

„Sie ist die Tochter deiner Freundin?“ fragte er.

„Ja. Hast du die Arme einmal gesehen? Sie war auch schön und engelhaft lieb, und hat so früh in die Grube müssen! Das arme Kind ist nun verwaist und hat sich böse in der Welt herumstoßen lassen müssen.“

„Warum denn?“

„Erst hat der Vormund sie nach Lausanne geschickt und dort vergessen, möcht' ich beinah sagen. Dann hat sie auf ein Jahr nach England gemußt, und den heurigen Winter hat sie mit einer kranken Dame in Italien verlebt.“

„Als Gesellschafterin?“

„Keine Idee! Das hat sie doch nicht nötig. Reich ist das arme Kind ja gerade nicht, aber ein kleines Vermögen besitzt sie doch. Gerade so viel, daß sie bescheiden davon leben kann. Na, sie wird ja wohl bald heiraten. Es gibt doch noch Männer, die nicht so sehr auf die Mitgift sehen. Für dich wäre das natürlich keine Partie.“

„Wie meinst du das?“ fragte Manfred. „Glaubst du, ich strebe danach, mit meiner künftigen Frau ein großes Vermögen zu erheiraten? Habe ich jemals schon solche Pläne ausgesprochen?“

„Na, das kann man sich denken. Du bist ja ein so materieller Mensch —“

„Eigentlich wolltest du mir wohl bloß andeuten, daß zu deinem weiblichen Engel ein männliches Gegenstück gehört — nicht wahr? Blondlockig und vielleicht blondbärtig, was?“

„Solche Bemerkungen könntest du dir sparen,“ antwortete Frau Madera. „Ich hab’ ja gewußt, das Gerede wird gleich wieder angehen. Da mußt natürlich der erste sein, der Anspielungen macht.“

Manfred fürchte die Stirn, aber die Mutter ließ schon von selbst wieder ihren gekränkten Ton fallen.

„Trinkst du eine Tasse Tee? Du wartest doch sicher auf Papa und auf Willi?“

Manfred willigte ein, zum Tee zu bleiben, doch nicht des Bruders wegen, nicht einmal, um den Vater zu erwarten. Aber vielleicht kam das junge Mädchen wieder. Er wollte doch sehen, ob sie wirklich so schön war. Vielleicht hatte der erste Eindruck ihn getäuscht. Wenn er sie nochmals sah, verwischte sich das vielleicht wieder, und er konnte mit freiem und leichtem Herzen nach Hause gehen.

Frau Madera drückte auf den Knopf der von der

Lampe herunterhängenden Schnur, und die nach ihrem Begehren fragende Betti bekam die Weisung, den Tee anzurichten. Gleich darauf hörte man sie nebenan, im Schlafzimmer, mit Porzellan klappern.

Also würde man nicht ins Speisezimmer gehen? Würde das junge Mädchen vielleicht gar nicht mehr zum Vorschein kommen?

Wozu blieb er dann und hörte der Mutter zu, deren Reden fortwährend geheime Spitzen gegen ihn enthielten?

Endlich rief Betti zum Tee, und er trat hinter der Mutter in das große Schlafzimmer, wo am Fenster der gedeckte Tisch stand.

„Wir müssen hier vorlieb nehmen,“ entschuldigte Frau Madera. „Das Speisezimmer ist gegenwärtig Angelas Bereich, und wir nehmen die Mahlzeiten zu meist hier ein.“

Er gewahrte, daß noch eine dritte Tasse vorhanden war. Also würde sie kommen.

Und schon trat sie ein. Nein, der erste Eindruck war nicht übertrieben gewesen. Hier wirkte nicht bloß die Überraschung.

Doch unter den neugierigen Augen der Mutter hieß es, sich zusammennehmen, um nichts von dem zu verraten, was in ihm vorging.

„Den brauch’ ich Ihnen also nicht mehr vorzustellen, Angela?“ fragte Frau Madera leichthin. „Sie wissen schon, es ist mein Ungetüm von Sohn, der auf den poetischen Namen Manfred hört. Was hab’ ich mich mit seinem Vater herumschlagen müssen, um ihm den schönen Namen zu verschaffen. Er sollte Johann heißen, wie alle Maderas.“

„Wär’ mir auch lieber gewesen,“ sagte der junge Mann.

„Daß du undankbar gegen mich bist, ist eine alte Geschichte.“

„Dein Lieblingsvorwurf! Wofür sollt' ich denn eigentlich so dankbar sein?“

„Sehen Sie?“ rief die Mutter das junge Mädchen, das ihn peinlich berührt anblickte, zur Zeugin auf.

„Diese zwei Worte sind ein Bekenntnis,“ sagte Manfred. „Damit gestehst du, daß du dich dem Fräulein gegenüber schon über mich beklagt hast.“

„Du bist ein schrecklicher Mensch!“ antwortete die Mutter im Tone der beleidigten Unschuld.

„Sie waren den Winter über in Italien, Fräulein Ruh?“ wandte sich Manfred an Angela. „Hat es Ihnen dort gefallen?“

„Gefallen ist ein viel zu mattes und nüchternes Wort für Italien,“ antwortete das junge Mädchen, ließ sich aber nicht zur Mittheilbarkeit verlocken, sondern beantwortete die ferneren Fragen Manfreds nur sehr kurz und knapp.

Er sah, sie wollte sich in kein lebhafteres Gespräch mit ihm einlassen. Auch hätte es die Mutter nicht geduldet. Die riß immer und überall das Wort an sich, und in diesem besonderen Fall hatte sie die entschiedene Absicht, die beiden auseinander zu halten.

Er mußte sich damit begnügen, das Mädchen anzusehen, und dieser Blick auf das stille, liebe, für ihn so unendlich anziehende Gesicht befriedigte ihn auch vorläufig.

Noch ehe sie aufstanden, kam der Vater.

Der Doktor war ein hochgewachsener, beleibter Mann mit dunklem Haar, aber schon graugestreiftem Bart. Er schüttelte dem Sohn die Hand, aber sogleich brach die Gereiztheit durch und er fing an: „Was ist denn das für eine Manier, so lang nichts von sich hören zu

lassen? Fünf Heller konntest du doch für deinen Vater noch aufbringen! — Ja, so sind sie, die Herren Söhne von heutzutage!”

„Gott sei Dank, es gibt noch eine andere Sorte!” rief seine Frau triumphierend.

Eben trat der ein, den sie meinte.

„Guten Tag allerseits!” tönte es von der Tür her.

Dort stand er, Frau Maderas Lieblingssohn — hochgewachsen wie Manfred, aber schlanker und feiner. Sein Gesicht war länglich, die Stirne schmal und hoch, und die etwas hervorstehenden blauen Augen beeinträchtigten den Gesamteindruck ein wenig, aber Willibald Madera besaß doch ein sehr vorteilhaftes Äußere, und sein heiteres, freundliches Wesen wirkte neben dem Manfreds wie blauer Himmel hinter einer Gewitterwolke.

„Bist du auch wieder da?” begrüßte er den Bruder. „Na, du machst dich rar!” setzte er hinzu, während er sich neben der Mutter auf der Ottomane niederließ, wobei er Angela auf der anderen Seite hatte.

„Du bist die Ru—uh!” sang er mit einem angenehmen Tenor.

„Doktor, verleiiden Sie mir das Lied nicht!” bat das junge Mädchen.

Doch es hatte nicht den Anschein, als ob er es ihr verleide.

Während Madera seinen Ältesten nach dem Wald ausfragte, den er in Siebenbürgen für seine Chèfs gekauft hatte, beschäftigte sich Willibald ausschließlich mit dem jungen Mädchen.

„Fräulein Angela,” rief er übermütig, „englische Angela, anglikanischer Engel, kosten Sie doch meinen Tee! Er hat einen so komischen Geschmack.”

Berstreut antwortete Manfred dem Vater auf seine

Bemerkungen, denn er paßte heimlich auf, ob Angela seinem Bruder willfahren werde.

Und richtig, sie tat es, nahm seinen Löffel, kostete und meinte: „Abgesehen davon, daß er sehr süß ist, finde ich nichts.“

„So?“ fragte Willi unschuldig, nahm ihr den Löffel wieder aus der Hand und führte ihn mit so spitzbübisch entzückter Miene zum Mund, daß sie begreifen mußte, was er eigentlich gewollt hatte.

Mit einem Ruck schob Manfred seinen Stuhl zurück. „Du entschuldigst, Vater, ich hab' noch zu tun.“

„Heute noch?“ staunte der Doktor. „Sag lieber, du hast bei uns keine Geduld. Aber du kommst doch Sonntag zum Essen? — Nicht wahr, Mutter, er soll kommen?“

„Wenn sich der gnädige Herr herablassen will. Knödel passen zwar nicht aufs Sonntagsmenü, aber wenn es dieser Vocation bedarf —“

Manfred hatte ablehnen wollen, doch unversehens wandelten sich ihm die Worte im Munde zu einer Zusage.

Nein, nun gerade wollte er kommen! Er mußte Angela wiedersehen. Sie war gegen ihn beeinflusst, hatte von ihm bereits eine schlechte Meinung, und zum Überfluß neigte sie sich Willi zu, gegen den, als den immer Anwesenden, für ihn schwer anzukämpfen war. Aber er wollte doch nicht schon von vornherein die Flinte ins Korn werfen.

2.

Vinder Frühlingswind wehte Manfred entgegen, als er am nächsten Sonntag den Schottenring hinaufging. Es hatte geregnet, die Welt sah frisch gewaschen, wahrhaft sonntäglich aus.

An den Straßenecken standen Blumenverkäuferinnen, ihre großen Körbe, die sie umhängen hatten, gefüllt mit Teerosen, Tuberosen, mit Mimosen oder Veilchen. Die meisten Herren blieben stehen, griffen nach dem Kleingeld und erhandelten einen der in Seidenpapier gehüllten Sträuße.

Es war ja der Tag der Besuche, der Galanterie.

Auch er hätte gern ein paar Blumen mitgenommen, aber seine Mutter wußte zu gut, daß solche Aufmerksamkeiten nicht in seiner Gewohnheit lagen, und wenn er heute mit Blumen anrückte, ahnte sie gleich, was das bedeutete.

Es war ihm aber daran gelegen, daß sie nichts ahnen sollte.

Also keine Blumen!

Zwischen den beiden Teilen des Rathausparkes ging er durch, den Blick gedankenlos zu der Fassade des mächtigen Baues erhoben, dann unter den Arkaden des anstoßenden Hauses durch, der Josephstädterstraße zu. In einer Nebengasse lag das Heim seiner Eltern.

Als er die nüchterne, heute fast ganz leere Straße betrat, sah er nahe dem Haustore, dem er zustrebte, eine hochgewachsene Gestalt in einem lichten Frühlingsüberzieher.

Willi! Auch er trug einen in Seidenpapier eingeschlagenen Blumenstrauß in der Hand.

Langsam folgte er dem im Haustor Verschwindenden.

Das Mädchen, das ihm oben öffnete, kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern lief in die Küche zurück, aus der Bratenduft drang.

Manfred legte ab, glättete sich vor dem Vorzimmer-
spiegel das Haar und richtete sich die Krawatte zurecht; dabei aber blickte er sein Spiegelbild unzufrieden an.

Er ahnte nicht, wie stattlich er aussah, fand sich nur plump und hölzern.

Dann klopfte er an die Tür des Wohnzimmers und trat schnell ein. Angela saß auf dem Drehstuhl vor dem Pianino, Willi rittlings daneben auf einem Bänkehen, den Rücken gegen das Pianino gelehnt und das Gesicht zu dem jungen Mädchen vorgebeugt.

Willi sprang sofort auf und begrüßte den Bruder.

„Ich störe doch nicht?“ fragte Manfred.

„Wie so?“ fragte Willi harmlos verwundert.

Auch Angela hatte sich erhoben und legte ihre Finger in die Hand, die Manfred ihr bot; aber es geschah mit derselben Miene, wie neulich, frostig und abweisend.

„Du, Fred, ist das nicht famos, daß es jetzt bei uns ein Haustöchterl gibt?“ fragte Willi.

„Für dich sicher!“ antwortete Manfred in seiner trockenen Weise.

„So mein' ich's ja grad'!“ bekräftigte Willi.

Angela nahm Willis Blumen, die noch auf dem Tisch lagen, und wandte sich damit der Tür zu. „Die muß ich ins Wasser stecken. Ich bitte die Herren, mich einen Augenblick zu entschuldigen.“

„Aber nur für einen Augenblick!“ bedang Willi sich aus. „Nicht wahr, Fred?“

„Sie laufen gewiß davon, weil ich gekommen bin,“ gab Manfred seiner Meinung offenen Ausdruck. „Ich glaube gar, Sie fürchten sich vor mir, wie vor dem schwarzen Mann!“

„Oho!“ lachte Willi. „Erstens bist du kein schwarzer Mann, sondern ein — rötlicher. Und dann brauchen sich so artige kleine Mädchen weder vor schwarzen noch vor roten Männern zu fürchten. — Also kommen Sie bald zurück, Fräulein Angela! Sonst sehne ich mich nach Ihnen zu Tode.“

„Nach der Suppe sehnen Sie sich!“ rief Angela von der Tür zurück.

„Nach der auch. Ich hab' schon einen gewaltigen Hunger.“

„Dir schlägt's sich doch nicht auf den Magen, wenn du verliebt bist!“ sagte Manfred spöttisch, als das junge Mädchen draußen war.

„Für gewöhnlich nicht. Aber ich erinnere mich: einmal hab' ich wirklich vor Verliebtheit nichts essen können. Vor undenklicher Zeit freilich. Ich war achtzehn und sie ungefähr siebenundvierzig. Sonst funktioniert aber mein Magen sehr regelmäßig. Der reine Chronometer. Leider! Denn bei uns weiß man nie, wann man was kriegt. Die Mutter macht sich noch schön und der Vater plauscht sich wieder irgendwo beim Frühshoppen fest und vergißt, daß wir da mit knurrenden Eingeweiden auf ihn warten. Er ist halt alleweil der nämliche, unser alter Herr!“

Da der Bruder nichts antwortete, fing Willi mit der sich nebenan im Schlafzimmer ankleidenden Mutter ein Gespräch durch die Tür an.

„Was ist denn, Mamatscherl? Bist noch immer nicht fertig? Wo fehlt's noch? Hast noch keinen Schopf? Keine Lippen? Keine Augenbrauen? Oder —“

„Ich verbitt' mir solche Unverschämtheiten!“ rief die Frau Doktor heraus, aber Manfred vernahm wohl, wie sie dabei das Lachen unterdrückte. Willi durfte eben tun oder sagen, was er wollte.

Es dauerte noch eine Weile, ehe sie zum Vorschein kam, heute in einem ganz lichtgrauen Kleid und überhaupt höchst fesch hergerichtet. Zugleich kam Angela mit den Blumen zurück, die sie in eine Vase gesteckt hatte.

„Sehen Sie nur, was für schöne Blumen mir Ihr Herr Sohn gebracht hat!“

„Der da?“ fragte Frau Madera mit einem Blick auf Manfred.

„Nein — der!“ verbesserte Willi, seinen langen Zeigefinger auf seine Brust zückend.

„Hätte mich auch sehr gewundert! — Wie gut die riechen!“ Sie sog den Duft der Blumen ein, als sei es Willis Verdienst, daß sie so gut rochen. „Schon als Kind hat er mir Blumen gebracht, wo er nur ein Blüml gesehen hat!“

„Das wird mehr des Ausrufens wegen geschehen sein, als aus Ritterlichkeit!“ lachte Willi. „Die Mütter dichten ja immer die reinsten Wunder in ihre Kinder hinein.“

„Gutes und Schlechtes!“ ergänzte Manfred.

„Dir hat man nichts Schlechtes anzudichten gebraucht!“ kam es wie aus der Kanone geschossen von den Lippen der Doktorin. „Was man mit dir ausgestanden hat!“

„Na, na!“ milbete Willi. „Verschon uns lieber mit Reminiscenzen aus dem vorigen Jahrhundert, Mamatscherl!“

Ein freundlicher Blick flog aus Angelas Augen zu ihm hinüber.

Gerade zur rechten Zeit kam der Doktor. Frau Madera, die gegen Manfred nichts mehr sagen wollte, half sich, indem sie über ihren Mann loszog.

„Mußt du dich denn immer verspäten, Madera?“

Der Doktor tat sehr erstaunt, zog seine Uhr, verglich sie mit der Pendeluhr und behauptete, daß diese vorgehe.

Sie widersprach, und das Streiten um die richtige Zeit ging eine Weile so weiter.

„Während ihr da streitet, wird's alleweil später,“ mengte sich Willibald ein. „Mir fällt nächstens der Magen heraus.“

„Aber wir können ja sofort essen!“ rief Angela. „Die Betti ist schon ganz unglücklich. Sie behauptet, das Essen verdirbt, aber eigentlich ist es doch bloß, weil sie heute ihren Ausgang hat und sich fürchtet, nicht früh genug fortzukommen.“

„Und sie hat einen Schlosser!“ ergänzte Willi. „Ziehen wir uns nicht die Ungnade des grimmigen Schlossers zu! Gehen wir zu Tisch!“

Dieser war heute doch im Speisezimmer, und zwar festlicher gedeckt als sonst; in der Mitte stand eine Jardiniere mit süß duftenden Veilchen.

An dem länglichen Tisch nahmen die Eltern die eine Längsseite ein, an der Schmalseite neben der Doktorin saß Willi, an der anderen neben dem Vater Manfred. Angela hatte die vierte Seite inne, doch lag ihr Gedeck nicht in der Mitte, sondern näher zu dem Willis, so daß zwischen ihr und Manfred ein Platz frei blieb.

Vor der Suppe gab es Appetitbrötchen, von denen die Doktorin sagte, Angela selbst habe sie hergerichtet.

„Setzt werden sie mir doppelt schmecken!“ versicherte Willi. „Ich werde fürchterliche Musterung halten. — Manfred, tummle dich! So was kriegst du so bald nicht wieder — Brötchen, von solchen Fingern bereitet!“

Ehe Angela sich dessen versah, hatte er ihre rosigen Fingerspitzen ergriffen und sie geküßt. Die Mutter lachte dazu, daß ihr beinahe ein Bissen in die Luftröhre kam. Manfred dagegen ärgerte sich über dieses Lachen der Mutter sowohl, wie über Willis Redheit und nicht am wenigsten über das junge Mädchen, das sich den Handkuß so ruhig gefallen ließ.

„Du bist ja heute gut aufgelegt!“ sagte er zu seinem Bruder.

„Ja, obgleich der Monat sich zu Ende neigt.“

„Was macht dir das? Du pumpst halt die Mutter an!“ meinte der Doktor.

Seine Frau warf ihm einen ungnädigen Blick zu. „Da käm’ er an die Rechte. Ich hab’ doch selber nie was? Woher denn?“

Der Doktor, der fürchtete, sie würde eine deutlichere Anspielung nachfolgen lassen, fiel rasch ein: „Weißt du, warum ich mich heute verspätet hab’?“

„Jetzt haben wir dich!“ rief Willi. „Erst streitest du auf Tod und Leben, du hast dich nicht verspätet, und jetzt gestehst du’s zu.“

„Den alten Dallmann hab’ ich getroffen. Der hat mir die Ohren nicht wenig vollgeblasen mit seiner Bewunderung für dich, lieber Fred. Seine Söhne —“

„Sind sehr einnehmende junge Leute,“ ergänzte die Doktorin rasch.

„Eher ausgebende.“ Willibald kicherte vergnügt über seinen Witz.

„Daß das!“ rügte der Vater streng. „Solche Witze kann ich selber machen. — Eigentlich hab’ ich gar nicht gewußt, daß du bereits in dem Grad die erste Geige spielst bei Rößlers, Fred. Du machst ja den Mund nicht auf. Dallmann sagt, du wirst nächstens noch Direktor werden.“

„So schnell geht’s wohl nicht.“

„Und man glaubt allgemein, du würdest die Tochter eines der Chefs heiraten. Ist da was dran?“

„Zuerst müßte doch die Tochter vorhanden sein,“ entgegnete Manfred achselzuckend. „Aber die zwei vom Herrn Christian sind schon unter der Haube, und Herr Albrecht hat nur Söhne. Bleibt also nur die Tochter übrig, die Herr Georg von seiner zweiten Frau hat. Die ist aber erst fünf Jahre alt. Also könnte man sich ja noch eine Weile mit solchen Gerüchten gedulden.“

„Auf die wartest du doch nicht,“ sagte die Mutter.
„Warum nicht?“

„Da wärst du schön dumm! Wenn einer heiraten kann, dann soll er nicht die besten Jahre verstreichen lassen. Aber freilich, wie solltest du zu einer Frau kommen? Dir muß man eine suchen!“

Zum Glück kam eben die Betti mit der Suppenschüssel.

„Ah — Lebertnöbel!“ sagte Willi erfreut, als an ihn die Reihe kam, sich zu bedienen. „Ich finde, es ist sehr vorteilhaft, der letzte zu sein. Es hat dann weiter keinen Zweck, Bescheidenheit zu heucheln. — Sie, Betti, haben Sie die mit Liebe gemacht?“

„Na — mit Leber, junger Herr!“

Man lachte, und Manfred hatte Zeit, seine Gereiztheit zu verwinden.

Das Mahl verstrich rasch unter Willis Scherzen, und dann fragte der Doktor aufstehend: „Kommst du mit ins Kabinett zu einer Zigarre?“

„Wie du willst!“

Die Mutter legte sich nach Tisch nieder, wie gewöhnlich; Willi und Angela hingegen begaben sich in das Wohnzimmer.

„Jetzt geht das Geschäft wieder an!“ dachte Manfred unwillig, während er sich im Kabinett eine Zigarre anzündete, nachdem er dem Vater auch eine aus seinem Etui angeboten hatte.

Der Doktor äußerte sich anerkennend über das Fraut, aber Manfred hörte nichts davon. Er lauschte zu den beiden hinein, auf ihr Sprechen, auf Angelas Lachen. Eine lebhaftere Unruhe erfaßte ihn. Willi schmeichelte sich ihr offenbar ins Herz. Es würde bald für jeden anderen zu spät sein. Warum ließ ihn der Vater denn nicht lieber hinein?

Aber der Doktor dachte nicht daran. Er vollführte vielmehr allerlei scheinbar unabsichtliche Manöver. Erst lehnte er den einen Türflügel, der offen stand, an, dann drückte er ihn im Vorbeigehen ganz ins Schloß. Er wünschte offenbar mit seinem Sohne unbelauscht zu sprechen.

„Daß es zwischen dir und der Mutter doch nie friedlich ablaufen kann!“ sagte er nach einigen Zügen aus seiner Zigarre mit gedämpfter Stimme. „Ich habe während des ganzen Essens wie auf Nadeln gesessen. Man ist euer ewiges Geplänkel ja schon gewohnt. Aber vor dem Fräulein Angela! Die ist so ungemein feinfühlig. Es war keine Kunst, ihr von der Stirne zu lesen, wie überaus unangenehm sie berührt war.“

„Die Mutter gibt halt keine Ruh!“ antwortete Manfred, dichte Rauchwolken vor sich hinblasend. „Immer muß sie sticheln.“

„Man muß freilich viel Geduld mit ihr haben. Aber vor dem fremden Mädchen ist das so besonders unangenehm. In unsere Wirtschaft paßt überhaupt kein Besuch. Ich hab's der Mutter gleich gesagt.“

„Es ist dir unerwünscht, daß das Fräulein im Haus ist?“

„Versteh mich recht. Ich hab' gewiß nichts gegen sie. Ich bin auch nicht gewohnt, mich im Hause so gehen zu lassen wie andere. Aber so ein junges Mädel innerhalb der vier Wände zu haben, ist mir doch oft peinlich. Ein bißl bequem kann man sich's gar nicht mehr machen und kein lautes Wort reden, über nichts brummen. Sie ihrerseits hat auch nicht die rechte Stellung. Bald wird's heißen, sie ist seine Braut. Wenn es nicht schon so heißt.“

„Das will doch auch die Mutter,“ knurrte der Sohn.

„Meinst du?“ fragte der Doktor nachdenklich. „Ich

hätt' eher gedacht, sie wird nie zugeben, daß er heiratet; denn für ihn ist ihr doch keine gut genug, schön genug, reich genug. Na, was Schönheit und Güte betrifft, da fehlt's ja nicht, aber das Vermögen ist halt nicht sehr beträchtlich."

"Wie viel etwa?" fragte Manfred.

"Zwischen fünfzig- und sechzigtausend Kronen, glaub' ich. Viel mehr als zweitausend Kronen Rente hat sie nicht. Was ist das bei seinem Beamtengehalt, der nur wenige Grad über Null steht. Ich seh' nicht ab, wie sie damit auslangen könnten, selbst in den ersten Jahren. Höchstens wird er mir auf der Tasche liegen."

"Dann wundert es mich wirklich, daß die Mutter wünscht —"

"Sie leugnet es trampfhaft, aber sie muß es doch wollen, denn sonst hätte sie den Bündstoff und den Brennstoff nicht in so nahe Berührung gebracht. Mir wär' es gar nicht recht, wenn er sich da verplempern sollte. Von der Geldfrage ganz abgesehen. Aber der Willi ist noch so wenig gefestigt. Er sollte noch lange nicht ans Heiraten denken. Wozu ihm also das Mädchen so nahe bringen?"

"Warum hast du denn nicht ein Machtwort gesprochen?"

"Machtwort!" ereiferte sich der Doktor. "Du hast leicht reden. Als ob man deiner Mutter gegenüber aufkläre, wenn sie sich was in den Kopf gesetzt hat. Man will doch auch nicht ungastlich scheinen. Das einzige, was ich tun kann, ist, die Mama möglichst bald nach Franzensbad zu schicken. Im Mai schon! Also sind's nur noch ein paar Wochen, und für den Herbst hat die Mutter die Angela an die Frau Bayer empfohlen, wenn du sie kennst. Die nimmt Pensionärinnen. Bei der soll sie wohnen."

Deutsches Haus.
ST. PAUL, MINN.

„Nur noch ein paar Wochen also!“ wiederholte sich Manfred. War das aber nicht Zeit übergenug, um Unwiderrufliches zu vollenden?

„Ich geh' jetzt ins Kaffeehaus,“ sagte der Doktor. „Kommst du mit?“

Manfred erklärte sich notgedrungen bereit, den Vater zu begleiten.

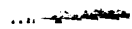
Das Kabinett hatte keinen anderen Ausgang als den durch das Wohnzimmer. Als Manfred und der Doktor dieses wieder betraten, saß Angela auf einem Polstersitz zwischen dem Fenster und der Schlafzimmertür, während Willi dicht vor ihr stand. Sie blickte lächelnd zu ihm auf mit einem Blick, der seinen Ausdruck vielleicht nur dadurch erhielt, daß sie eben aufblickte, aber Manfred war es, als brenne der Anblick sich ihm förmlich ein. Dieses Lächeln! Dieser zutrauliche Ausdruck!

Und nun sofort, wie er zu ihr trat, um sich zu verabschieden, die Verwandlung dieser offenen, heiteren Züge in die kälteste Gesellschaftsmiene. Ein ganz anderes Gesicht war es geworden.

Das Schicksal mußte die Absicht haben, ihm dieses Mädchen nur zu zeigen, um es ihm vorzuenthalten, denn nirgends war sie ihm unzugänglicher, als in seinem Elternheim, wohin er nicht nur ungern und selten ging, sondern wo sich auch auf sein ganzes Wesen ein Bann legte, so daß er sich nur in unvoretheilhafter Weise zeigen konnte.

3.

In seinem Bureau auf der Brigittenauer Lände saß Manfred an seinem Schreibtisch, arbeitete aber nicht, sondern blickte zerstreut zum Fenster hinaus. Von dem vorüberrauschenden Donauarm sah er nicht viel, denn so hoch das Wasser auch infolge von Frühlingsgüssen



gestiegen war, so wurde ihm der Wasserspiegel doch durch die Bösung verborgen. Flußabwärts sah man nichts als Holzplätze und Steinlager am Ufer, drüben die dunkle Wölbung der Stadtbahn, deren Geleise sich unterhalb der jenseitigen Kais hinzogen, links unten einen fernen grauen Schimmer von den Raianlagen und stromaufwärts schlossen die blauen Höhen des Wienerwaldes den Blick ab.

In seine Gedanken versunken, hatte Manfred auf ein Klopfen an der Thür nicht geachtet; jetzt, als diese sich plötzlich öffnete, drehte er sich um. Es war Willi, der auf die Schwelle trat, in dem verstaubten, nück-
ternen Geschäftszimmer nur noch eleganter aus-
sehend.

„Du bist erstaunt, mich zu sehen?“ fragte er, obgleich Manfred keinerlei Erstaunen verriet. „Nebstbei denkst du: der will sicher was.“

„Und hab's erraten?“ fragte Manfred mit einem spöttischen Lächeln. „Na, nimm Platz.“

Beide waren sich ganz klar. Manfred darüber, warum Willi ihn im Bureau aufsuchte, Willi seinerseits darüber, daß der Ältere den Grund seines Kommens erriet. Das war schließlich bloß angenehm. So bedurfte es keiner langen Vorrede.

Manfred hätte auf diesen Besuch schon darum gefaßt sein müssen, weil sein Vater, mit dem er manchmal im Kaffeehause zusammentraf, ihn darauf vorbereitet hatte. „Dein Herr Bruder pumpt dich bald einmal an, das prophezeie ich dir,“ hatte er ihm gesagt. „Er ist immer blank. Die Kunst, Geld auszugeben, hat er von seiner Mutter. Und jetzt gar noch so ein Flirt-
objekt im Haus. Blumen, Bonbons, Theaterkarten — das läuft ins Geld!“

Daran erinnerte sich Manfred jetzt. Blumen, Bon-

bons, Theaterbillets! Also damit Willi Angela den Hof machen könne, sollte er ihm Geld geben!

„Du läßt dich ja gar nicht mehr daheim blicken!“ begann Willi, durch Manfreds finstere Miene nun doch etwas eingeschüchtert. Manfred hatte ihm ja noch immer gegeben, was er verlangte, heute aber glaubte er auf seinem Gesicht zu lesen, daß eine Fehlbitte nicht unmöglich war.

„Daheim?“ fragte Manfred bitter. „Bei euch daheim willst du wohl sagen. Ist vierzehn Tage so lang? Das letzte Beisammensein war übrigens nicht besonders erquicklich.“

„Dafür kann ich wahrhaftig nichts.“

„Das hab' ich auch nicht behauptet. — Was Neues zu Hause?“

„Nein. Nichts Schlechtes — nichts Gutes.“

„Du bist doch nicht gekommen, um mir diese Auskunft zu bringen?“ fragte Manfred.

Diese Aufforderung, loszuschießen, wurde von Willi zugleich als ein Anzeichen aufgenommen, daß seine Bitte nicht abgelehnt werden würde. Wer nicht borgen will, weicht aus.

„Blank bin ich halt wieder einmal,“ sagte er achselzuckend. „Schon Mitte des Monats. Der Staat zahlt nicht so gut wie Rößlers. Mein Gehalt — na, du weißt ja, wie üppig das ist!“

„Ich weiß, es langt noch nicht weit. Aber dafür ist es auch bloß dein Taschengeld.“

„Irrtum. Ich zahle der Mutter Kostgeld. Nicht viel zwar, aber für meine Verhältnisse ist's genug. Einen Schneider und einen Schuster muß der Mensch doch haben. Die meinigen lassen zwar gern die Rechnung auflaufen, schließlich kommen sie aber doch.“

„Du hast auch schon wieder einen neuen Überzieher!“

„Mußt' ich unbedingt haben. — Also kannst du mir unter die Arme greifen?“

Manfred zögerte einen Augenblick. Da saß der Junge mit dem spiegelblanken Zylinder und einer Kravatte von modernstem Schnitt. Gelbe Handschuhe trug er auch, der Mensch! Immer war er elegant gewesen, der Willi, aber die neue Ausstattung gehörte doch auf das Flirtkonto. Und die sollte er zahlen? — Aber dann mahnte er sich selbst: „Sei nicht kindisch! In den Überzieher verliebt sie sich nicht. Wenn du sie kriegen sollst, kriegst du sie doch!“

„Mit wie viel?“ fragte er laut.

„Zweihundert Kronen,“ nannte Willi zögernd die Summe.

Manfred zog seine Brieftasche und legte die beiden Scheine auf den Schreibtisch.

„Bist du immer so gerüstet und gewappnet?“ fragte Willi. „Imponiert mir mächtig. Schade, daß ich mich nicht auch dem Holzhandel gewidmet habe. Nur wäre das für mich wahrscheinlich der Holzweg gewesen. — Also danke! Vom Zurückgeben red' ich lieber nix. Ich will dir dafür versprechen, daß ich dich nicht so bald wieder heimsuch'. Weißt du, nächstens einmal mach' ich mir den Spaß und komm' her, ganz ohne Zweck. Dann wartest du darauf, daß ich dich wieder anpump', ich tu's aber nicht und bereite dir dann eine angenehme Enttäuschung.“

„Da kommst du sicher nicht!“ sagte Manfred kühl.

Willi errötete. „Also komm du! Du mußt das nicht so aufnehmen — das mit der Mutter. Glaubst du, daß wir nichts von ihr auszustehen haben?“

„Du?“ fragte Manfred ungläubig.

„Ja, ich auch. Wenn niemand anderes da ist, muß halt ich herhalten.“

„Jetzt ist aber noch jemand anderes da.“

„Die Angela zählt da nicht,“ erklärte Willi. „Ob sie es später noch tun wird, wenn das Zusammensein etwas länger gedauert hat, das weiß ich nicht. Vorläufig nimmt sich die Mama noch zusammen. — Also jetzt geh’ ich wieder. Nochmals schönen Dank! Laß dich bald wieder einmal anschauen. Komm lieber am Abend, wenn der Vater zu Hause ist.“

Wie Willi geraten, ging Manfred das nächste Mal am Abend zu den Eltern, wo es so aussah, als käme er des Vaters wegen.

Es war ein Maiabend, an dem die Luft nach vorhergegangenen Regen erfrischend kühl war, aber Manfred empfand einen seltsamen Druck auf der Brust. Er wußte nicht recht, was es war, jedenfalls eine Art Aufgeregtheit. Er schalt sich dafür, aber das machte es nicht besser.

Wie konnte er mit gelegentlichen Besuchen, bei denen sich Angela ihm obendrein so fern wie möglich hielt, gegen die Fortschritte aufkommen, die Willi im täglichen Beisammensein mit ihr machte? Es war einfach unmöglich.

Die ihm öffnende Betti sagte ihm, die Herrschaften säßen noch beim Nachteffen, aber sie würden gleich fertig sein. So ging er einstweilen ins Wohnzimmer hinein, um dort zu warten.

Aus dem Eßzimmer vernahm er Geräusch und heitere Stimmen. Sie waren gut aufgelegt, wie es schien.

Er nahm sich vor, die Augen weit aufzumachen. Mit dem Scharfblick der Eifersucht würde er wohl bald merken, wie es um die beiden stand.

Der erste, der ihn zu begrüßen kam, war Willi. Dann trat der Vater ein, schließlich kam die Mutter.

„Du bist nicht sehr neugierig, zu erfahren, was es bei uns Neues gibt,“ sagte sie spitzig.

„Was kann es viel Neues geben in so kurzer Zeit?“

„O, da kann sich manches ereignen.“

Ihm schien es, als betone sie diese Worte bedeutungsvoll, aber wahrscheinlich bildete er sich das doch bloß ein.

Angela erschien noch immer nicht, und gerade nach ihr trug er unbändiges Verlangen, um sie im Zimmer und Willi gegenüber zu sehen.

Zum Glück hielt es dieser nicht lange aus, sondern lief ins Schlafzimmer der Eltern und rief von da ins Hinterzimmer hinein: „Fräulein Angela, beglücken Sie uns denn nicht bald mit Ihrer Gegenwart? Kommen Sie doch!“

Sie mußte es versprochen haben, denn er kehrte lächelnd zurück; aber erst nach einer langen Weile erschien Angela, nahm Manfreds Begrüßung mit der ihr ihm gegenüber eigenen Kühle entgegen und setzte sich dann mit einer Handarbeit an den Tisch in der Mitte.

Das Licht fiel voll auf ihre welligen, dunklen Scheitel und ließ ihren Hals noch weißer schimmern als sonst. Wie schön sie war! Diese feine Profilinie hätte man immer und ewig betrachten können.

Und er hatte die Empfindung, daß sie sich sehr gut verstehen würden, wenn sich das junge Mädchen nur herbeilassen wollte, ihn ein wenig näher kennen zu lernen. Aber dazu schien sie durchaus keine Lust zu haben.

Willi setzte sich neben sie, und Manfred, der mit dem Vater den Polstersitz an der Fensterwand einnahm, hörte ihn Wisse darüber reifen, daß eine so ehrbare junge Dame sich mit „Frivolität“ beschäftige.

Da er schon ziemlich spät gekommen war und wußte, daß sein Vater sich gern Punkt zehn Uhr schlafen legte, so war Manfreds Besuch eine enge Grenze gezogen.

Aber wenn er auch länger hätte bleiben können, Angela vermied es ja doch, jemals das Wort an ihn zu richten.

Noch ehe es zehn Uhr wurde, gähnte die Mutter so auffällig, daß Manfred das Aufbruchsignal nicht übersehen konnte.

Er erhob sich und nahm Abschied.

Alle vier begleiteten ihn ins Vorzimmer hinaus und standen dabei, während er in seinen Überrock schlüpfte. Der Vater hielt ihn noch ein paar Minuten auf, und unterdessen sprach Willi leise auf Angela ein und zog ihren Arm durch den seinigen. Zwar wollte sie ihn wieder zurückziehen, aber mit scherzhaften Bitten erreichte er es doch, daß sie ihn lachend gewähren ließ.

Mit dem letzten Blick vor dem Hinausgehen sah Manfred die beiden so stehen, als ob sie schon ganz einig miteinander wären.

Das Bild folgte ihm hinaus unter den stillen Frühlingshimmel, an dem die sich ballenden und rasch dahinziehenden Wolken nun weißlich schimmerten. Nur vereinzelt blühte ein Stern auf.

„Es war im Scherz,“ sagte er sich tröstend. Nur im Scherz duldete sie die Freiheit, die er sich nahm.

Aber aus dem Scherz konnte auch Ernst werden.

Wenn die Mutter nur bald nach Franzensbad reisen wollte. Aber das würde sich vermutlich noch lange hinziehen.

Er wollte lieber gar nicht mehr hingehen. Er erzielte ja doch nichts dabei, als daß man vielleicht seinem Geheimnis auf die Spur kam.

Der Entschluß erforderte freilich eine große Selbstverleugnung, denn ihr Bild verließ ihn nicht.

So sehr steckte ihm das Mädchen im Kopfe, daß er sie überall zu gewahren glaubte, und als er sie dann

wirklich zufällig einmal erblickte, traute er seinen Augen kaum.

Aus einem Haustor in der Rußdorferstraße tretend, sah er in einem vorüberfahrenden halbleeren Straßenbahnwagen ihr Profil. Doch nein, sie war's wohl doch nicht. Gewiß hatte er sich getäuscht. Er wußte ja nicht einmal, wie sie im Gut aussah. Er träumte einfach von ihr am hellen Tag.

Dennoch eilte er mit raschen Schritten dem Motorwagen nach.

Zum Glück war die Haltestelle nahe, sonst hätte er ihn nicht erreicht, aber nun, als der Wagen hielt, konnte er sich aufschwingen und in das Innere treten.

Er hatte sich nicht getäuscht: sie war es wirklich. In einem hellgrauen Frühlingskostüm, einen zartblauen, durchsichtigen Rockhaarhut auf dem Kopf, sah sie so lieblich aus, daß die wenigen Menschen im Wagen nur nach ihr hinsahen.

Sie blickte still vor sich hin ohne Ahnung seiner Nähe. Unbemerkt konnte er herantreten und sich neben ihr niederlassen.

„Guten Tag, Fräulein Angela.“

Überrascht blickte sie auf. „Sie sind's? Wo kommen denn Sie her?“

„Ich hab' da in einer Fabrik zu tun gehabt.“

„Und wo fahren Sie hin?“

„In die Stadt. — Wo waren Sie denn so allein?“

„In Döbling?“

„Dazu war's heute ein bißel frisch.“

„Ich war bei meinem Onkel.“

„Ich wußte gar nicht, daß Sie noch Verwandte haben. Wohnt der da draußen? Sommer und Winter?“

„Ja, Sommer und Winter,“ bestätigte Angela mit

einem Seufzer. „Ich hab' doch gesagt: in Döbling. Wenn man in Wien sagt ‚Döbling‘, so weiß jeder, was das bedeutet.“

„Ja so! Na, es stehen immerhin noch ein paar andere Häuser draußen, als nur das Irrenhaus, das obendrein bloß eine Privatheilanstalt, also nur für Vermittelte ist. Hat Ihr Onkel Vermögen? Oder müssen Sie für ihn sorgen?“

„Nein, er ist reich. Hat sich in jungen Jahren viel Geld erworben und muß es jetzt so genießen.“

„Unheilbar?“

„Ganz unheilbar.“

„Hat er sonst keine Familie, Ihr Onkel?“

„Ich bin seine einzige Verwandte.“

„Also wohl auch seine Erbin?“ forschte Manfred etwas derb, denn nun erst fing ihm an, klar zu werden, daß seine Mutter auch in diesem Falle wie immer recht gut wußte, was sie tat.

„Vermutlich.“

„Haben Sie ihn heute gesprochen?“

„Ja. Er hat mich sogar erkannt. Das heißt, er wird mich für meine Mutter gehalten haben. Die hat auch Angela geheißten. Wenn er also Angela sagt, weiß man nicht recht, meint er sie oder mich.“

„Sie hat aber doch nicht so ausgesehen wie Sie,“ fiel Manfred ein.

„Erinnern Sie sich, sie gesehen zu haben?“ fragte Angela, ihn mit mehr Interesse anblickend als je vorher.

„Gewiß habe ich sie in früheren Jahren mehr als einmal gesehen. Sie steht mir deutlich vor Augen als eine hübsche, junge Frau mit gerade so dunklem Haar wie Sie und mit einer ebenso weißen Gesichtsfarbe. Das ist aber auch alles, was Sie mit ihr gemein haben. Schade, daß sie so jung gestorben ist! Sie entbehren

gewiß die Mutter schmerzlich. Aber trösten Sie sich. Das muß sogar mancher, dessen Mutter noch lebt.“

„Sie!“ sagte Angela rasch und in bedeutsamem Ton. „Aber ich weiß wirklich nicht, warum Sie so schlecht mit Ihrer Mutter stehen.“

„Das wissen Sie nicht?“ fragte er ironisch. „Daß Sie in dieser Angelegenheit nur ein einseitiges Urteil haben können, ist natürlich. Sie haben bloß eine Partei gehört, und die Mutter wird mich nicht gerade geschont haben.“

„Ich höre doch, wie Sie zu ihr sprechen. Man schämt sich, dabei zu sein.“

„Sie hören aber auch, daß immer sie es ist, die anfängt.“

„Auch wenn sie unrecht hat, dürften Sie ihr nicht so antworten, wie Sie es tun. Ist es denn möglich, seine Mutter — zu hassen?“

„Sie irren sich. Ich hasse meine Mutter nicht. Ich liebe sie bloß nicht.“

„Ist das nicht genug?“

„Wissen Sie auch, wie meine Mutter ihre Liebe zwischen ihren beiden Kindern verteilte? Dem einen alles, dem anderen nichts.“

„Kinder sind eben auch verschieden,“ meinte Angela. „Eines ist liebenswürdig und das andere nicht.“

„Also, wenn Sie ein Kind hätten, das nicht liebenswürdig wäre, würden Sie es schlecht behandeln?“

Angela errötete und lachte: „Lassen Sie mich aus mit solchen Fragen.“

„Ich glaube nicht, daß Sie es täten. Bei reiflicher Überlegung werden Sie zugestehen, daß die Mütter ihre Kinder im allgemeinen nicht wegen Artigkeit und Liebenswürdigkeit lieben, sondern einfach darum, weil es eben ihre Kinder sind. Und das werden Sie wohl

auch wissen, daß es häufig gerade die nichtsnutzigsten Rangen sind, die mit Mutterliebe überschüttet werden. Übrigens würde ich Ihnen raten, nicht zu viel Gewicht auf Liebenswürdigkeit zu legen. Das ist eine rein äußerliche Sache.“

„Nein, das ist sie nicht,“ widersprach Angela, während ihr nach und nach eine dunkle Röte ins Gesicht stieg. „Das liegt schon in dem Worte.“

„Ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie noch erfahren, wie viele unzuverlässige, charakterlose Menschen es unter diesen ‚liebenswürdigen‘ Leuten gibt.“

„Das geht doch hoffentlich nicht auf Ihren Bruder?“ rief Angela hitzig.

„Ich erinnere mich nicht, daß wir von ihm gesprochen hätten,“ erwiderte Manfred kühl. „Aber da Sie ihn erwähnen, so muß ich schon sagen, es trifft bis zu einem gewissen Grade auch ihn.“

„Gegen seinen Charakter dürfen Sie nichts sagen.“

„Charakter? Was hat er denn für einen Charakter?“ fragte Manfred durch die lebhaft eingenommenheit, die Angela bewies, dazu fortgerissen, mehr zu sagen, als er sonst gesagt hätte. „Höchstens den der Leute, die überhaupt keinen haben.“

„Ihm schaden Sie nicht bei mir, wenn Sie so von ihm sprechen,“ erklärte Angela, den Kopf zurückwerfend.

„Das weiß ich. Bloß mir.“

„O — Ihnen!“ sagte sie fast wegwerfend.

„Ich bin ohnehin schon unten durch, meinen Sie.“

„Sie sind offenbar ungerecht. Denn er muß eine sehr gute Natur haben, wenn er durch die mütterliche Bevorzugung nicht verdorben worden ist. Und das ist er nicht. Das kann niemand behaupten. Er ist ein bescheidener Mensch, ohne eine Spur von Anmaßung oder Einbildung, harmlos und natürlich. Und um Sie

verdient er es schon gar nicht, daß Sie ihn anfeinden. Er spricht immer gut von Ihnen. — Reden wir lieber nichts mehr davon. Es hat ja keinen Zweck, und ich muß auch gleich aussteigen," setzte sie leichteren Tones hinzu.

Schon tauchten die durchbrochenen Gwillingstürme der Botivkirche auf, und das frische Grün des Gezweiges wie das lichte Gelb der blühenden Sträucher in den Anlagen vor der Kirche stach lebhaft von dem feingetönten Grau der Kirchenfront ab.

"Sie steigen um?" fragte Manfred, hinter dem jungen Mädchen den Wagen verlassend.

"Nein, ich gehe den Rest des Weges zu Fuß. Aber Sie wollen ja in die innere Stadt. Da trennen sich also unsere Wege."

Doch er ließ sich nicht wegschicken. „Ich gehe ein Stück mit Ihnen," entschied er. „Fürchten Sie nichts. Ich sage kein Wort mehr gegen ihn."

Stumm kreuzte er neben dem jungen Mädchen die Ringstraße.

Das Tageslicht verblaßte schon. Am Himmel zogen dunkle Wolken dahin, rasch die Form wechselnd, und der Wind pffte hinter ihnen her.

An der Schwelle des Rathausparks wandte sich Angela zu Manfred um. „Aber jetzt kommen Sie doch wohl zu weit von Ihrem Weg ab," meinte sie.

„Sagen Sie doch lieber gleich deutsch heraus: ich mag nicht, daß Sie weiter mit mir gehen," antwortete Manfred. „Ein zarter Wink ist es ohnehin nicht gewesen. — Nun gut, wenn Sie nicht wollen, so gehe ich meiner Wege. Leben Sie wohl, Fräulein Ruth!"

Etwas verlegen legte sie ihre Hand in die seinige. „Also auf Wiedersehen!" Sie neigte das Haupt und ging.

In der Gewißheit, daß sie sich nicht nach ihm umdrehen würde, konnte Manfred stehen bleiben und ihr nachblicken, bis kein Schimmer ihres Kleides mehr durch das Gebüsch drang.

Warnen hatte er sie wollen. Lächerlich! Als ob man je jemand warnen könnte. Jeder muß am Faden des Schicksals zappeln, wie es diesem beliebt, und das Mädchen da war sichtlich schon zu tief verstrickt, als daß ein Wort, besonders das seinige, bei ihr von Einfluß sein konnte.

4.

Es war am späten Nachmittag. Den ganzen Tag war der Himmel so grau umwölkt gewesen, daß kaum ein Lichtstrahl auf die Erde herabfiel, und es mehr herbstlich als frühlingsmäßig in der Welt aussah. Seit Stunden regnete es ziemlich heftig. Manfred konnte also erwarten, die beiden Damen zu Hause zu treffen.

Das ihm die Thür aufmachende Mädchen fragte er aber wohlweislich bloß nach der Mutter.

„Gewiß, die Gnädige ist zu Haus,“ antwortete Betti hastig und, wie ihm schien, erfreut darüber, daß jemand kam. Vielleicht hatte an dem langweiligen Nachmittag die Herrin sie mit zu häufigen Besuchen in der Küche beglückt.

„Ah, da bist du ja endlich wieder einmal!“ begrüßte ihn die Mutter, und diesmal schien es, als freue sie sich wirklich, ihn zu sehen. So blickte es in ihrem Auge auf. „Eine Ewigkeit hast du dich ja nicht anschauen lassen!“

„Hast du dich denn so sehr gelangweilt?“

„Ich langweile mich nie!“ behauptete Frau Madera. „Das Wetter ist recht schlecht draußen, nicht wahr?“

„Was man so für gewöhnlich schlecht nennt. Ich habe solches Wetter ganz gern.“

„Es paßt vielleicht besser zu dir als Sonnenschein und laue Luft. Aber für Damen ist das kein Ausgehewetter, und unsere Angela ist fort.“

„Wohin denn?“

„Zu einer Freundin, die sich kürzlich verheiratet hat. — Ein so liebes Kind!“

„Die Freundin?“

„Du weißt ganz gut, daß ich die Angela meine. Wir sind alle ganz verliebt in sie.“

„Alle?“

„Vater sagt immer: so eine Tochter könnt' man sich wünschen.“

„Er meint wahrscheinlich Schwiegertochter.“

„Und warum denn nicht? Wär' es denn nicht herrlich? Und kurz und gut, ob er es jetzt wünscht oder nicht, die Kinder sind schon so gut wie einig.“

Manfred erwartete nichts anderes als diese Worte, und doch starrte er sie wie entgeistert an.

„Von einer offiziellen Verlobung kann freilich noch nicht die Rede sein, denn die Angela könnte sonst nicht im Hause bleiben. Im Herbst zieht sie zur Frau Bayer, und bei der bleibt sie dann bis zur Hochzeit. Es werden also zwar jetzt noch keine Karten ausgeschiedt, aber dir konnte ich's doch nicht verschweigen. Nur sei so gut und tu, als ob du von nichts weißt, denn die Angela wünscht nicht, daß vorläufig darüber gesprochen wird.“

Manfred hatte Mühe, nicht merken zu lassen, wie tief die Nachricht ihn traf. „Das ist ja merkwürdig rasch gegangen,“ sagte er, als er sich seiner Stimme wieder leidlich Herr fühlte.

„Was sagst du denn dazu?“ forderte seine Mutter ihn zur Äußerung auf.

„Ich wundere mich, daß der Willi schon ans Heiraten denkt,“ sagte er kalt. „Er hat ja so gut wie nichts. Also will er von ihrem Geld leben?“

„Zum Glück wird ihm das niemand vorwerfen können,“ entgegnete die Doktorin spitz. „Sie hat nicht gar so viel.“

„Willst du mir dann vielleicht erklären, wovon sie leben wollen?“

„Sie werden sich in den ersten Jahren eben einschränken müssen, und —“

„Und vielleicht stirbt der kranke Onkel, denkst du,“ ergänzte Manfred.

„Von uns ist niemand so roh, auf den Tod des armen Menschen zu rechnen,“ verteidigte sich die Mutter. „Dir kann es übrigens ja gleich sein, wovon sie leben werden. Du gibst ihnen ja doch nichts dazu.“

„Natürlich nicht.“ Er erhob sich. „Adieu, Mama,“ sagte er kurz.

„Was läufst du denn schon wieder davon?“ tat sie verwundert. „Es ist doch nicht etwa meine Neugierde, die dich in die Flucht schlägt?“

Auf der Straße angelangt, empfand Manfred die kalte Regeluft angenehm. Ihm war, als hätte er droben in einer erstickenden Atmosphäre gesessen. Es war eigentlich ein Unsinn, daß er sich so den Atem verschlagen ließ. Wenn die Mutter ihm verkündete, die beiden seien schon einig, so bedeutete das noch sehr wenig. Es kam ihr gewiß nicht darauf an, etwas, was erst werden konnte, bereits für geworden auszugeben.

Aber war es nicht seiner unwürdig, sich damit zu trösten und sich schließlich selbst zu täuschen? Etwas war doch sicher an dem, was die Mutter sagte. Angela stand im Begriff, ihr Leben an dasjenige Willis zu

knüpfen. War er nicht verpflichtet vor sich selbst, sie zu warnen? —

Wenige Tage nachher fuhr er in einem Einspänner hinter dem Rathause vorbei, als ihm der Einfall kam, jetzt könnte er wohl Angela daheim treffen.

Er rief den Kutscher an, ließ halten, lohnte den Mann ab und ging den Rest des Weges zu Fuß.

Die Hausmeisterin stand im Haustore und grüßte ehrerbietig vertraulich, denn die kannte ihn ja schon so lang.

Auf seine Frage nach der Mutter antwortete sie, sie habe die Frau Doktorin vor einer halben Stunde weggehen sehen.

„Allein?“

„Ja, allein.“

Es war also immerhin die Möglichkeit gegeben, daß er Angela oben antraf.

Gedankenvoll stieg er die Treppe empor. Wenn sie da war, was würde er ihr wohl sagen? Er mußte es der Eingebung des Augenblicks überlassen.

Dem ihm öffnenden Mädchen stellte er die vorsichtig abgefaßte Frage: „Ist jemand zu Haus?“

Sie antwortete hastig: „Ja — ja! Bitte nur hineinzuspazieren!“ und begab sich eilig in die Küche zurück, die Türe hinter sich zumachend.

Im Salon war es so still, daß er eintrat, ohne zu klopfen. Und wirklich lag er ganz verlassen da. Die Türen rechts und links standen offen. Er konnte also sehen, daß sich in diesen drei Vorderräumen niemand aufhielt. Der Jemand, der zu Hause war, mußte sich demnach im Schlafzimmer befinden.

Er zweifelte kaum mehr, daß das Angela war.

Mit leisen Schritten ging er durchs Schlafzimmer, blieb aber plötzlich regungslos stehen. Im Schlafzimmer

erklang Geflüster und Geficher. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß Willi bei ihr sein könnte.

Eine Woge der Entrüstung wallte in Manfred auf. Schickte sich solches Beisammensein, wenn sie auch heimliche Brautleute waren?

Noch leiser näherte er sich auf dem Läufer, der seine Schritte dämpfte, der kleinen Tapetentür. Er konnte es nicht lassen, er mußte zuhören.

Aber er verstand nichts. Nur das eine, daß es zärtlich beschwörende, einschmeichelnde Laute waren, auf die ein leises Lachen antwortete.

Dann wurde das Flüstern und Schmeicheln dringender, beantwortet von verlegenem Geficher. Abgerissene Worte wurden vernehmlich. War das denn wirklich Angela? Und wenn sie es nicht war, mit wem war Willi zusammen?

Ohne sich zu besinnen, riß Manfred die Tür auf, eben, als drinnen ein leichter Schrei ertönte. Über den Mittelstisch hinweg blickte er zum Fenster und zu der dort stehenden Gruppe hinüber. Er sah eine weibliche Gestalt über die Nähmaschine gebeugt, so daß unter dem hochaufgestämmten Haar der Hals in dem grell einfallenden Licht hell aufschimmerte, und daneben Willi, der sich eben aus einer gebückten Haltung aufrichtete, als ob er das Mädchen geküßt hätte.

Willi drehte sich um, riß, als er Manfred erblickte, die Augen weit auf, beruhigte sich aber sogleich wieder und kam auf ihn zu. „Du stehst ja so plötzlich da wie der Fliegende Holländer!“ sagte er.

Er trat zu Manfred, ging mit ihm ins Schlafzimmer zurück und schloß die Tür hinter sich.

„Ich habe in der ganzen Wohnung niemand gefunden und hörte deine Stimme,“ erwiderte Manfred. „Ich komme dir wohl ungelegen?“

„Ach wo!“ beruhigte Willi ihn. „Ich bin froh, daß du's gewesen bist.“

„Natürlich, denn wenn's deine Braut gewesen wäre —“

„Woher hast du denn das von der Brautenschaft?“

„Von der Mutter.“

„Das hat sie gut gemacht. Erst ist es strengstes Geheimnis, dann plauscht sie's selber aus. Na, und wenn auch! Wegen dem, was du da gesehen hast? Das war ein Spaß und nichts weiter.“

„Du nimmst es sehr leicht. Das heißt früh anfangen mit der Untreue.“

„Untreue?“ Willi zog die Brauen hoch. „So was heiß' ich noch lange keine Untreue.“

„Glaubst du, daß Fräulein Angela derselben Ansicht ist?“

Willi zuckte die Achseln. „Erwischen lassen darf man sich halt nicht. Du wirst ihr doch nichts sagen, Manfred?“

„Warum nicht?“

„Das trau' ich dir nicht zu.“

„Warum nicht?“ wiederholte Manfred. „Wäre es unanständig? Viel unanständiger ist es, zuzuschauen, wie jemand betrogen wird.“

„Betrogen? Soll das schon Betrug sein? So eine Dummheit? Es hat wirklich gar nichts zu bedeuten.“

„Höre, mein Lieber, du nimmst das wirklich gar zu leicht. Wie kommst du überhaupt zu dem Entschluß, schon heiraten zu wollen?“

Willi schwieg und blickte vor sich hin, und in diesem Augenblick las ihm Manfred von der Stirne herunter, wie es sich verhielt. Es war im Grunde gar nicht sein Wille, sondern bloß der der Mutter, die sich fürchtete, ihr leichtfertiger Sohn könnte sich irgendwo un-

liebsam verplempern. Ihn davor zu retten, schien ihr Angela gerade gut genug.

„Es ist noch ein bißel früh,“ gestand Willi. „Aber einem Mädchen wie Angela begegnet man nicht alle Tage, und wenn man das Glück hat, ein solches Wesen kennen zu lernen, soll man es festhalten. Ein Trottel wär’ man, wenn man’s nicht tät.“

„Vor allem muß man sich fragen, ob man der rechte Mann für sie ist.“

„Die Angela ist natürlich viel zu gut für mich,“ erklärte Willi mit ruhiger Selbsterkenntnis. „Aber eben deshalb muß’ ich mir sie gewinnen.“

„Wovon wollt ihr leben?“ fragte Manfred weiter. „Du hast nichts, sie nicht viel. Soll sie in einer Dachkammer wirtschaften?“

„Das wär’ gerad’ meine Leibspeiß!“ antwortete Willi mit einer Grimasse. „Die Sache ist aber die, wir haben sichere Erwartungen. Ich werd’ doch bald befördert, und ihr steht noch ein großes Vermögen in Aussicht. Was macht es da aus, wenn wir einstweilen ihr kleines Kapital angreifen?“

„Also so rechnest du? Ihr könntet da leicht ihr Vermögen aufgebraucht haben, ehe euch die Erbschaft zufällt. So rechnet kein gewissenhafter Mensch.“

„Ich find’ gar nichts dabei,“ beharrte Willi.

„Liebst du sie denn wenigstens?“

„Aber freilich!“ versicherte Willi. „Sie ist wirklich ein Engel! Kein fader Engel — nein! Ich bin ganz weg von ihr.“

Manfred seufzte. „Bis du mit einem Nähmädchen allein bist!“ ergänzte er bitter und wandte sich zum Gehen.

„Du willst schon wieder fort?“ fragte Willi. „Wart, ich geh’ mit.“

Doch Manfred hatte es plötzlich sehr eilig. „Ich kann nicht mehr warten. Leb wohl!“

Willi blickte verdußt auf die Thür, die sich so rasch hinter ihm geschlossen hatte. Er hätte von Manfred doch das Versprechen fordern sollen, daß er nichts sagen werde, dachte er.

Doch er beruhigte sich. Das tat Manfred ohnehin nicht. Darauf konnte er sich schon verlassen. —

Manfred schritt, die Hände in den Taschen, durch den stürmischen Abend dahin. Ein rauher Wind wehte von Norden her, und gegen Westen zeigte der Himmel ein sturmkündendes Rot.

Auch in seinem Innern stürmte es. Jetzt erhob sich erst recht in ihm die Entrüstung gegen den Menschen, der ein solches Wesen gewonnen hatte wie Angela und es nicht zu schätzen wußte. Die Arme hatte sicher keine Ahnung davon, wie Willi wirklich war. Sie mußte unbedingt gewarnt werden.

Um Angela allein zu treffen, mußte er eine frühe Nachmittagsstunde wählen, wo Willi noch nicht zu Hause, die Mutter aber vielleicht schon ausgegangen war.

Zweimal hatte er schon um drei Uhr Nachmittags bei der Hausmeisterin angefragt. Das erste Mal waren beide Damen nicht zu Hause, beim zweiten Male sagte ihm die Hausmeisterin: „Bitt', gehn S' nur hinauf! Die gnä' Frau ist bestimmt zu Haus!“ Und er mußte einen Vorwand gebrauchen, um nun gerade nicht hinaufzugehen.

Heute wagte er es nun schon zum dritten Male, und gleich beim Betreten der Straße wußte er, daß er diesmal mehr Glück haben würde. Denn dort, ihm den Rücken zuehrend, fiesch geschnürt, mit einem

blumengeschmückten Hut, in ihrem violetten, knappen Kostüm eine Figur von täuschender Jugendlichkeit, verschwand eben die Mutter um die Ecke, als er die Mitte der Straße noch nicht erreicht hatte.

Diesmal bemühte er die Hausmeisterin nicht, sondern ging gleich hinauf und läutete. Sofort vernahm er auch, daß die sich nähernden Schritte nicht die Bettis waren.

Angela blickte bei seinem Anblick etwas betroffen drein. Sie war im Hauskleid, hatte eine Schürze vor, und an ihrem blauen Lüsterrock hingen weiße Fäden.

„Gerad' ist die Frau Mutter fortgegangen,“ sagte sie hastig. „Sie kommt vor Abend nicht wieder.“

„Lassen Sie mich nur ein!“

„Aber Sie sind doch wohl nicht zu mir gekommen?“

„Wer weiß!“

Mit einer kurzen Verbeugung ließ er sie an sich vorbei in den Salon treten.

Wie reizend sie war! Wie man alle ihre guten und schönen Eigenschaften von der weißen Stirn, aus den tiefen, sanften Augen ablesen konnte und nicht minder von dem fein und fest geschnittenen Munde, der so deutlich ihren Charakter verriet!

Es war nicht leicht, einen Anfang zu finden.

„Sie sind beschäftigt?“ fragte er, sich niederlassend.

„Ja, ich habe die Hausnäherin drinnen.“

„Schon wieder oder noch immer?“

„Wieso?“

„Sie hat doch schon neulich da gearbeitet. Das heißt, wenn es dieselbe ist — die Hübsche mit den Kraushaaren.“

„Sie haben sie gesehen?“ Angela lächelte belustigt.

„So lange, wie man braucht, um eine hübsche Momentphotographie aufzunehmen.“

„Und sie gefällt Ihnen? Es interessiert mich, Ihren Geschmac̃ kennen zu lernen.“

Seine Blicke hingen fest an ihr und suchten nach der Veränderung, die notgedrungen seit dem letzten Male mit ihr vorgegangen war. Sie hatte sich seitdem verlobt, Worte der Liebe angehört und wohl auch gesprochen. Nun hatten diese Lippen wahrscheinlich bereits geküßt. Sag über ihrem Wesen ein bräutlicher Schimmer oder nicht?

„Ist das, was Sie sich nähcn lassen, Sommerausstattung oder Ausstattung schlechtweg?“ fragte Manfred, nachdem er das junge Mädchen durch sein Anstarren bereits nervös gemacht hatte.

„Bloß Sommerausstattung,“ erwiderte sie rasch, froh darüber, daß er überhaupt sprach. „Wieso denn Ausstattung?“

„Bitte, leugnen Sie nicht! Ich gehöre doch gewissermaßen auch zur Familie, nicht wahr?“

„Sogar mehr als gewissermaßen.“

„Die Mutter hat mir mitgeteilt, daß Sie meine Schwägerin zu werden wünschen.“

„Nun, gerade das wünsche ich durchaus nicht so sehr!“

„Ich weiß!“ entgegnete Manfred herb. „Sie wünschen das nicht. Sie wünschen bloß, Willis Gattin zu werden. — Sind Sie denn wirklich so leichtsinnig?“

„Warum leichtsinnig?“ fragte sie zurück, die Augen groß zu ihm aufschlagend, denn sie gewahrte die Erregung des Mannes.

„Weil Sie sich gar so rasch entschließen.“

„Es ist wirklich sehr rasch gekommen,“ gestand Angela. „Außerdem bitte ich aber zu bemerken, daß wir noch nicht offiziell verlobt sind — eigentlich nur so halb und halb.“

„Halb und halb gibt's in solchen Dingen nicht. Freilich hätten Sie sich und Willi schärfer prüfen sollen. Was wissen Sie von ihm weiter, als daß er elegant die Cour zu schneiden versteht? Nichts wissen Sie, als was seine verliebte Mutter Ihnen vorredet, und auf das dürfen Sie nichts geben, wenn Sie vernünftig sind.“

„Sie sind sehr höflich, das muß man Ihnen lassen!“ sagte Angela, über die Heftigkeit des Angriffs ganz erstaunt.

„Sie stehen allein in der Welt, Sie müssen lernen, auf sich selbst zu achten! Warum sich so Hals über Kopf in eine solche Geschichte einlassen? Denken Sie doch, daß Sie über Ihr ganzes Leben verfügen! Wenn Sie nun mit ihm unglücklich werden?“

„Warum sollt' ich denn mit ihm unglücklich werden?“ fragte sie mit einem Versuch zu lächeln.

„Steinunglücklich werden Sie — das ist sicher.“

„Sehr brüderlich von Ihnen gesprochen! Sie wollen damit doch nur andeuten, daß er ein schlechter Mensch ist? Das ist er keinesfalls.“

„Nein, das ist er nicht,“ bestätigte Manfred; „aber mir sind oft schlechte Menschen lieber als gute Menschen dieses Schlags. Sie sehen nur das Gute und Angenehme an ihm, Angela, die Schattenseiten entgehen Ihnen gänzlich.“

„Und da möchten Sie einspringen und mir sie zeigen — nicht wahr?“ fragte Angela. „Aber ich danke bestens. Er mag ja Fehler haben, aber seine Charakterfehler sind mir immer noch lieber als die Vorzüge, die ein verbittertes und rachsüchtiges Gemüt vielleicht aufweisen mag.“

Manfred sah sie bei diesen Worten so starr an, daß das junge Mädchen verlegen wurde und den Blick senkte.

„Glauben Sie wirklich, irgend etwas, was Sie gegen Ihren Bruder sagen, könnte bei mir ins Gewicht fallen?“ fragte sie, ohne aufzublicken.

„Nein, das glaube ich nicht mehr,“ entgegnete Manfred. „Ich sehe, es ist alles umsonst. Aber betonen Sie das Wort ‚Bruder‘ nicht so stark. Die Blutsverwandtschaft kümmert mich in diesem Falle wenig.“

„Ja, das glaube ich Ihnen.“

„Sie stehen nämlich meinem Herzen näher als er.“

Angela stuzte und warf ihm einen fragenden Blick zu. Was sollte das heißen? Bis jetzt war sie der Meinung gewesen, daß sein Beweggrund nur die Verstimmung gegen Mutter und Bruder sei. Das Hervorblitzen eines anderen, bisher ungeahnten Grundes verwirrte sie für den Augenblick.

„Ja, das sagen Sie so,“ raffte Angela sich endlich zum Widerspruch auf. „Es soll aussehen wie Teilnahme, aber es ist doch bloß Gehässigkeit und Rachsucht.“ Sie wußte selbst nicht, was sie aufreizte, ihm diese Worte ins Gesicht zu schleudern. Vielleicht war es nichts als der unbewußte Wunsch in ihr, ihn zu zwingen, offen Farbe zu bekennen.

Sie war aufgestanden und hielt sich an der Lehne ihres Sessels fest.

Auch Manfred richtete sich in seiner ganzen Höhe auf, und seine Augen fingen an in einem seltsamen Feuer zu leuchten. „Ich spreche aus einer Empfindung heraus, die von dem Mächtigsten und Reinsten erregt wird. Ich spreche, weil ich um Sie in Sorge bin und Sie nicht ins Unglück laufen lassen will. Um Ihrer selbst willen überlegen Sie sich's noch gründlich. Willi ist Ihrer nicht würdig.“

Angela hatte aufmerksam, fast neugierig gelauscht, solange er von seinen eigenen Empfindungen sprach.

Vielleicht war sie sogar ein wenig enttäuscht, daß er so rasch von diesem Thema abwich. Als seine Worte wieder nur in diesem Ausfall gegen seinen Bruder gipfelten, verzog sie den Mund.

„Und ich finde es nicht sehr würdig, solche allgemeine Anklagen vorzubringen. Wenn Sie etwas gegen ihn vorzubringen haben, so sagen Sie's offen heraus.“

„Es ist mir nicht darum zu tun, ihn anzuklagen.“

„Nennen Sie mir also eine einzige Eigenschaft von ihm, die ihn meiner Liebe unwürdig macht.“

„Die, daß er sie nie erwidern wird, wie er sollte. Sie nie lieben wird, wie er Sie lieben müßte. Der Mann, der Sie verdienen soll, Angela, dem müßten Sie doch wenigstens das Einzige, Höchste, Liebste auf Erden sein.“

„Aha, jetzt werden Sie kommen und sagen, Sie wüßten einen solchen Mann! Aber sagen Sie's lieber nicht. Es wäre noch weniger schön als alles andere, was Sie bis jetzt vorgebracht haben.“

„Ich begreife, daß es meine Warnung verdächtig macht, wenn ich durchblicken lasse, daß ich Sie lieber selbst hätte,“ antwortete Manfred. „Es war auch gar nicht meine Absicht, Ihnen das zu gestehen. Man sagt immer mehr oder weniger, als man sagen will. Aber ich bin wirklich nicht hergekommen, um meine eigene Sache zu führen. Ich bin Ihnen nicht sympathisch, und obendrein sind Sie gegen mich ebenso aufgehetzt worden, wie zu Gunsten Willis bearbeitet. Glauben Sie doch, daß ich mir keinen Augenblick Hoffnung gemacht habe, etwas bei Ihnen zu erreichen. Im Gegenteil — ich wußte, ehe ich den Mund aufgetan habe, daß ich mich Ihnen nur noch mehr verhaßt mache. Das kann Ihnen beweisen, daß es mir einzig darum zu tun war, Sie in Ihrem eigensten Interesse zu

warnen. Ich krieg' Sie ja doch nicht, und ich werde von jezt an jedes Zusammentreffen mit Ihnen zu vermeiden wissen."

"Auch wenn ich wirklich Ihre Schwägerin werde?"

"Ja."

"Das ist aber sehr peinlich für mich."

"Sie werden sich nicht so arg viel daraus machen. Sie können mich ja so wie so nicht leiden. Da wird's Ihnen lieber sein, wenn Sie mich gar nicht mehr zu sehen kriegen. Also, was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt, und jezt geh' ich. Leben Sie wohl, Fräulein Angela!"

Er ging mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer.

Sie folgte ihm langsam. „Sie haben eine eigene Kunst, mich zu reizen,“ äußerte sie, während er im Vorzimmer nach seinem Hut griff. „Ich werde sonst selten heftig. Aber gegen Sie bin ich, scheint mir, wirklich ungezogen gewesen.“

„Mehr als das.“

„Ich möchte keinesfalls, daß Sie mir böse sind.“

„Böse?“ fragte er schmerzlich. „Nein, böse bin ich Ihnen nicht.“

Es war etwas in seinem Tone, das seltsam an ihr Herz rührte; doch sie wollte sich's nicht gestehen und fuhr mit erzwungenem Gleichmut fort: „Also böse sind Sie nicht? Da bin ich zufrieden.“

Sie streckte ihm die Hand hin, die er aber kaum berührte. Düster starrte er auf ihre weiße Stirn, über welcher das dunkle Haar sich so schön in einer schmalen, weißen Linie teilte, auf ihre schönen, sinnigen Züge, die nun wieder ihren natürlichen, freundlichen Ausdruck hatten.

„Hoffentlich halten Sie nicht Wort,“ sagte Angela, „und besuchen uns doch.“

„Niemals!“ entgegnete er entschieden. „Wenn's nach mir geht, nehme ich jetzt für immer von Ihnen Abschied.“

Er wandte sich um und ging, ohne sich umzublicken.

5.

Manfred hatte eine recht unangenehme Zeit hinter sich, als er an einem heiteren Nachmittag an dem nun schon üppig grünen und Blütenduft ausströmenden Rathauspark vorbei dem Kaffeehaus zustrebte, in dem sein Vater um diese Stunde anwesend zu sein pflegte.

Was kümmerte es ihn, daß es hell und heiter in der Welt war? Er mußte müßig stehen und den Dingen ihren Lauf lassen. Er hatte ja alle seine Pfeile umsonst verschossen. Das heißt doch noch nicht alle. Aber den einen, der noch in seinem Köcher steckte, den würde er wohl nie versenden.

Seit seiner Unterredung mit Angela war er nicht mehr daheim gewesen. Den Vater sah er öfters im Kaffeehaus, und beim letzten Zusammentreffen hatte der ihm mitgeteilt, die Mutter fahre Ende der nächsten Woche; er mußte nun doch wohl einen Abschiedsbesuch zu Hause abstaten. Heute beabsichtigte er, sich nach dem Tag der Abfahrt der Mutter zu erkundigen.

In dem Kaffeehaus, wo der Doktor mit seinen beiden Kartenfreunden an einem bestimmten Eßtisch zu sitzen pflegte, war's traulich und angenehm kühl. Das elektrische Licht spiegelte sich in den Gläsern der beiden Mitspieler, während des Doktors dichtbehaartes Haupt nicht einmal eine einzige dünne Stelle aufwies.

„Laß dich nicht stören, Papa,“ sagte Manfred herantretend. „Ich will dich nur fragen, wann die Mutter abfährt.“

„Hast schon zu lang gezögert,“ antwortete der Doktor. „Jetzt fällt dein Abschiedsbefuch ins Wasser.“

„Sehen Sie ihm denn nicht an, daß er schon seine Strohwitwermiene aufgesetzt hat?“ fragte einer der Partner. „So aufgekragt war er schon lang nimmer.“

„Schon Strohwitwer?“ fragte Manfred.

„Die Mutter ist heute früh abgedampft,“ berichtete der Doktor schmunzelnd.

„Die Abreise sollte doch erst später erfolgen?“

„Bei uns kommt immer alles anders,“ entgegnete der Doktor. „Programmäßig spielt sich nie was ab. Ich kann dir nicht helfen. Sie ist fort. Läßt dich aber vielmals grüßen und so weiter.“

Manfred empfahl sich bald wieder. Je länger er es im Weggehen bedachte, um so klarer wurde es ihm, daß diese verfrühte Abreise der Mutter gewiß etwas zu bedeuten hatte, denn für gewöhnlich verzögerte sich bei ihr eine Reise eher um ein paar Wochen.

Was konnte es sein? Es war zwar gewöhnlich nicht der Mühe wert, sich über die plötzlichen Einfälle seiner Mutter den Kopf zu zerbrechen; er nahm sich aber doch vor, den Vater danach zu fragen, wenn er ihn wieder sah. Nur beeilte er sich nicht, dieses Zusammentreffen herbeizuführen. Er wollte nicht von Willi und Angela sprechen hören.

Am liebsten hätte er sich für längere Zeit nach Siebenbürgen schicken lassen, wo die Anwesenheit eines Vertreters seiner Firma nötig war; allein es wurde dazu ein anderer bestimmt, der in Wien nicht so unentbehrlich war wie er selbst.

Wenn es zur Hochzeit kam, dann aber würde er ganz sicher verreisen, denn dieser Feier wollte er um keinen Preis beiwohnen.

Zweimal hintereinander schrieb er dem Vater ab,

als dieser ihn brieflich aufforderte, mit ihm zusammenzutreffen.

Schließlich wurde der Doktor ärgerlich. „Was ist denn mit Dir los?“ schrieb er ihm. „Man sieht Dich ja gar nicht mehr. Bist Du böse oder was ist sonst? Ich hab' jetzt grad' Verdruß zur Genüge gehabt, Du brauchst mich nicht auch noch zu ärgern. Also willst Du morgen abend in den Prater kommen? Zum zweiten Kaffeehaus? Wenn Du diesmal wieder Ausflüchte machst, rüd' ich Dir auf die Bude!“

Manfred sagte diesmal auf jeden Fall zu. Es mußte etwas geschehen sein, was den Vater in außerordentlicher Weise verstimmt.

Beim Praterstern verließ Manfred die Elektrische und wanderte zu Fuß die Hauptallee hinunter, deren Kastanien im Schmuck ihrer Millionen Blütensträucher prangten. Der Strom lufthungeriger Spaziergänger war nicht so dicht, als daß dem einzelnen nicht Raum und Ellbogenfreiheit genug geblieben wäre. Man konnte sich ungestört seinen Träumereien hingeben.

Immer wieder kämpfte Manfred einen erbitterten Kampf gegen die Hoffnung, daß sich zwischen Willi und Angela bereits Mißhelligkeiten ergeben hätten. Es ist der unangenehmste Widerstreit, wenn man dem Herzen verwehren muß, sich unbekannte Geschehnisse oder Künftiges nach Wunsch auszulegen.

Beim zweiten Kaffeehause erblickte er schon von weitem den Vater, der sich einen Sitz an einem Tisch der äußersten Reihe gewählt hatte und so saß, daß er die aus der Richtung des Pratersterns Kommenden bequem überfah, wobei er gemächlich den Klängen der Damenkapelle lauschen konnte, die zu den grünen Wipfeln emporflogen. Beim Schlußakkord eines Potpourris begrüßten Vater und Sohn einander.

Wenn der Doktor Verdruß gehabt hatte, so war davon jedenfalls jetzt nichts zu gewahren. Nur das Wohlgefühl sorglosen Ausspannens drückte sich in seinen Bügen aus.

Es konnte also doch nichts Besonderes vorgefallen sein, dachte Manfred, während er die Mienen seines Vaters betrachtete, wie man einen geschlossenen Brief ansieht, dem man gern schon äußerlich ansehen möchte, ob er Gutes oder Schlimmes bringt.

„Es dauert lange, bis man deiner einmal habhaft wird,“ beklagte sich der Doktor.

Manfred schützte die vielen Geschäfte vor, ohne damit großen Eindruck zu erzielen.

„Es gibt doch auch freie Stunden,“ meinte der Vater. „Was machst du denn in denen?“

Manfred zuckte die Achseln.

„Du — da steckt was dahinter! Wenn's der Willi wäre, käme ich sofort mit dem Schlüsselwort: Frauenzimmer. Aber bei dir?“

„Na, der Willi wird das jetzt doch aufgeben müssen!“
„Im Gegenteil.“

Manfred blickte den Vater fragend an, doch da näherte sich der Kellner, und man mußte bestellen.

Als Manfred dann auf die letzten Worte des Vaters zurückgreifen wollte, kam dieser ihm zuvor.

„Vorhin bin ich mit einem deiner Chefs in der Elektrischen gefahren. Ich war ganz baff, daß so ein Kröfus kein anderes Beförderungsmittel weiß.“

„Das war natürlich der Herr Christian,“ antwortete Manfred, innerlich ungeduldig über den Seitensprung des Gesprächs. „Der ist im Stande und geht zu Fuß mit seinem Gepäck auf die Bahn, und draußen, wenn er zufällig den Zug veräumt, nimmt er sich einen Extrazug.“

„Ich hätt' ihn gar nicht gekannt, aber er hat mich angesprochen. Er hat mich auf die Idee gebracht, daß du ein heimliches Gebandel hast. Seine Frau will dich verheiraten, und du wehrst dich mit Händen und Füßen dagegen. Das muß doch einen Grund haben.“

„Gewiß. Vor allem den, daß mir die Dame nicht paßt.“

„Rößler glaubt, du bist in festen Händen, sonst würdest du sicher zugreifen.“

Manfred zuckte nur die Achseln, und der Doktor mochte nicht weiter in ihn dringen. Man saß so angenehm hier unter den hohen Baumwipfeln, der Abendwind rauschte lind in den Zweigen, und die Musik drang melodisch zu ihnen herüber. Wozu unangenehme Erörterungen vom Baune brechen?

Der Sohn aber war weit entfernt, die lässige Gemütsruhe seines Vaters zu teilen. Er beherrschte nur mit Mühe seine Nervosität, zupfte an seinem Bart und erwartete, sehnte und fürchtete jeden Augenblick, jenen Namen zu hören, der sein ganzes Inneres in Aufruhr brachte.

Eben kam der Speisefellner, den Arm bis zur Schulter hinauf voll besetzt mit Tellern. Er stellte vor beide Herren den bestellten Braten hin.

Der Doktor fing sogleich an zu essen, und Manfred wollte ihn in diesem Augenblick nicht stören.

Während er dann selbst sein Abendessen verzehrte, flogen seine Blicke zu den benachbarten Tischen, und infolge der Einbildung, die das Gefühl der Glücklosigkeit gern begleitet, schienen ihm alle Menschen impertinent froh und leichttherzig.

Besonders ärgerten ihn die jungen Paare. Ehepaare oder Liebespaare, das galt ihm gleich. Die besaßen ein Glück, auf das er verzichten mußte.

Seltfame Laune des Geschicks, daß man um jede Glückshoffnung kommen kann, weil man ein Gesicht erblickt hat, das man nicht mehr zu vergessen vermag! Wie glücklich wäre er, wenn er hier so sitzen könnte mit ihr — wie jene anderen da und dort mit derjenigen saßen, die ihnen teuer war!

Doch nein, sie hatte einen anderen erwählen müssen, der das Glück ihres Besitzes nicht einmal zu ermessen verstand, dem jede andere auch recht gewesen wäre.

Gerade, als er dies dachte, fiel sein Blick zufällig auf einen hochgewachsenen jungen Mann in einem grauen Anzug, der in der Nähe der Damentapelle an einem Baum lehnte und zu den Spielerinnen hinüber sah.

Eine ziemliche Entfernung trennte ihn von diesem Tisch, und Manfred sah ihn nur von rückwärts, und doch glaubte er sofort zu erkennen, daß es Willi sei.

In demselben Augenblick sagte auch schon der Doktor, sich den Mund wischend: „Schau einmal dorthin! Steht da nicht der Willi und schmachtet zur Damentapelle hinüber?“

„Werden halt ein paar Hübsche darunter sein.“

„Der Schlangel! Na, das gibt ein Gaudium, wenn er uns entdeckt! Jetzt dreht er den Kopf.“

Der Doktor nahm seine Serviette und schwenkte sie in der Luft. Trotz der Entfernung konnte Willibald nicht umhin, das zu bemerken und schärfer in die Richtung zu blicken. Da sah er, daß der Wink nicht etwa einem Kellner galt, sondern ihm. Die eben zu Häupten des Doktors entzündete Laterne beleuchtete ihn und Manfred hell genug.

Zögernd schlenderte er heran. „Was, ihr seid auch hier?“

Manfred bot ihm die Hand und wunderte sich dar-

über, daß der Bruder ihm nicht ins Gesicht sah und seine Finger kaum berührte.

„Bratsche, Klarinette oder pifffüßes Hölzel?“ fragte der Doktor spöttisch.

„Cello,“ antwortete Willi fest und unverfroren. „Ein Jammer ist es, daß die da sitzen und zum Gulasch aufspielen muß.“

„Wird bloß stumme Pantomime sein,“ meinte der Doktor, seinen Jüngeren spöttisch anblickend.

Der achtete nicht darauf, warf sich auf einen Stuhl und starrte finster vor sich hin, Manfreds Blicken ausweichend.

Was hat er denn nur? dachte Manfred. Es schien ihm, daß Willi nicht wirklich böse war, sondern daß er sich für verpflichtet hielt, eine böse Miene aufzuziehen. „Was schneidst du denn für ein Gesicht?“ fragte er.

„Na, irgend ein Gesicht muß man doch schneiden,“ gab Willi übellaulig zur Antwort.

„Aber so eines nicht!“ entschied der Vater. „Du hast zwar alle Ursache, Gesichter zu schneiden, indessen scheinst du ja schon im Begriff, dich zu trösten. Und wie's auch sein mag, dem Manfred darfst du keine Schuld geben. Geseht, er hat's getan — was weiter? Er hätte ja nur die Wahrheit gesagt, das kannst du nicht leugnen. Aber ich bin überzeugt, er hat nichts gesagt.“

„Was soll ich gesagt haben?“ fragte Manfred aufhorchend.

„Ich hätte es nicht von dir geglaubt,“ sagte Willi, seinen Hut auf einen Stuhl werfend und den Kopf in die Hände stützend.

„Was hättest du nicht von mir geglaubt? Ihr könntet alle beide etwas deutlicher sein.“

„Daß du gleich hingehen wirst und ihr erzählen,

was du mit dem Nähmädel gesehen hast. Du hast mir doch versprochen, nichts zu sagen.“

„Er glaubt, du hast der Angela erzählt, wie er die Näherin abgebußelt hat,“ warf der Vater ein.

„Sie weiß es also?“ fragte Manfred rasch.

„Natürlich weiß sie's!“ murrte Willibald.

„Aber nicht von mir!“

„Du siehst doch, daß er ganz ahnungslos ist,“ stellte der Vater vor. „Außerdem hat doch die Angela ausdrücklich gesagt, das Mädchen selbst habe es ihr erzählt.“

„Die falsche Raß!“ brummte Willi. „Na also, wenn du's nicht warst, Manfred — dann verzeih' ich dir.“

Er streckte die Hand über den Tisch, und Manfred schüttelte sie ihm mit auffallender Wärme. Sein Herz wurde ihm plötzlich so leicht in der Brust.

„Wenn du's nicht warst, verzeiht er dir!“ wiederholte der Doktor schmunzelnd. „Aber wer verzeiht dir, mein Sohn? Die Näherin küssen, wenn man verlobt ist, und obendrein mit einer Angela! — Na, es war ja vorauszusehen, daß die Angela noch vor der Hochzeit die Entdeckung machen wird, daß ihr sogenannter Bräutigam hinter jeder Schürze her ist.“

„Du hast eine Szene gehabt mit Angela?“ fragte Manfred möglichst gleichgültig.

„Das heißt, sie hat ihm den Laufpaß gegeben,“ fiel der Doktor ein, „und ihn gebeten, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken, daß man die wichtigen Funktionen eines Nähmädels durch solche Tändeleien nicht stören soll. Kurz, die Verlobung hat nicht lang gedauert, und er steht wieder da als — entlobter Stamm!“

Manfred schöpfte tief Atem. Er fühlte schärfer den Duft der Kastanienblüten, wohliger den frischen Hauch des Abends.

„Sehr schonend gehst du mit meinen Gefühlen um, Papa!“ beklagte sich Willi. „Dir ist gar nichts heilig. Über alles mußt du deine Wiße reißen.“

„Seine Gefühle soll ich schonen!“ rief der Doktor. „Höre, Willi, das ist der beste Witz, den du seit langem gemacht hast. Wo nichts ist, ist nichts zu schonen. Du hast die Angela nicht mehr und nicht weniger geliebt wie jede andere, die dir in den Wurf kommt. Die ganze Geschichte ist dir ja nur von der Mutter eingeredet worden, die gern vorbauen hat wollen, damit du ihr nicht eines Tages mit einer Kellnerin oder einem Ballettmädel anrührst. Um diesem Unglück auszuweichen, hat sie ein größeres stiften wollen. Denn so sehr ich die Angela verehere, ein Unglück wär's gewesen für beide Teile. — Die Mutter hat gewütet, das kannst du dir denken,“ wandte er sich an Manfred. „Und wenn sie wütet, das gibt aus. Dem armen Mädel hat sie zugefegt, daß es schon nicht mehr schön war. Aber die Angela hat nicht nur sehr viel Haar am Kopf, sie hat auch welche auf den Zähnen. Ausschauen tut sie wie ein Lamperl, aber sie ist durchaus nicht so wehrlos. Allerhand Achtung vor ihr!“

„Und daraufhin sind sie zusammen nach Franzensbad gereist?“ fragte Manfred.

„Zusammen? Nein. Die Mutter ist allein gefahren. Ich sag' dir doch, bei uns kommt immer alles anders. Die große Freundschaft ist kläglich in die Brüche gegangen, und wenn man der Mutter jetzt zuhört, so hat die Angela mehr schlechte Eigenschaften, als in einem Weiberzuchthaus beisammen sind. — Ja, das sind Geschichten!“

Der Doktor schüttelte den Kopf und scharrte mit dem langen Nagel seines kleinen Fingers Häufchen von Brotkrumen auf dem Tischtuch zusammen.

Manfred blickte immerfort seinen Bruder an. Eine gewisse Verstimmung war ihm ja anzusehen, aber so unglücklich, wie er von Rechts wegen hätte sein können, war er durchaus nicht. Der brauchte ihm kein Bedauern einzulösen.

„Wo ist Fräulein Angela jetzt?“

„Sie ist halt gleich zu der Frau Bayer gezogen, zu der sie im Herbst ziehen sollte,“ berichtete der Doktor. „Es tut mir sehr leid, daß alles so gekommen ist, aber wie sie den Fuß ins Haus gesetzt hat, hab' ich die ganze Geschichte vorausgesehen, und es ist pünktlich eingetroffen. Erst Verliebung und Verlobung, dann Ach und Krach. — Und jetzt läuft er schon wieder einer anderen nach.“

„Aus reiner Verzweiflung!“ grollte Willi.

Der Doktor stieß seinen älteren Sohn mit dem Ellbogen an. „Der liebt aus allen möglichen Gründen. Na, nur zu! Zum Heiraten hast du ja Zeit, bis du Ministerialsekretär bist.“

Willi quittierte den guten Rat mit einer ironischen Verbeugung.

Manfred seinerseits hörte gar nicht mehr zu, denn seine eigenen Empfindungen bestürmten ihn zu sehr. War es denn möglich, daß die ganze Geschichte bloß ein Alpdrücken gewesen war, aus dem er so bald schon erwachen sollte? Sie wurde also nicht seines Bruders Frau!

6.

Manfred hatte in Erfahrung gebracht, daß Angela mit Frau Bayer in Mödling sich aufhalte. An einem schönen Junisonntag fuhr er hinaus, und bald stand er in der stillen Straße vor dem ihm bezeichneten Grundstück. Vor sich hatte er ein Gittertor, zu dessen Linken sich ein ebenerdiges Häuschen befand, rechts

erhob sich ein einstöckiger Bau, der aber nur seine Schmalseite dem Vorgarten und der Straße zukehrte.

Aus einem Fenster des Erdgeschosses blickte eine dicke Frau mit solchem Erstaunen auf den Ankömmling, als ob ein Mensch hier die größte Seltenheit wäre.

Noch ehe Manfred etwas fragen konnte, erteilte sie ihm die Auskunft: „Der Professor und die ganze Famülli san weg.“

„Ich suche aber nicht den Professor, sondern Frau Bayer.“

„Die is a nôt z' Haus. Bloß 's Mädel is da. — Kathi! Kathi!“ rief sie, sich möglichst weit aus dem Fenster beugend. „Kummen S' außa!“

Der Zugang zum ersten Stock drüben wurde durch eine kleine Außentreppe in der Mitte der Hauswand vermittelt. Auf das Geschrei der Frau erschien oben auf dem Absatz in der offenen Tür eine weibliche Gestalt, die, als Manfred sich näherte und seine Frage nach Frau Bayer wiederholte, ebenfalls die Auskunft erteilte: „Sie is fortgangen.“

„Es ist also niemand zu Haus?“

„Das Fräul'n, die bei ihr wohnt. Die Fräul'n Angela.“

„Die such' ich eben.“

„Sie is im Garten.“

Sie wies mit der Hand nach hinten, wo das Grün wogte, und Manfred atmete auf. Er hatte es gut getroffen.

„Wann der Herr wünscht, kann ich 's Fräul'n holen,“ bot das Mädchen sich an. „Oder soll ich Ihna hinführ'n?“

Das Mädchen mußte in seiner Toilette gestört worden sein, denn es hielt eine Brennschere in der Hand,

und eine Seite ihres Stirnhaars wartete ganz offenbar noch des Brennens.

Er winkte dem Mädchen lächelnd ab und schritt hastig auf dem Mittelweg des Gartens weiter.

Wie viele solche Sommerfrischlergärten bestand auch dieser, wie es schien, aus einem länglichen Streifen. Der vordere Teil zeigte zwei Rasenstücke rechts und links von diesem Mittelweg, der von dünnen Obstbäumen besetzt war. Nach hinten war er durch eine niedere grüne Hecke abgeschieden, und hinter dieser stiegen grüne Wipfel auf. Dort erst schien der eigentliche Garten zu beginnen.

Durch das kleine Mittelpförtchen trat Manfred in diesen rückwärtigen Garten ein. Überall Sitzplätze und Lauben, aber alles schien leer, alles still. Kein Mensch ringsum.

Doch da, zwischen zwei jungen Birken im Gartenwinkel, da schimmerte etwas Helles. Eine Hängematte war da an den Bäumen befestigt, und darin lag jemand. Jetzt eben richtete die Liegende sich etwas auf, und Manfred blickte in zwei erstaunte Augen, die sich starr auf ihn richteten.

„Träum' ich oder wach' ich?“ fragte Angela, wie Evchen in den Meistersingern, sich in der Hängematte auflegend.

„Sie haben vermutlich geschlafen,“ antwortete Manfred. „Und jetzt wachen Sie auf — leider in unangenehmer Weise. Aber ich kann Ihnen nicht helfen, ich bin es wirklich.“

„Ich hab' schon geglaubt, ich seh' Sie niemals wieder,“ sagte Angela langsam.

Forstend blickte er sie an, um festzustellen, ob sein Erscheinen sie sehr unangenehm berühre. Doch konnte er nichts davon wahrnehmen.

„Wie kommen Sie nur hierher?“ fragte sie, während sie sich bestrebte, aus der Hängematte hinauszusteigen.

„Bleiben Sie doch, wo Sie sind!“ rief Manfred. „Weshalb wollen Sie denn aufstehen? Wenn ich Sie höre, geh’ ich lieber wieder.“

„Machen Sie keine Faren!“ rief Angela lachend. „Sie haben ja gar keine Lust, gleich wieder davonzulaufen.“

„Da könnten Sie recht haben,“ gestand Manfred. Er wollte ihr zu Hilfe kommen, doch sie wies ihn mit einer Handbewegung ab.

„Da herum muß irgendwo ein Tritt stehen,“ sagte sie, sich umblidend. „Dort ist er. Stellen Sie mir ihn her — ja?“

„Aber weshalb wollen Sie denn durchaus heraus?“

„In der Hängematte empfangen ich keine Besuche. Aber wer hätte gedacht, daß heute jemand kommen würde? Alles ist ausgeflogen.“

„Desto besser!“ sagte Manfred mit einem Blick auf die leeren Tische und Bänke.

Wie ihm geheißen, stellte er den Tritt vor der Hängematte nieder, und ohne sich von ihm helfen zu lassen, war Angela draußen und stand vor ihm auf dem Rasen.

„Ich hätte geschworen, kein Mensch denkt heute an mich,“ sagte sie.

„Das dürfen Sie nie schwören, denn ich denke immer an Sie,“ antwortete Manfred.

Angela warf einen scheuen Blick zu ihm empor, dann fuhr sie fort: „Mir war heut so zu Mut, als wär’ ich allein auf der Welt.“

„Da hab’ ich’s ja gut getroffen. An einem solchen Tag kommt einem jeder recht. Sogar der sonst Unwillkommenste. Also vielleicht auch ich.“

Sie umging die Antwort. „Ich kann mir noch gar nicht zusammenreimen, wie so Sie auf einmal dahergefunden haben.“

„Ich erzähl' es Ihnen schon. Wenn Sie nur nicht böse sind. Ich gesteh's, ich hab' mich vor dem Empfang gefürchtet, und daß Sie mir zeigen würden, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

„Na, hier im Garten hat der Zimmermann überhaupt kein Loch gelassen,“ entgegnete Angela lachend. „Und heut bin ich auch gar nicht in der Laune, jemand hinauszwerfen. Sie würden sich auch nicht gefürchtet haben, wenn Sie nicht ein schlechtes Gewissen hätten. O, Sie kriegen's noch von mir! Aber auf den Puzer müssen Sie sich noch ein bißel gedulden. Setzen Sie sich jetzt und warten Sie da.“

Sie wandte sich der Gartentür zu.

„Weshalb wollen Sie denn fortgehen?“

„Mich umkleiden. Wenn jemand kommt und sieht, ich unterhalt' mich im Schlafrock mit einem Herrn! Was glauben Sie denn, was da gleich zusammengetratscht wird!“

„Das kann ich mir denken!“ brummte Manfred vor sich hin, während Angela eilig verschwand.

Er sah sich um. Drei oder vier Familien auf dem kleinen Raum. Schreiende Kinder wahrscheinlich, Gewäsch, Geflatsch! Wie er sie aus seinen Jugendjahren her kannte, diese Sommerwohnungen! Gott sei Dank, daß heute hier niemand zu Hause war!

Er setzte sich. Angela hatte ihn anders empfangen, als er erwartete. Er hatte gefürchtet, sie würde kaum mit ihm sprechen wollen, und nun war sie freundlicher als sonst. Es schien also, als wolle sie ihn ihr Zerwürfnis mit seiner Familie nicht entgelten lassen, und das war immerhin schon etwas.

Sie mit ihr sitzen, mit ihr sprechen, sie anschauen zu dürfen unter dem blauen Himmel und im gegitterten Blätter Schatten — diese Erwartung stimmte ihn so weich, daß er den Fuß zurückzog, mit dem er beinahe einen vor ihm auf dem Boden kriechenden Käfer zertreten hätte.

Lange brauchte er nicht zu warten. In sehr kurzer Zeit kam eine weiße Gestalt auf dem Mittelweg des Gartens daher. Er eilte ihr entgegen, um ihr das Pfortchen zu öffnen, und nun stand sie vor ihm im gestickten weißen Kleide mit blaßlila Gürtel, und die Frisur war auch in Stand gebracht.

„Jetzt hat die arme Seele ihre Ruhe!“ sagte er ironisch. „Mir haben Sie vorhin besser gefallen.“

„Das ist nicht das Entscheidende,“ entgegnete Angela, während sie sich in einer Ecke der halbkreisförmigen Bank, die hier stand, niederließ und ihm die andere zuwies. Die ganze Krümmung trennte sie. Über ihnen rauschten leise die Blätter, und die Lichtflecken zu ihren Füßen schwankten hin und her.

„Sonst haben Sie nichts Besseres gefunden?“ fragte Manfred. „Ist das ein Sommeraufenthalt für Sie?“

Angela seufzte. „Was soll ich tun? Ich weiß mir freilich was Schöneres. Ich möchte ja auch gern eine Reise machen. Nach Tirol — in die Schweiz — irgendwohin. Aber allein? Wenn ich wenigstens recht garstig wär’!“

„Der Wunsch kommt Ihnen wohl nicht vom Herzen,“ meinte Manfred.

„Nicht ganz,“ gestand sie. „Und so garstig könnt’ man gar nicht sein, daß die Leute nicht doch glauben möchten, man geht auf Abenteuer aus und will sich einen fischen. Nein, allein ist es nichts für uns Mädchen auf der Welt.“

„Gut, daß Sie das einsehen.“

„Ich hab' es längst eingesehen. Deshalb war ich ja so schnell zur Verlobung bereit. — Jetzt triumphieren Sie natürlich über mich — nicht wahr?“ unterbrach sie sich.

„Warum?“

„Weil die Geschichte nur so kurz gehalten hat.“

„Gewiß triumphiere ich. Denn es wär' für mich das Ärgste gewesen, was mir passieren konnte, wenn Sie meine Schwägerin geworden wären.“

„Warum haben Sie mir dann nicht wenigstens reinen Wein eingeschenkt?“ forschte Angela streng.

„Ich konnt' es nicht.“

„Im Gegenteil — Sie mußten es, wenn Sie es wirklich gut mit mir meinten.“

„Ist das der versprochene Puffer?“

„Ja, der ist's. Anspielungen machen kann ein jeder. Sie hätten klar und deutlich reden müssen. In einem solchen Fall ist Schweigen ein Verbrechen. Sie haben nichts dazu getan, daß mir die Augen geöffnet wurden, und Sie hätten mich wahrscheinlich ruhig einen Menschen heiraten lassen, von dem Sie gewußt haben, wie unzuverlässig er ist.“

„Hätt' ich gesprochen, so würden Sie mir nicht geglaubt und mich obendrein gründlich verachtet haben. Ich weiß noch sehr gut, mit welcher Enttäuschung Sie meine warnenden Worte aufgenommen haben.“

„Weil es nur ein unbestimmtes Gerede war.“

„Ich begreife übrigens nicht, wie Sie so schnell — und Willi —“

„Natürlich, Sie begreifen nicht! Sie können sich halt nicht hineinversetzen in die Lage von einem allein-stehenden Mädchen. Ich bin nicht fürs Alleinsein geschaffen. Ich brauche Anschluß — Wärme. Und so

war's ganz natürlich, daß die Freundlichkeit Ihrer Mutter und Willis Liebenswürdigkeit mich bald gewonnen haben. Hab' ich denn wissen können, daß man ihn nicht ernst nehmen darf? Glauben Sie, ich hab' mir vorgestellt, daß es Männer gibt, die sich verloben oder verloben wollen und doch anderen nachlaufen?"

„Es ist also wahr, daß das Nähmädcl ihn verraten hat?"

„Gerade an dem Tag, sofort, nachdem Sie fortgegangen sind. Ich glaube, sie muß gehorcht haben, und hat gehört, was Sie gesagt haben.“ Angela errötete leicht und spielte mit den Fingern im Schoß. „Raum war ich wieder bei ihr drinnen, hat sie angefangen. Mit den Männern müsse man vorsichtig sein, und so hat ein Wort das andere gegeben, bis sie damit herausgekommen ist. Ich weiß nicht, hat sie mich wirklich warnen wollen, oder hat es ihr bloß keine Ruh gegeben, und sie hat mir's stecken müssen. Na, es ist alles eins, warum sie es getan hat. Mir hat sie einen großen Dienst erwiesen.“

„Ja, das hat sie. Und es ist ein rechtes Glück gewesen, daß Sie energisch genug waren, sofort und entschieden die nötigen Folgerungen zu ziehen.“

„Leicht ist es mir nicht geworden. Ihr Bruder hat beteuert, ich tue ihm unrecht. So was habe nichts zu bedeuten. Grad', weil er ein bisschen leicht sei, sollt' ich ihn nehmen, hat er zuletzt gesagt. Es wäre eine meiner würdigen Aufgabe. Aber ich hab' ihm gesagt, ich fühle keinen Beruf zur Besserungsanstalt in mir. — Ihm gegenüber hatt' ich aber noch verhältnismäßig leichtes Spiel, denn ich glaub', er war innerlich davon überzeugt, daß ich recht hab', und hat sich mehr aus Galanterie als aus Verzweiflung so gewehrt. — Aber die Mama!"

„Dann ich mir lebhaft vorstellen!“ rief Manfred. „Sie müssen viel ausgestanden haben, ehe Sie zur Tür draußen waren. Meine Mutter läßt nicht so leicht locker. — Im Ernst übrigens: auch wenn Willi das wäre, was er anfangs schien, und was er sein müßte, um Sie zu verdienen, es wäre doch schlimm für Sie gewesen, die Mama zur Schwiegermutter zu bekommen.“

„Da kann ich also froh sein, daß sie es nicht wird?“ fragte Angela lachend.

„Das heißt, wenn Sie mich nehmen, wird sie es ja auch. Aber dann ist's was ganz anderes.“

„Sie denken wirklich daran?“ fragte Angela gedehnt.

„Das kann Sie doch kaum überraschen,“ erwiderte er. „Vor meiner Mutter brauchen Sie sich dann aber nicht zu fürchten. Es ist etwas ganz anderes, die Frau des ungeliebten Sohnes zu sein als die des geliebten. Den Willi würde sie immer gegen Sie verteidigt haben. Wenn Sie sich aber einmal über mich bei ihr beklagen würden, wäre sie sicher auf Ihrer Seite. Also nochmals, das ist was ganz anderes.“

„Fühlen Sie denn nicht,“ fragte Angela, ohne die Augen aufzuschlagen, „daß so etwas schon darum ausgeschlossen ist, weil ich mit Ihrem Bruder verlobt war? Man kann sich doch nicht mit einem Bruder nach dem anderen verloben!“

Ihr Ton war aber bei diesem Einwand so unsicher, daß Manfred ganz vergnügt seine Gegengründe aufführte. „Die kleine Geschichte' mit dem Willi ahnt ja niemand. Was die Leute nicht wissen, das heißt nicht.“

„Eine schöne Ansicht! Wir wissen es doch!“

„Gut, wir wissen, daß Sie beinahe einen Mißgriff getan hätten. Und was weiter? Das einzige wahre

Hinderniß ist, daß Sie mich nicht mögen. Und diesen Fehler können Sie noch ablegen."

"Vor Ihnen könnt' man sich ja fürchten."

Manfred wurde ernst. „Zu fürchten brauchen Sie sich nicht vor mir. Aber lieben sollen Sie mich noch. Für mich war alles entschieden, nachdem ich Sie das erste Mal gesehen hatte: Sie — oder nie!"

Angela spielte, ohne aufzublicken, mit einem Zweig, den sie von der Hecke hinter sich abgebrochen hatte. „Sie wissen ja fast noch gar nichts von mir — Sie kennen mich kaum."

„Ich bin gern bereit, Sie näher kennen zu lernen und auch Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre Abneigung gegen mich zu überwinden. Mehr verlange ich vorläufig nicht, als daß ich Sie von Zeit zu Zeit wiedersehen darf. — Darf ich also bald einmal wiederkommen?"

„Hierher?" rief Angela entsetzt. „Sie wissen nicht, was Sie da verlangen. Daß wir heute so ungestört miteinander sprechen können, ist ein bloßer Zufall, ein Wunder. Sonst kann man hier unbeachtet keinen Schritt tun, kein Wort unbelauscht sprechen. Selbst heute wird es gleich aus sein. Die Hausfrau hat sich schon in ihren Panzer geworfen, ihre Ohrringe und die goldene Kette angetan und spaziert draußen herum. Sie spitzt schon die Ohren."

„Soll das eine Andeutung sein, daß ich gehen soll?" fragte Manfred. „Dann seien Sie lieb und gut, setzen Sie einen Hut auf und kommen Sie mit. Was wollen Sie da so allein sitzen?"

„Das könnte man eigentlich tun," gab Angela nachdenklich zu. „Denn wenn Sie fortgehen, und ich bleibe allein zurück, fällt sie über mich her und fragt mir die Seele aus dem Leib heraus."

„Also kommen Sie!"

Sie verließen zusammen den rückwärtigen Teil des Gartens, und da stand auch schon auf dem Mittelweg des vorderen bei einem Rosenstock die dicke Dame, die aus dem Fenster gesehen hatte, jetzt in Form gepreßt und, wie Angela gesagt hatte, mit einer Menge Goldschmuck behängt.

Manfred küßte den Hut, die Frau blickte ihn mit neugierigen Augen an, getraute sich aber nicht, Angela anzusprechen.

Erst als diese sich ins Haus begeben hatte und über die kleine Treppe verschwunden war, trat sie zu Manfred heran. „Schönes Wetter heut.“

„Sehr schön.“

„Wohnen Sie auch da draußen?“

„Nein.“

„Aldann bloß ein Ausflug?“

„Ja, bloß Ausflug.“

„Die Fräul'n wird eine Freud' gehabt haben,“ begann die Frau ihr Verhör, da kam Angela schon zurück, auf dem Kopf den Panama, den sie vorn aufgebogen trug, was ihr reizend stand.

„Adieu, Hausfrau!“ rief sie der Dicken zu, ging rasch voran, und Manfred folgte ihr nach einem flüchtigen Gruß.

„Wo wollen wir denn hin?“ fragte Angela.

„Mir ist alles gleich. Ich überlasse mich ganz Ihrer Führung.“

„Gut. Aber auf dem Weg erzählen Sie mir, woher Sie gewußt haben, daß ich da bin.“

Während er ihr berichtete, wie er ihre Adresse ausfindig gemacht hatte, führte ihn Angela durch einige der stillen Straßen und durch den Kurpark, den er heute schon berührt hatte, dem Berghang zu. Hier unten brannte die Frühsonne schon zu heiß; auf

der Höhe konnte man auf ein frischeres Lüftchen hoffen.

Sie wollten den „Frauenstein“ ersteigen. Zwischen Nadelgehölz führte der Weg über steinerne Stufen den felsigen Berghang empor. Aus unbekannten Gründen hieß diese Treppe die „goldene“, trotzdem sie bloß aus harten Steinen bestand.

Verschiedene Bänke boten Aussichtsplätzchen, und auf einem derselben, wo ihnen der Lusthauch der Höhe angenehm die Stirne kühlte, ließen die beiden sich nieder.

Gegenüber hatten sie den schroffen und zerrissenen Berghang mit dem „schwarzen Turm“, einer der interessantesten Ruinen der Gegend, und am Ausgang der Felsenwände, die den Lauf des Baches rechts und links einengten, lag hingegossen das Städtchen, wie hervorgequollen aus dem Engpaß, mit seinem Kirchlein und seinen weißleuchtenden Häusern und Villen, umflutet von Sonnenlicht.

„Sie haben mir schon begreiflich gemacht, daß ich nicht so bald wiederkommen darf,“ sagte Manfred, nachdem sie den Ausblick genügend bewundert hatten. „Das heißt, ins Haus hinunter. Das würde uns aber doch wohl nicht hindern, uns am nächsten Sonntage zum Beispiel hier zu treffen. Wir könnten miteinander zum ‚Fussarentempel‘ gehen oder sonstwohin?“

„Dort sind immer viele Leute,“ entgegnete Angela. „Da wird man gesehen, und dann heißt es gleich wieder, man ist verlobt.“

„Sie brauchen es ja bloß wahr zu machen. Bei dieser Frau Baher wird’s so wie so auf die Dauer nichts für Sie sein.“

„Nein. Sehr lange möchte ich nicht bei ihr wohnen.“

„Na also! Es bleibt Ihnen also beinahe gar nichts

anderes übrig, als mich zu nehmen. Sie brauchen jemand, der für Sie Sorge trägt, und ich brauche jemand, für den ich Sorge tragen kann. Eine Wohnung habe ich schon — am Donaustrand, meinem Bureau gegenüber.“

Angela lachte hell auf. „Sie haben schon eine Wohnung gemietet?“ fragte sie. „Das hätt' ich an Ihrer Stelle nicht getan. Denn wenn man für etwas zu bald Vorbereitungen trifft, dann wird es gewöhnlich nichts.“

„Den Aberglauben hege ich sonst auch. Aber diesmal ließ ich ihn nicht aufkommen. Nein, es muß werden. Gerade deshalb, weil ich bereits die Wohnung für uns gemietet habe.“

„Man sollte eigentlich nicht abergläubisch sein,“ meinte Angela zerstreut. „Und doch, es gibt so seltsame Sachen im Leben. Zum Beispiel das. Kennen Sie das, daß Ihnen auf der Straße manchmal ist, als erblickten Sie irgend einen Bekannten. Einen ganz gleichgültigen, an den Sie zu denken gar keine Veranlassung hatten. Sie sehen näher zu, und er ist es gar nicht. Aber zehn Schritte weiter begegnet Ihnen derselbe Mensch wirklich. Es ist, als ob Sie ihn vorgeahnt hätten.“

„Das ist mir auch schon passiert,“ bestätigte Manfred.

„Und heute war's sonderbar,“ gestand Angela leise, mit dem Schirm allerlei Zeichen in den Boden zu ihren Füßen ritend; „wie ich so in der Hängematte liege, muß' ich plötzlich an Sie denken. Was Sie wohl zu der ganzen Geschichte gesagt haben und so weiter. Und dann denk' ich: wenn er dich wahrhaftig — das heißt — wenn er dich — wenn er dich wirklich gern gehabt hätte,“ raffte sie sich endlich auf, den Satz zu vollenden,

„dann müßt' er fühlen, wie einsam du bist, und müßt' kommen! — Sie haben ja keine Idee, wie jämmerlich mir zu Mute war — grad' wie einem kleinen Kind, das man allein im wilden Wald gelassen hat.“

„Das haben Sie wirklich gedacht?“ fragte Manfred.

„Ja — keine Viertelstunde vor Ihrem Erscheinen. Ich sinnier' dann so vor mich hin, und wie ich die Augen aufmach', stehen Sie vor mir. Ich konnt's beinahe nicht glauben.“

„Wollen Sie daraus den Schluß ziehen, daß ich Sie wirklich und wahrhaftig gern habe?“ fragte Manfred leise. „Es wäre kein Trugschluß, und wenn Sie sich mir anvertrauen, will ich Sie behüten wie das Kostbarste, das mir das Leben nur schenken konnte.“

„Ich werd' mir's doch noch überlegen,“ erwiderte Angela, aber in einem Tone, daß es nicht vermessen mehr war, wenn Manfred daraus die schönste Hoffnung schöpfte.

7.

In der Maderaschen Wohnung in der Josephsstadt herrschte große Aufregung. Der Doktor hatte befohlen, man solle ihm „Frack, Klack und Lack“ herausrichten, und schimpfte nun, weil der Klapphut staubig, die Lackstiefel vor dem Aufbewahren nicht eingefettet worden waren, weshalb sich die glänzende Fläche mit einem Netzwerk von Bruchlinien bedeckt hatte.

Es geschah selten, daß der Doktor sich in vollen Wids warf, und seine Frau ärgerte sich ganz besonders darüber, weil ihr die Ursache zu dieser Prachtentfaltung verborgen blieb. Er sagte nur, er sei als Zeuge zu einer Hochzeit gebeten.

Zu wessen Hochzeit, wollte sie wissen. Aber da schwieg er beharrlich. Ihr kam überhaupt die ganze Geschichte nicht richtig vor. Ihr Mann machte schon

seit einiger Zeit so sonderbare Mienen, daß etwas dahinter stecken mußte.

Als er endlich seine Gala angelegt hatte und aufbrach, gab er ihr zum Abschied die Hand und blickte sie dabei so ernst an, daß sie's nachher gar nicht wieder vergessen konnte.

Weshwegen hatte er sie denn nur so sonderbar angesehen?

Das erfuhr sie erst, als am übernächsten Tage der Briefträger die Post brachte.

„Manfred Madera
Angela Madera, geb. Ruh
empfehlen sich als Vermählte“

stand da auf dem steifen, goldgeränderten Karton.

Frau Madera glaubte zu träumen. Sie rieb sich die Augen, blickte wieder auf die Buchstaben und wieder hin. Doch das änderte nichts an der Sache.

Zum Überfluß lagen da noch zwei Briefe, die zugleich angelangt waren, und die sie jetzt erst sah. Der eine trug die wohlbekannten, großen Schriftzüge Manfreds, der andere zeigte die zierliche Schrift Angelas.

Beide waren begütigend abgefaßt, aber sie konnten nicht anders machen, daß man ihr diese wichtige Sache verschwiegen und sie nicht um ihre Einwilligung gebeten hatte. Die Doktorin geriet in eine Wut, daß sie zu plagen fürchtete. Und dabei weder Mann noch Sohn zu Hause, an denen sie sich hätte austoben können.

Nun ging der Doktorin auch ein Licht darüber auf, bei wessen Hochzeit ihr Gatte am Sonntag gewesen war. Ein böses Gewitter zog sich über seinem Haupte zusammen, und der erste Donner brach schon los, als er noch kaum in die Tür getreten war.

Willi kam schon mitten ins Hagelwetter hinein.

„Diese Schlange, die ich an meinem Herzen genährt

habe!“ schrie die Doktorin mit sich überschlagender Stimme.

„Was ist das aber auch für ein Einfall, Schlangen an deinem Herzen zu nähren?“ fragte er bissig.

„Wart, dir werden schon die Witze vergehen!“ rief die Mutter, ihm die Karte hinwerfend. „Da lies! Während sie mit dir verlobt war, hat sie mit ihm angehandelt. Er verdient mehr als du, und deshalb war ihr jeder Vorwand willkommen, um mit dir zu brechen. Und er, der Glende! Er hat sich nicht gescheut, dem Bruder die Braut wegzunehmen. Er ist schlechter als ein Mörder! Gegen so was gibt's keine Paragraphe und Gesetze! Das darf man ungestraft tun!“

„Du möchtest ihn wohl noch ins Kriminal dafür setzen?“ fragte der Doktor spöttisch.

Willi hatte die Karte genommen und blickte lange darauf nieder. „Schau, Schau!“ sagte er. „Ich weiß aber nicht, weshalb du dich so aufregst,“ wandte er sich dann an seine Mutter, „wenn ich mich nicht aufreg’.“

„Du! Du bist ein geduldiges Schaf!“ warf ihm die Mutter vor. „Du hast gar keine Galle in dir.“

„Sag lieber, die Angela hat inzwischen schon zu viele Nachfolgerinnen gehabt,“ verbesserte der Doktor.

„Jedenfalls hab' ich gewußt, daß es zwischen mir und der Angela aus ist,“ bemerkte Willi ernst, „und da kann ich doch nicht erwarten, daß sie ledig bleiben wird. Ob sie aber jetzt einen anderen heiratet oder den Manfred — das ist gehupft wie gesprungen.“

„Nein,“ widersprach die Mutter leidenschaftlich. „Jeden anderen eher, nur ihn nicht! Wenn ich nicht von Verrat umgeben gewesen wäre, ich hätte die Heirat schon hintertrieben.“

„Deshalb hat man dir ja auch nichts gesagt!“ schloß der Doktor energisch. — —

Als Manfred eines Tages über die Brücke seiner Wohnung zuging, gewahrte er vor dem Tore eine Gestalt, die langsam dort auf und ab schritt.

Es war sein Bruder Willibald.

„Stehst du denn Schildwache da?“ fragte Manfred lachend.

„Jawohl,“ bestätigte Willi. „Ich wollte euch nämlich eine Staatsvisite machen. Ich sehe durchaus nicht ein, warum wir die feindlichen Brüder spielen sollen.“

„Ich seh' es ebenfalls nicht ein,“ beruhigte ihn Manfred. „Warum bist du nicht hinaufgegangen?“

„Ich hab' mich nicht getraut. Sag, glaubst du nicht, daß mich die Angela hinauswirft?“

„Nein, ich glaub' das nicht. Sie wird dich mit Freuden empfangen.“

„Das ist bitter!“ gestand Willi.

„Und du, wirst du nicht eifersüchtig werden auf mich?“

„Nicht die Spur.“

„Das ist eigentlich auch bitter.“

Auf der Treppe wandte er sich nochmals zu seinem Bruder zurück. „Ich hab' mir jetzt eine ausgesucht, die ist erst sechzehn. Die kann noch sechs bis sieben Jahre warten. — Na, was hast du denn?“ fragte er, als er bemerkte, daß Manfred so herzlich lachte, daß er sich am Treppengeländer anhalten mußte.

„Mensch! In sechs bis sieben Jahren! Bei der wievielten hältst du dann?“

Oben gab es dann doch einen Augenblick der Befangenheit, namentlich für Willi, den immerhin ein eigenes Gefühl anwandelte, als er der in Schönheit und Glück strahlenden Angela gegenüberstand.

Doch das ging bald vorüber. Er gewann seine

Fassung und Heiterkeit zurück, fing sogar an, seiner reizenden Schwägerin den Hof zu machen.

„Siehst du jetzt, daß er nicht der Richtige war?“ flüsterte Manfred nach seinem Fortgehen Angela zu. „Er kann dich ruhig als meine Frau erblicken. Wärest du die seinige geworden, hätt' ich dich nie mehr wiedersehen mögen.“

„Daß nicht er der Richtige war, das hab' ich schon viel früher gewußt, als du ahnst!“ flüsterte Angela mit einem schelmischen Lächeln.





Jagende Wespen.

Ein Bild aus der Natur. Von E. E. Weber.

Mit 7 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Während über die Bienen, ihre Bautätigkeit, ihre Fürsorge für die Nachkommenschaft, ihre Arbeitsteilung und ihre sonstigen Lebensgewohnheiten eine lange Reihe von Werken geschrieben worden ist, sind die Schilderungen über die Lebensweise ihrer nächsten Verwandten, der Wespen, nur recht spärlich. Und doch sind die Wespen nicht weniger interessant als die Bienen. Besonders ist es die Klasse der Raubwespen, die wegen ihrer wunderbaren Eigentümlichkeiten und Fertigkeiten eine eingehende Betrachtung verdienen.

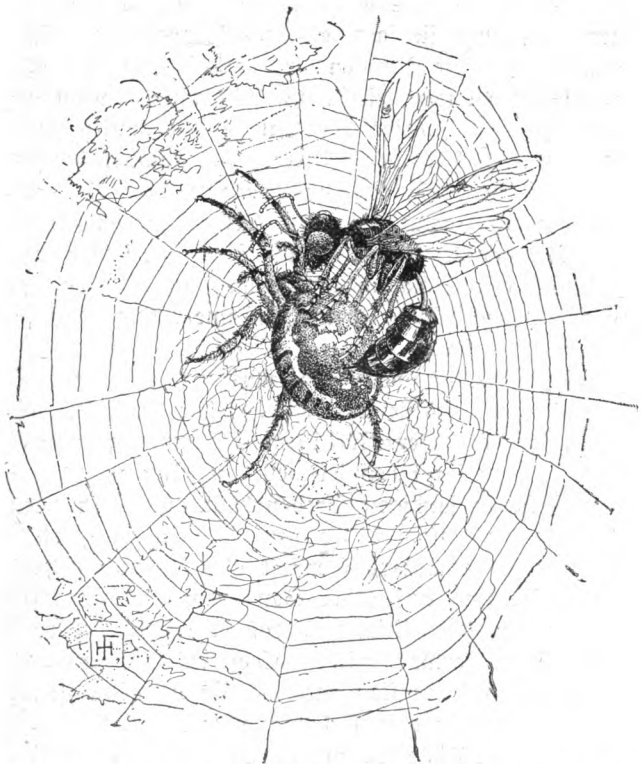
Wie schon der Name andeutet, leben die Raubwespen vom Raub, indem sie als eifrige Jägerinnen anderen Insekten nachstellen. Bei diesen Jagden ist nicht nur die Umsicht und die Geschicklichkeit der Wespen bemerkenswert, sondern noch mehr der Umstand, daß bei der Erlegung der Beute und ihrer Verwendung Einrichtungen zu Tage treten, die höchst seltsam sind. Auf der anderen Seite zeigt es sich, daß diejenigen Insekten, welche von den Wespen vorzugsweise verfolgt werden, im Laufe der Zeiten ebenfalls sehr überraschende Anpassungen und Vorrichtungen erworben haben, durch die sie sich nach Möglichkeit vor den Nachstellungen der Raubwespen schützen.

Wer auf dem Lande aufgewachsen ist, wird ge-

legentlich zwischen dem Gestein, am Mauerwerk und an Zäunen kleine verschlossene Lehmröhrchen in Tonnenform gefunden haben, die, wenn er sie öffnete, anscheinend tote Spinnen enthielten. Bei näherem Nachsehen wird er in dem Tönnchen auch eine weiße Larve entdeckt haben, und war das Glück gut, so konnte er sogar beobachten, wie die Larve die eine der Spinnen verschlang. Die Lehmtonne war nämlich die Eizelle einer Mörtelwespe, die weißliche Made ihre Larve und die Spinnen das Futter, die die Wespe als Nahrung für die Larve vorgesehen hatte. Mit dieser Fürsorge für ihre Nachkommenschaft beginnt die Mörtelwespe im Anfang des Sommers. Dann erwacht ihr Mutterinstinkt, und alsbald entfaltet sie auch eine rege Tätigkeit. Man trifft um diese Zeit die weiblichen Mörtelwespen am Ufer der Flüsse, an Pfützen und Tümpeln, wo sie ihren Mund, der zugleich als Spaten und Trog dient, mit Schlamm anfüllen. Ihre Ladungen tragen sie nach irgend einer rauhen Oberfläche, nach Steinen, Wänden, Brettern und Balken, worauf sie dann den Schlamm ankleben, ihn auseinander streichen und formen, abermals Schlammpartikelchen herbeitragen und so endlich die röhrenförmige Eizelle von etwa zwei Zentimeter Länge und acht Millimeter Weite aufbauen.

Nacht sich der Mutterinstinkt bei der Mörtelwespe geltend, so beginnt sie auch ihre Streifzüge in das Reich der Spinnen, damit sie mit diesen ihre Zelle, in die sie später das Ei ablegt, versorgen kann. Denn die Wespenmutter muß danach trachten, ihre Kinderstube reichlich mit Nahrung zu versehen, damit die Larve, die aus dem Ei austriecht, sogleich passendes Futter vorfindet. Zu diesem Zweck sucht sie die Netze der verschiedenen Spinnenarten ab und magt sich

zwischen die Maschen und feinen Fäden, die sonst den Eindringlingen so gefährlich werden. Hier aber ändert sich das Bild. Die Spinne, die in ihrem Netz



Eine blaue Mörtelwespe, die eine Radspinne von ihrem Netz davonträgt.

sitzt und auf Beute lauert, springt zwar kräftig vor, um den Ankömmling zu packen, aber sie vermag ihn nicht zu fangen, sondern ist selbst bald Gefangene. Denn die Wespe schüttelt die Seidenfäden von ihren

Flügeln und Füßen ab, wendet die Spinne um, ergreift und verwundet sie mit ihrem Stachel und trägt sie nach ihrer Zelle, in die sie sie hineinschiebt.

Die Mörtelwespe hat aber auch noch andere Gehege, in denen sie jagt, als die Spinnenneze. Sie schwirrt über die Blumen hin, schlüpft unter die abgefallenen Blätter, kriecht mit sich kräftig einkrallendem Fuß die Zweige der Bäume und Büsche entlang, kurz, pirscht überall herum, wo Spinnen haufen und auf Beute lauern, und packt sie, um sie dem wachsenden Vorrat in ihrer Zelle hinzuzufügen. Ist diese gefüllt, so legt sie ihr Ei ab, verschließt die Öffnung mit Schlamm und Lehm, und so sind die Spinnen buchstäblich lebendig in einem Grabgewölbe aus Lehm bestattet.

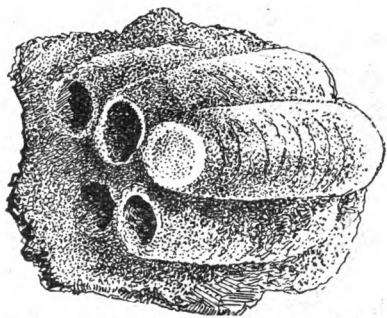
Ganz ähnlich verfahren übrigens auch andere Raubwespen. Es ist erstaunlich, welche Kraft sie aufbieten, um das Beutestück in die Kammer zu schleppen. So versorgt beispielsweise die Sandwespe, die ihre Zelle in sandigen Grabenabhängen anlegt, ihre Nachkommenschaft mit Raupen, die ein drei-, vier- und fünfmal größeres Gewicht als sie selbst haben. Oft rieselt und rutscht der Sand herab, während sie den Abhang hinaufkriecht, so daß sie mit dem Strom nach unten gerissen wird. Aber trotzdem ermüdet sie nicht. Sie umklammert die Raupe abwechselnd mit dem rechten oder linken Vorderbein, stemmt die übrigen fünf Füße fest in den Sand und klettert so, wie oft sie auch wieder zurückgeworfen werden mag, eifrig den Abhang hinauf, bis sie endlich den Zugang zu ihrer Zelle erreicht.

Es mag befremdlich erscheinen, daß die Mörtelwespen und andere Raubwespen ihre Opfer lebendig in die Zelle einbringen. Aber diese Beutetiere liegen

in einer Art Scheintod. Durch das Gift, das ihnen die Mörkelwespen beim Stich einflößen, werden sie gelähmt. Allerdings können sie durch dieses Gift auch getötet werden, und es geschieht auch öfters, in der Regel wird aber nur die Beweglichkeit aufgehoben, ohne daß das Leben zerstört wird. Auf diese Weise findet die Wespenlarve, sobald sie die ersten Regungen des Hungers verspürt, einen reichen Vorrat an natürlichem Futter vor.

Sie braucht daher auch nicht, bevor sie nicht erwachsen ist, ihre Kräfte durch die Suche nach Nahrung zu schwächen.

Das Gift der Wespen wirkt wie ein Konservierungsmittel, denn die angestellten



Eizellen der blauen Mörkelwespe (*Chalybion caeruleum*).

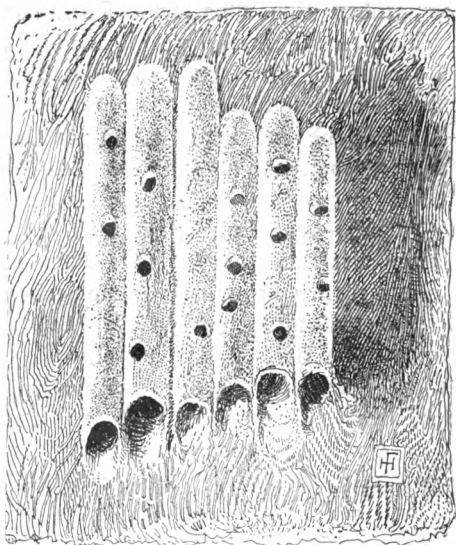
Untersuchungen haben gezeigt, daß es die Körper der Beutetiere, die von den Wespen angestochen sind, im Freien bis zu zwei Wochen frisch erhält, ehe der Tod eintritt. In den Zellen der Wespen dauert diese Periode aber noch länger, denn sie währt so lange, bis die Larven aus den Eiern gekrochen sind. Während dieser Zeit sind, wie schon erwähnt, die Opfer der Mörkelwespen bewegungslos und augenscheinlich auch empfindungslos, und sie erholen sich für gewöhnlich auch nicht von dem Gift. Eine Spinne, die von einer Mörkelwespe erbeutet wird, liegt daher so lange im Scheintod in der kleinen dunkeln Kammern, bis der Appetit der gefräßigen Larve erwacht.

Sobald die eingeschlossene Larve ihren Appetit gestillt hat, legt sie den Stand der Kindheit ab, spinnt sich mit ihrem eigenen Gespinnst ein, verpuppt sich und bahnt sich dann, nachdem sie noch diese Verwandlung durchgemacht hat, als fertige Wespe einen Weg aus der Kammer, um den Kreislauf des Lebens zurückzulegen, den unzählige Generationen ihrer Vorfahren schon durchlaufen haben.

Die Öffnungen, durch die die fertigen Wespen herausschlüpfen, kann man oft sehen. Die einzelnen Wespenarten wenden nun eine ganz bestimmte Methode an, um die Wände der Zellen zu durchbrechen, so daß man hiernach, sowie nach der Form der Zellen angehen kann, von welcher Wespenart die Zellen besiedelt sind. Zuweilen täuschen aber diese Erkennungszeichen doch. So legt die blaue Mörtelwespe ihre Zellen gewöhnlich in kleinen Mengen und zwar eine über der anderen an. Mitunter findet man aber die Zellen dieser oder auch einer verwandten Art nebeneinander gelegt, und sie gleichen dann in ihrer Form den sogenannten Panaspfeifen.

Man kann es nun erleben, daß aus solchen Zellen nicht blaue Mörtelwespen ausschlüpfen, sondern eine andere Wespenart, wie beispielsweise die schwarze Grabwespe, die den wissenschaftlichen Namen *Trypoxylon politum* führt. Das Rätsel erklärt sich dadurch, daß die schwarzen Grabwespen Schmarotzerwespen sind. Sie bauen nicht selbst Zellen, sondern legen ihre Eier in Zellen ab, die von anderen Arten erbaut und verproviantiert werden. Es wiederholt sich demnach hier derselbe Vorgang, wie wir ihn vom Auckuck kennen, der ja seine Eier auch in fremde Nester legt und die Fürsorge für die Aufzucht seiner Jungen anderen Vögeln überläßt.

Um nun das Eindringen von Schmarögern zu verhindern, stellen die Wespen verschiedentlich Schildwachen auf. Dies ist beispielsweise bei einer westindischen Siebwespenart der Fall. Sie baut krugartige Zellen, die sie mit Vorliebe an den Türpfosten anbringt. Sie verwendet zum Zusammenfitten der Lehmklümpchen nicht nur ihren Speichel, sondern auch



Die Lehmzellen einer Mörteiwespe, die von einer Schmaröghwespe besetzt wurden.

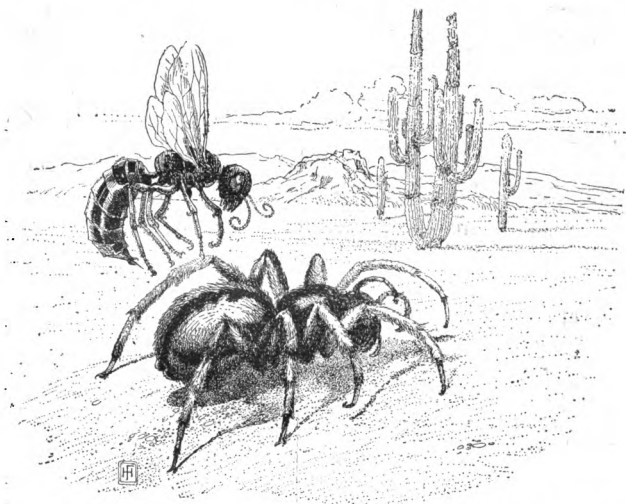
die vogelleimartigen Aussonderungen gewisser Pflanzen. Auch die Zellen dieser Wespen werden viel von Schmarögern bezogen, und zwar statten diese ihre Besuche besonders dann ab, wenn das Wespenweibchen, das die Zelle erbaut, fortgeflogen ist, um Baumaterial zu holen. Um nun einigermaßen gegen das Eindringen unwillkommener Gäste gesichert zu sein,

stellt sich während der Abwesenheit des Weibchens das Männchen als Schildwache auf. Trotzdem gelingt es oftmals den fremden Ankömmlingen, ihre Eier in den Kammern der Siebwespen unterzubringen.

Überhaupt ist es erstaunlich, in welcher umsichtigen Weise manche Wespenarten für die Erhaltung ihrer Nachkommenschaft besorgt sind. So gräbt die Mauerlehmwespe in alte Lehmmauern oder in die Wände von Lehmgruben eine etwa zehn Zentimeter lange Röhre. Aber damit begnügt sie sich nicht. Vielmehr setzt sie an die Öffnung der Röhre noch ein nach unten hinabsteigendes Rohrstück an, das sie mit ihrem Speichel aus Sand und Lehm zusammenkittet. Man kann diesen Vorbau nur als eine Art Traufe betrachten, die den Regen von der Zelle abhalten soll.

Im vorstehenden sind wiederholt verschiedene Wespenarten erwähnt worden, die durch die Anlegung ihrer Zellen voneinander abweichen. Darum sei hier erläuternd hinzugefügt, daß man die Wespen nach ihrer Lebensweise in drei große Gruppen einteilen kann. Die erste Gruppe wird von den Mörtelwespen gebildet, die ungesellig leben, Lehmzellen bauen, die sie mit Futter versehen, und die dann ihre Jungen sich selbst überlassen. Die zweite Gruppe, die Grabwespen, macht röhrenförmige Zellen in der Erde und ernährt ihre Nachkommenschaft in derselben Weise wie die Mörtelwespen. Die dritte Gruppe endlich, die Papiermacherwespen, die ihren Namen von der papierähnlichen Masse erhalten haben, mit der sie ihre Zellen herstellen, sind gesellige Insekten, die ihre Nachkommenschaft in einem gemeinsamen Nest unterbringen. Die Larven werden von den Müttern mit zerkauten Insekten gefüttert. Eine Ausnahme macht in dieser Gruppe in gewisser Beziehung nur die ge-

meine Wespe. Auch sie ist ein geselliges Insekt, wohnt aber in der Erde. Die Spinnen sind nicht die alleinigen Opfer der Raubwespen. Vielmehr entgehen nur wenige Insekten ihren Angriffen. Einige Wespenarten verproviantieren ihre Kinderstuben mit Grasschnecken, andere mit Schwaben, andere mit Rüssel-



Eine Falltürspinne (*Cteniza californica*) von einem Tarantelmörder (*Pepsis formosa*) verfolgt.

käfern und wieder andere mit Blattläusen, Ameisen und Bienen. Eine große Anzahl bevorzugt Zweiflügler. So sucht beispielsweise die Hornisse die Ställe und Wohnungen auf, um Stubenfliegen zu fangen. Manche andere Art stellt den Mottenlarven nach. Eine niedliche Grabwespe, die wissenschaftlich *Sphecius speciosus* genannt wird, versieht ihre Tunnel mit Birkäfern oder Herbstfliegen. Aber unter allen haben doch die Spinnenjägerinnen die interessanteste Lebensweise.

Selbst die wehrhaftesten unter der Ordnung der Spinnen sind vor den Angriffen der Raubwespen nicht sicher. Die Tarantel in den südwestlichen Staaten Nordamerikas ist die größte von allen Spinnen. Sie führt den wissenschaftlichen Namen *Eurypelma hentzii*. Gleichwohl wird auch dieser Riese von einer großen und schönen Wespe, der *Pepsis formosa*, angefallen. Diese Wespe ist in Texas unter dem Namen Tarantelmörder bekannt. Sowie die Tarantel das Nahen der Wespe bemerkt, wird sie unruhig und sucht zu entfliehen. Der Tarantelmörder ist ein lebhaftes, bewegliches Geschöpf. Bald läuft sie auf der Erde herum, und ihre Flügel zittern beständig. Bald umfliegt sie ihre Beute ringsherum in einem Bogen. Vor Aufregung erbebt sie heftig; jetzt rennt sie oder versteckt sich, jetzt steigt sie empor und zeigt Anzeichen des Kampfes. Hat sie eine günstige Gelegenheit gefunden, so stürzt sie sich auf ihr Schlachtopfer mit gekrümmtem Körper und bohrt in dasselbe, möglichst in den weichen Unterleib, ihren Stachel hinein. Oft genügt ein Stich, um die Tarantel zu lähmen, zuweilen sind aber auch zwei und drei Stiche nötig. Die Siegerin ergreift dann die bewegungslose Beute mit ihren Kiefern und schleppt sie zu einem Loch, das sie im voraus angelegt hat. Sie stößt sie hinein, legt ihr Ei ab und deckt es zu. In diesem Falle reicht die Größe einer einzigen Tarantel aus, um der Nachkommenschaft genügende Nahrung zu gewähren.

Ähnlich ist es bei denjenigen Wespen, welche Zikaden eintragen. Die Mörtelwespe aber und ihre Art, die nur kleinere Beutestücke auswählt, fängt eine ganze Anzahl von Insekten, und nur selten verschließt sie eine Zelle, die nicht völlig gefüllt ist.

Man sieht es den Raubwespen förmlich an, wie

jede Fiber in ihnen zittert, wenn sie auf die Jagd ausgehen. Insofern kann man sie mit den großen Nimrods unter den Menschen vergleichen. Auch ist es offenbar, daß dieser Jagdeifer auf ihre Lebensweise umgestaltend eingewirkt hat. Hier liegt nun die Frage nahe, ob denn nicht die beständigen Verfolgungen, denen ihre Schlachtopfer unterworfen sind, auch auf die Lebensgewohnheiten dieser einen be-



Schutzbauten von Radspinnen an Brombeer- und Lorbeerblättern.

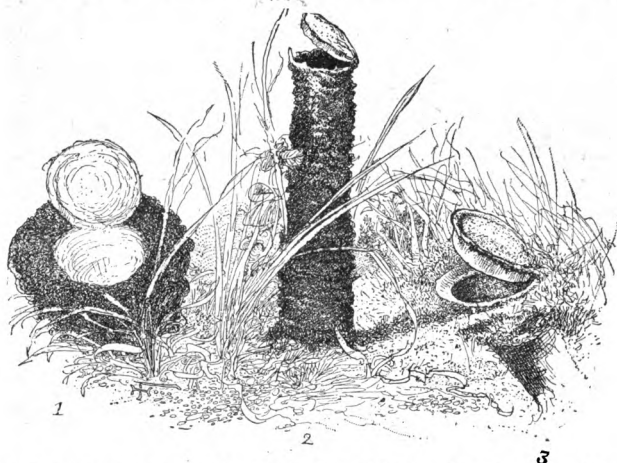
stimmenden Einfluß ausgeübt haben. Und in der That ist dies der Fall. Wie sich beim Menschen die Angriffs- und Verteidigungswaffen beiderseitig immer mehr vervollkommen haben, indem der Wetteifer der Erfinder die Gefährlichkeit einer neuen Angriffswaffe durch eine neue zweckmäßige Verteidigungswaffe abzuschwächen und auszugleichen suchte, wie die menschlichen Wohnungen mit den wachsenden Bedürfnissen immer vollendeter und reicher mit Vorkehrungen gegen die Witterungsunbilden ausgestattet wurden, so haben sich im Lauf der Zeiten auch diejenigen Insekten,

welche den Angriffen der Raubwespen ausgesetzt sind, wie schon im Eingang angedeutet, Schutzmittel erworben, die sie bis zu einem gewissen Grade vor den Nachstellungen ihrer Feinde bewahren. Am besten kann man diese Wechselbeziehungen zwischen den Spinnen und den Wespen und anderen Verfolgern erkennen.

Wenden wir uns zuerst zu den Radspinnen! Wenn der Abend hernieder sinkt, dann kann man diese Spinnen an den Dächern der Scheunen oder an den Zweigspitzen der Büsche und niedrigen Bäume herabhängen sehen, indem sie Fäden ziehen oder an ihren radförmigen Netzen spinnen. Etwas später dagegen sieht man sie mit gesenktem Kopf und breit ausgestreckten Beinen in der Mitte des Netzes sitzen. Sie warten jetzt auf ein Mahl von Motten, die in der Nacht fliegen, und sie können jetzt diese gefährliche Stellung in der Mitte des Netzes mit verhältnismäßiger Straflosigkeit einnehmen, weil ihre Feinde, die Wespen und Vögel, um diese Zeit schlafen gegangen sind. Am Morgen aber sind sie verschwunden. Wo sind sie geblieben? In Ecken und Winkeln von Simsen, Leisten und Ranten, unter den Dachrinnen und an anderen geschützten Orten sitzen sie in dieser Tageszeit, sich fest hineinschmiegend in die klebrig-weichen Röhrchen und Zellen, die sie sich dort angelegt haben.

Aber auch noch auf andere Weise wissen sich die Radspinnen vor den Wespen zu sichern. Besonders zu der Zeit vor und nach der Periode, in der die mütterliche Fürsorge der Wespen am regsten ist, kann man sie auch am Tage beobachten. Die Netze, die sie zwischen den Stengeln der wilden Blumen und Gräser oder zwischen den Zweigen der Büsche und Bäume ausgespannt haben, sind allerdings leer, aber der Ver-

fertiger und Eigentümer der Neze ist sicher nicht fern. Das Anzeichen hierfür ist ein fester, straff angezogener Faden, der in der Mitte des Nezes befestigt ist. Das ist die Leitleine. Verfolgt man sie nach aufwärts und bis an ihr äußeres Ende, so trifft man auf eine Spinne, deren Körper in einem zierlichen glockenförmigen Zeltchen aus Blättern verborgen ist, die geschickt mit



1 und 3 Nester von kalifornischen Falltürspinnen (*Cteniza californica*):
2 getürmtes Falltürnest der *Koelicho scaptus Latastei* Simon.

Spinnfäden zusammengebogen und umwunden sind. Dieses Blattzeltchen ist die Schutzhütte der Spinne. Hier liegt sie im Hinterhalt und wartet auf ein Insekt, das sich im Netz verfängt. Sobald ihm die zitternden Bewegungen des Leitseils anzeigen, daß sich ein Insekt im Netz verstrickt hat, stürzt sie hervor, packt und umwickelt ihr Opfer mit Spinnfäden und trägt es davon, um es mit Muße zu verzehren.

Diese Anlegung von Schutzhütten ist demnach eine vortreffliche Gegenmaßregel gegen die Angriffe der

Wespen, da die Spinne einerseits zwar dem Nahrungs-
erwerb obliegen kann, anderseits aber den Blicken der
Wespen verborgen ist.

Betrachten wir nun die weit davon verschiedene
Gruppe der Territelarien oder Tunnelweber! Hier
hat die Baukunst der niederen Tiere ihre höchste Voll-
endung erreicht. Das Nest dieser Spinnen ist ein
röhrenförmiger Tunnel in der Erde, der im Inneren
dick mit weißen Seidentapeten ausgekleidet und oben
an der Spitze mit einer niedlichen, in Angeln hängenden
Tür verschlossen ist, die abgescrägt und wechselweise
aus Spinnfäden und Erde zusammengesetzt ist. Die
äußerste der Lagen dieser Falltür ist Erde, wenn die
benachbarte Bodenoberfläche frei von Pflanzenwuchs
ist. Ist der Boden bewachsen, so siedeln sich auch auf
der Wölbung der Tür Pflanzen an, die sie dann nur
noch unbemerkbarer und unauffälliger machen. In
einem solchen Falltürnest lebt beispielsweise eine cali-
fornische Spinne, die *Oteniza californica*. Sie geht
des Nachts auf Beute aus und bleibt am Tage im Nest.
Daraus läßt sich schon im voraus der Schluß ziehen,
daß der Feind, gegen den ihr der Tunnelbau Schutz
verleihen soll, hauptsächlich oder gänzlich ein Tagtier
ist. Und in der Tat ist dies so. Denn es hat sich er-
geben, daß der uns schon bekannte Tarantelmörder
diese Spinne fängt und mit ihr seine Eizelle verpro-
viantiert. Ihr glatter, weicher Körper und ihre geringe
Größe machen sie verwundbarer als die Tarantel.
Vielleicht hat dies schon den Anstoß gegeben, daß diese
Spinnen allmählich dahin gelangten, Nester mit Fall-
türen anzulegen.

Dazu kommt noch, daß sie, wenn der Winter naht
und sie sich häuten oder wenn sie zum Schutze ihrer
Nachkommenschaft einen Kokon spinnen, außerordent-

lich hilflos sind, so daß sie dann besonders leicht die Angriffe ihrer Feinde herausfordern. Alle diese beständig wirkenden Faktoren haben es zuwege gebracht, daß sich die Spinne, um sich zu erhalten, die



Die viergeleckte Elis trägt eine Tigerspinne von ihrer Höhle fort.

Kunst erworben hat, einen so wunderbaren Bau aufzuführen zu können.

Der hervorragende französische Spinnenforscher Eugen Simon hat in Venezuela und anderswo zahlreiche Beispiele von bemerkenswerten Falltürnestern verschiedener Spinnenarten gesammelt. Einige Arten legen ihre Nester auf der Borke der Bäume an. Andere leben über der Erde in freistehenden Türmen, wie es auch die bekannte Türmchenspinne, die *Lycosa areni-*

cola tut, andere wieder errichten einen mit Seide umkleideten Turm, der von ferne wie eine vollblühende Lilie aussieht. Andere endlich wiederum verfertigen Türme, die an ihrer Spitze in Angeln hängende Deckel tragen. Die meisten dieser Spinnen leben in der Erde, aber so verschiedenartig auch ihre Baue sind, so wunderbar zweckmäßig sind sie zum Schutz der Tiere geeignet. Das haben im Lauf der Generationen der Selbstschutztrieb und der Mutterinstinkt, diese gewaltigsten Regungen im Leben der tierischen Wesen, hervor gebracht.

Schließlich sei noch die Tigerspinne (*Lycosa tigrina*), eine große Wolfspinne mit streifigen Beinen, erwähnt, der besonders von der viergefleckten Gliz, einer großen Wespe mit vier orangefarbenen Flecken auf dem Bauch, nachgestellt wird. Die Tigerspinne macht sich eine gekrümmte Höhlung in der Erde, die oben mit einer Kuppel, die mit Stroh zusammengebunden ist, verschlossen ist und die eine kunstlose Tür mit Angeln darstellt. Trifft die Gliz auf einen offenen Tunnel, so taucht sie hinein und kehrt bald mit ihrer gelähmten Beute zurück. Dann trägt sie sie im Geschwindigkeitsschritt fort, bis sie ihr Loch findet, schiebt die Spinne hinein, füllt die Höhle aus, ebnet sie oben ein und verbirgt sie unter Strohstücken, die sie aus der Nachbarschaft herbeiholt. Die Wespe unternimmt ihre Streifzüge zwei oder drei Wochen lang. Allein die Verschliefung der Tür kann die Tigerspinne vor den Angriffen der Wespe schützen. Sonst ist sie unweigerlich verloren.

Es ist nun im höchsten Grade wunderbar, daß nach dem August, wo sich die mütterliche Erregung der Wespe gelegt hat, die überlebenden Tigerspinnen ihre Türen öffnen, das Strohdach zurückschieben und nun

ihrerseits mit dem Gefühl völliger Sicherheit auf Raub ausgehen.

Das ist der schlagendste Beweis dafür, daß der Trieb, sich zu schützen, die erste Ursache für die erstaunliche Baukunst der Spinnen, wie wir sie in ihren verschiedenen Formen soeben kennen gelernt haben, gewesen ist.





Adam und Eva.

Eine merkwürdige Geschichte. Von Friedrich Thieme.



(Nachdruck verboten.)

Bitte, Herr Adam, treten Sie ein," sagte der Erzengel Raphael zu dem eben geschaffenen Menschen. „Ich bin der Verwalter des Paradieses und beauftragt, diesen prächtigen Garten an Sie zu verpachten, falls Sie die Bedingungen eingehen, welche der Herr des Gartens Ihnen stellt.“

Adam warf einen einzigen Blick auf das herrliche Stück Land, das, durch eine große Mauer von der Außenwelt abgeschlossen, vor ihm lag, und schmunzelte vergnügt.

„Gefällt er Ihnen?“ fragte der Engel lächelnd.

„Das will ich meinen!“ entgegnete Adam. „’s ist ja wirklich eine Pracht, das anzuschauen. Diese wunderbaren Pflanzen, Blumen und Bäume, diese köstlichen Quellen und Ströme. Diese in allen Farben schillernden Vögel und Schmetterlinge, diese Mannigfaltigkeit an Tieren aller Art —“

„Ja, ja — es ist alles vertreten,“ bestätigte Raphael. „Alle Tiere und Gewächse der Erde geben sich hier ein Stellbildein. Sehen Sie nur diese himmelragenden Mammutbäume, den kristallklaren See mit den Hympressen und Eibenbäumen, diese göttlichen Palmen mit ihren Früchten und Nüssen, die Orangen und Mandelbäume! Und nun erst die Tierwelt! Wie die Flora von der Zeder bis zum Ysop, ist die Fauna vertreten von den Protozoen bis zur Klasse Mammalia, von —“

Adam sprang erschrocken einen Schritt zurück. Ein riesiges Mammut eilte mit mächtigem Getrampel an ihnen vorüber.

„Jerum — so 'ne Bestie!“ schrie er auf.

„Nur nicht bange machen lassen, Herr Adam,“ beruhigte ihn der Engel. „Die Tiere hier im Garten sind alle zahm — sie tun niemand ein Leid. Da sehen Sie nur den prachtvollen Königstiger, ein Exemplar, wie man es sonst nirgends zu schauen bekommt.“ Er pfiff, und der Tiger näherte sich schweifwedelnd und lagerte sich ruhig zu Adams Füßen.

„Sie dürfen ihn unbesorgt streicheln,“ belehrte ihn der Engel. „Er springt sogar durch den Reifen, wenn Sie es wünschen.“

Adam streichelte das gigantische Tier, und dieses legte losend seinen Kopf an seine Füße.

„Wenn Sie den Garten pachten,“ fuhr Raphael fort, „so sind Sie der rechtmäßige Nutznießer aller seiner Herrlichkeiten. Sie dürfen nach Herzenlust mit allen Tieren spielen, ja Sie können davon verzehren, was Ihnen nur irgend mundet. Sie brauchen das Tier, das Sie zu verpeisen wünschen, nur zu rufen, so kommt es und läßt sich ruhig schlachten.“

„Aber ich weiß ja seinen Namen nicht,“ bemerkte Adam.

„Sie haben das Recht, jedem Tiere den Namen zu geben, den Sie Lust haben. — Legen Sie sich aber ein Verzeichnis an, damit Sie keine Verwechslungen begehen. Ich kenne bereits die Bezeichnungen, die Sie den Pflanzen und Tieren geben werden, und habe einige davon schon angewandt.“

„Sehr schön,“ erklärte Adam verlegen. „Indessen —“

„Nun, haben Sie noch ein Bedenken?“

Adam kraute sich hinter den Ohren. „Dieser

Garten," meinte er, „ist fast so groß wie der amerikanische Nationalpark. Ich weiß nicht, ob die Pachtsumme nicht meine Mittel übersteigt.“

Der Engel lachte. „Die Pacht wird nicht in bar entrichtet," sprach er salbungsvoll. „Sie übernehmen für die freie Überlassung nur die Überwachung. Außerdem haben Sie mir nur eine einzige Bedingung, aber diese auch prompt, zu erfüllen.“

„Und die ist?" fragte Adam gespannt.

„Sie können alles benutzen und genießen, was der Garten bietet; nur diese zwei Bäume dort in der Mitte" — er führte Adam hin und zeigte ihm die Bäume — „hat sich der Herr des Gartens mit allem, was sie an Früchten hervorbringen, vorbehalten. Von diesen dürfen Sie nichts anrühren.“

„Und das ist alles?"

„Alles.“

„Wozu sollte ich wohl diese Früchte brauchen, ich habe ja so viel von jeder Art, daß ich nur den tausendsten Teil davon bedarf," rief Adam erfreut

„Sie gehen also diese Bedingung ein?"

„Aber natürlich!"

„Gut, so sind wir einig. Nur merken Sie sich: an dieser Bedingung wird strikte festgehalten. Übertreten Sie diesen einzigen Paragraphen, so gilt der Kontrakt als gelöst ohne Aufkündigung, und Sie haben in der nämlichen Stunde den Garten mit dem Rücken anzusehen.“

Adam lächelte in einer Weise, als wollte er sagen: „So dumm werde ich doch nicht sein!" und trat seine Pachtung sofort an.

Er führte in seinem Garten ein wahres Götterleben. Wenn ihn dürstete, trank er aus den köstlichen Kristallquellen; wenn ihn hungerte, brach er sich von

den saftigen, lieblich schmeckenden Früchten, oder schlachtete wohl auch dann und wann einen Truthahn oder ein Wildschwein; er genoß auch die Milch der Kühe und Ziegen, er spielte mit den Tieren aller Art, sammelte Steine und Muscheln, kurz, er dünkte sich eine Zeitlang der Glückliche der Sterblichen.

Allmählich aber begann er sich nicht mehr ganz behaglich zu fühlen. Jedes Tier hatte sein Weibchen, mit dem es zusammen lebte, er aber hatte niemand, mit dem er in seiner Sprache reden konnte. Als daher der Erzengel nach einiger Zeit kam, um eine Inspektion vorzunehmen, und fragte, ob er denn zufrieden sei, seufzte Adam und zeigte auf ein Paar Turteltauben, die gerade vor ihm auf einem Eichenaste saßen und sich innig aneinander schmiegten.

Verdrießlich entgegnete er: „Offen gestanden, Eure Erzellenz, so schön es hier ist, so fange ich doch an, mich zu langweilen. Ich empfinde zuweilen das Bedürfnis, jemand zu erzählen, wie entzückend es hier ist, oder auch das Gegenteil — zum Beispiel, als ich neulich einen Stockschnupfen hatte, wäre es mir ein rechter Trost gewesen, mein Ungemach einem anderen Wesen zu klagen. Die Tiere da sind zwar wahrhaft polizeifromm, aber wenn ich mit ihnen rede, gloßen sie mich polizeiwidrig dumm an. Ich möchte ebenso wie die Tauben dort oder wie der Wellensittich dort drüben ein Wesen meiner Art bei mir haben, mit dem ich reden kann; ich fühle mich für die Einsamkeit nicht geboren, ich fürchte, es widerspricht der menschlichen Natur.“

„Diese Anregung habe ich erwartet,“ entgegnete der Engel. „Ihre Bitte soll erfüllt werden. Trinken Sie einmal aus dieser Flasche!“

Er reichte Adam eine bis an den Rand gefüllte Feldflasche, welche der Mensch bis auf den Grund

leerte, denn der Inhalt bestand in himmlischem Nektar frischsten Anstichs. Sobald er getrunken, fühlte er sich müde, legte sich unter einen Baum und schlief ein.

Wie lange er geschlafen, wußte er nicht, er erwachte plötzlich von einer Berührung, die ihm so fremdartig vorkam und die doch wie ein angenehmes Kieseln durch seinen ganzen Körper fuhr.

Erstaunt schlug er die Augen auf. Da kniete neben ihm ein Wesen, das so aussah wie er und doch ganz anders. Von Gestalt ein wenig kleiner, zeigte es eine Haut von zartestem Marmor, alle seine Formen waren von sanfter Rundung, seine Augen blitzten ihn an wie ein glänzendes blaues Meer, die rotblonden Haare fielen über den Rücken bis fast auf die Erde herab.

Adam betrachtete voll Verwunderung und Entzücken die seltsame Erscheinung.

„Wer sind Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er endlich verwirrt.

„Verzeihung, daß ich so ohne weiteres hier eingedrungen bin. Seine Excellenz der Herr Verwalter hat mich als Gefährtin für Sie engagiert und zwar ohne Salär, aber mit gleichen Rechten. Mein Name ist Eva.“

„Und sind Sie es, die mich so angenehm erweckt hat?“

„Ich nahm mir die Freiheit, da mir das Warten zu lange währte. Ich sitze schon zwei Stunden neben Ihnen, habe Appetit und finde es außerdem nicht schick und den Anforderungen des guten Tons entsprechend, eine Dame so lange warten zu lassen. Auch schnarchten Sie geradezu entsetzlich.“

„Ich schnarchte?“ rief Adam. „Das wußte ich ja gar nicht.“ Er sprang auf und erfaßte die Hand des

reizenden Wesens. „Von heute an bin ich der Glückliche aller irdischen Geschöpfe,“ jubelte er.

Er wollte seine Arme um Eva schlingen und sie küssen, aber sie wehrte ab und erklärte entrüstet: „Bitte sehr — noch sind wir nicht getraut.“

In diesem Augenblick erschien der Erzengel, beschaute das anmutige Paar mit Wohlgefallen und sagte leutselig: „Nun, meine Herrschaften, finden Sie Gefallen aneinander?“

Adam hob verückt die Hand empor. „O!“ rief er betauernd mit verklärter Miene.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, sind Sie mit Herrn Adam einverstanden?“

Eva warf einen prüfenden Blick auf Adam und äußerte dann: „Wenn ich nicht ledig bleiben will, so bleibt mir keine Wahl. Soviel ich weiß, ist Herr Adam der einzige seiner Gattung. Aber er muß mir erst seine Liebe erklären, wie sich's gehört.“

Da fiel Adam auf die Kniee nieder und erklärte ihr in den überschwenglichsten Bildern orientalischer Phantasie seine Liebe.

Eva lächelte geschmeichelt, hob ihn auf und erklärte, sie wolle ihn erhören.

„So reichen sich die Herrschaften die Hände,“ befahl Raphael. „Ich traue euch hiermit.“

„Ohne Kranz?“ rief Eva. „Nimmermehr!“

Der Erzengel nahm von dem nächsten Gebüsch ein zartes Myrtenreis und schlang es um den Kopf Evas. „Also reicht euch die —“

„Pardon,“ versetzte Eva. „Ich will erst einmal sehen, wie ich ausschäue.“ Und sie eilte zum See und bäugelte mit vieler Befriedigung ihr Spiegelbild.

„Jetzt bin ich bereit,“ erklärte sie, reichte Adam ihre Hand, und der Engel sprach über beide den Segen.

„Nun seid ihr Mann und Frau,“ sagte er dann, „vertragt euch gut und haltet die Bedingungen ein.“ Er wiederholte diese Bedingungen auch der jungen Frau, und diese versprach, sie getreulich zu erfüllen.

„Nun komm nur erst einmal her und laß dich betrachten!“ rief Adam, als der Engel sich entfernt hatte. „Nein, bist du ein reizendes Dingelchen — so rund, so niedlich, so nett!“

Er küßte sie, umarmte sie und ließ sich dann mit ihr im Schatten an der Quelle nieder. Ach, wie rasch schwanden die Stunden im traulichen Geplauder!

„Nun hat das Leben erst Wert für mich,“ beteuerte Adam hundertmal.

So reihte sich Tag an Tag zu den ersten Flitterwochen, die es je gegeben hat.

Aber selbst die Flitterwochen im Garten Eden gingen vorüber. Der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an eine Eva.

Die junge Frau war übrigens fürchterlich eitel; Adam mußte nur immer springen, um ihr bald eine Blume, bald eine Muschel, bald einen Zweig herbeizuschaffen; sie wollte sich nur immer schmücken und mußte stets einen Kranz auf dem Kopf, eine Girlande um die Schultern, ein Armband aus Blumen haben. Sie kniff sich sogar kleine bunte Muscheln in die Ohren.

Adam war — man muß es ihm nachrühmen — ein musterhafter Ehemann. Er sprang für seine Eva wie ein junger Hirsch.

Einmal war er aber doch zu ermüdet, und als Eva wieder eine prächtige Nymphäenblüte begehrte, die mitten im Fluß wuchs und nur mit Mühe und Gefahr zu erreichen war, erklärte er, er sei zu müde jetzt.

Doch entsezt blickte er im nämlichen Augenblick auf sein Weib. Eva stieß einen schrillen Schrei aus, fiel

zu Boden, grub ihr Antlitz in das Moos und weinte herzbrechend.

„Eva, mein Lieb, mein Leben — was ist dir?“ rief Adam bestürzt.

„Weg von mir, Treulofer!“ rief sie und stieß ihn von sich.

„Eva, mein Schatz —“

„Du liebst mich nicht mehr,“ schluchzte sie, „o wie unglücklich bin ich! Ich arme Sklavin, ich arme Sklavin! Ach, meine Nerven, meine armen Nerven! Ich sterbe — o ich sterbe!“

Adam empfand alle Qualen der Reue, versicherte in kläglichem Tone: „Mein Lieb, ich tue ja alles, was du willst!“ eilte fort und holte die Blüte, ohne zu achten, daß er dabei ins Wasser plumpste und bis über die Ohren in den Schlamm sank. Dafür lächelte aber auch Eva süß, als sie die Blume aus seiner Hand empfing, und als er sich wieder abgespült hatte, lohnte ihm ein zärtlicher Kuß.

Aber vor den Nerven beherrschte ihn von dieser Stunde an eine heillose Furcht, und sobald sein trautes Gemahl nur das Wort „Nerven“ über die Zunge brachte, war seine Widerstandskraft gebrochen, und er tat, was sie verlangte.

Eva war auch etwas lecker, sie liebte die Süßigkeiten und fragte wenig danach, wie hoch die Früchte hingen. Doch Adam liebte sie zu sehr, um ihr einen derartigen Wunsch zu versagen — auch hatte sie ja ihre Nerven zur Unterstützung für den äußersten Fall. —

Eines Abends kam Adam später als gewöhnlich von einem Spaziergange nach Hause. Voll Sehnsucht strebte er dem schattigen Laubdach des Baumes zu, unter dem sie wohnten. „Teures Herz, ich komme!“ rief er schon von weitem.

Aber Eva lag und schlief und schien ihn nicht zu hören.

Leise wollte er sich entfernen, um sie nicht zu stören, da wandte sie sich plötzlich herum, sprühte ihn zornfunkelnd an, und nun ergoß sich eine Gardinenpredigt über ihn, daß er Mund und Augen aufriß und vergebens versuchte, den Redeschwall durch ein Wort der Rechtfertigung zu dämmen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Strom ruhig über sich ergehen zu lassen.

Aber als Eva endlich fertig war und er nunmehr zur Verteidigung den Mund aufthat, drehte sie ihm ostentativ den Rücken, hielt sich die Ohren zu und hörte ihn gar nicht an.

Seitdem nahm sich der junge Ehemann in acht, sich nicht zu verspäten, und geschah es doch einmal, so schlich er sich so leise und vorsichtig als nur möglich heran und freute sich unendlich, wenn er seine geliebte Gehälfte in süßem Schlummer fand.

Überhaupt sprach sie ihm — er konnte sich diese Tatsache auf die Dauer nicht verhehlen — ein bißchen zu viel. Aber da sie, als er nur einmal eine schüchterne Vorhaltung wagte, drei Tage gar nicht redete, so nahm er diesen kleinen Übelstand mit in den Kauf. Er hatte ja auch seine Fehler, er war manchmal heftig und schimpfte oftmals über das Mittagessen.

„Schon wieder Orangensuppe!“ brummte er zum Beispiel. „Alle Tage Orangensuppe, als ob nichts anderes im Garten wüchse!“

„Ach was, das andere Zeug mag ich erst recht nicht! Das ewige Einerlei!“ klagte Eva. „Natürlich — das Beste, das kriegen wir nicht. Die schönen Früchte dort auf dem Baum, von dem wir nichts anrühren dürfen, verfaulen unbenutzt.“

„Ich dachte, wir hätten Auswahl genug,“ wies sie Adam zurecht.

„Genug? Nun ja, vielleicht. Aber kosten wenigstens möcht' ich die prächtigen Apfel einmal.“

„Daß du mir sie nicht anrührst!“

„Ach, wie werd' ich denn so dumm sein! Aber ansehen kann ich sie doch, das ist uns nicht verboten. Sie sind jetzt gerade reif. Du mußt morgen einmal mitgehen.“

„Wozu soll ich mir den Mund wässerig machen,“ meinte der Gatte.

Die junge Frau dachte nicht so. Alle Tage lustwandelte sie nach dem verbotenen Baum und betrachtete mit begehrenden Blicken die allerdings wunderbaren Früchte.

Eines Tages, als sie eben wieder vor dem Baume stand, erblickte sie eine Schlange, die sich an einem der goldenen Apfel gütlich tat.

„Das ist doch stark!“ schalt sie vor sich hin. „Unvernünftige Tiere dürfen sich schmecken lassen, was uns versagt ist! Und weshalb denn versagt? Bisher habe ich noch nicht gesehen, daß der Erzengel für den Herrn des Gartens Apfel geerntet hat. Es ist eine direkte Ungerechtigkeit, eine Behandlung, die wir uns nicht gefallen lassen sollten!“

Sie redete sich so lange in Entrüstung hinein, bis sie plötzlich nach einem der Apfel griff, ihn abbrach und ein Stück davon abbiß.

„Köstlich — wunderbar!“ rief sie verzückt. „Davon muß Adam auch kosten!“

Sie eilte zu ihrem Ehegemahl und bot ihm den Apfel. Adam war erst wütend. Aber die Tat war geschehen, daran ließ sich nichts ändern. „Und was ist weiter dabei,“ meinte Eva. „Wegen eines lumpigen Apfels wird der Erzengel nicht gleich ein Aufhebens machen.“

„Angebissen ist er einmal,“ dachte Adam, „folglich ist's egal — ich kann da auch einmal probieren.“

Und beide verzehrten den Apfel mit großem Appetit.

Doch kaum war der letzte Bissen verschluckt, da vernahmen sie auch schon die rufende Stimme des Engels.

„O weh, jetzt wird's uns gut gehen!“ stöhnte Adam. Und wirklich, der Erzengel war im höchsten Grade aufgebracht und teilte Adam mit, er habe den Vertrag gebrochen und müsse wegen Kontraktbruchs auf der Stelle das Grundstück verlassen.

Eva weinte, Adam hat — umsonst, der Engel nahm keine Entschuldigung an. „Ich halte mich an den Kontrakt,“ sagte er, „ich habe meine Verpflichtungen auch treulich erfüllt. Lassen Sie es nicht erst zu einer Ermissionsklage kommen!“ riet er eindringlich. „Der Fall liegt klar, und das Urteil wird für sofort vollstreckbar erklärt. Darum hinaus auf der Stelle — und nichts wird mitgenommen — gar nichts! Seht, wie weit ihr nun kommt. Hier waret ihr gleichberechtigt, denn es gab alles im Überfluß, und ihr brauchtet nicht zu arbeiten, und alles war gemeinsam — draußen wird das anders! Da ist das schwächere Weib vom kräftigeren Manne wirtschaftlich abhängig, und er wird ihr Herr sein — das ist Evas Strafe!“

Eva schrie laut auf bei den zürnenden Worten des Engels. „Adam — Adam!“ rief sie hinter dem bereits Enteilenden her.

„Adam — Adam, wach doch auf, wach auf! — Was hast du nur? Dir tropft ja der Schweiß von der Stirn!“

Frau Eva Großkopf stand vor dem Bett ihres Mannes und rüttelte ihn.

„Was hast du nur so lebhaft geträumt, Adam?“ rief sie, als sich der Schläfer endlich ermunterte,

„War es wirklich nur ein Traum?“ rief der Erwachte, Herr Adam Großtopf, erstaunt um sich blickend.

„Freilich war es nur ein Traum,“ bestätigte Frau Eva nachdrücklich dem Gatten die aufdämmernde Erkenntnis des Sachverhaltes. „Aber so erzähle ihn doch wenigstens!“

Adam Großtopf berichtete seiner Frau ausführlich den verwunderlichen Traum. „Weißt du,“ fuhr er fort, „du hast übrigens mit der Eva im Paradies recht große Ähnlichkeit.“

„Ich?“ fuhr Frau Eva auf. „Das ist ja nett, daß du mich mit der Stammutter der Sünde in Vergleich stellst! Aber wie so ähnele ich ihr denn?“

„Hast du nicht auch deine Nerven? Hältst du mir nicht auch Gardinenpredigten? Redest du nicht auch gern?“

„Na, wenn es dir nicht recht ist, kann ich ja stumm werden,“ erwiderte Frau Eva gereizt.

„Du bist auch,“ lenkte der Gatte lachend ab, „an dem Traum schuld, wie mir jetzt einfällt.“

„Na, das erkläre mir doch, bitte!“

„Adam wurde aus dem Garten Eden wegen des Apfels vom Baum der Erkenntnis exmittiert, und wir müssen diese schöne Wohnung ebenfalls wegen eines Apfels räumen. Denn wenn du nicht die Goldreinette von dem Lieblingsbaum unseres Wirtes gepflückt hättest, hätte er uns nicht gestern abend die Wohnung gekündigt. Daran hat mein Traum angeknüpft und sich dann in paradiesischer Verkleidung weitergesponnen.“

„So, das ist ja allerliebste!“ eiferte Frau Eva unwillig. „Also weil ich den dummen Apfel abgepflückt habe, den mir der Geiztragen von Wirt ruhig hätte schenken können, müssen wir ausziehen? Natürlich, wir

armen Frauen sollen es immer gewesen sein! Dieser Vorwurf ist schändlich von dir, Adam! Das ist das letzte Wort, das ich mit dir gesprochen habe.“

Weinend lief Frau Eva hinaus.

Adam Großkopf erhob sich brummend und kleidete sich an. Seine Frau war in keinem Zimmer der Wohnung zu finden. Wo war sie nur? Ihn packte eine innere Unruhe, und er begab sich auf die Suche.

Endlich entdeckte er sie im Holzstall. Mit Tränen in den Augen saß sie auf dem Hadelock.

„Eva, mein Schatz,“ rief er bei ihrem Anblick, „sei doch wieder gut! Ich will ja kein Wort wieder über die Kündigung sagen. 's ist ja wahr, ich allein trage die Schuld. Ich hätte unserem Wirt ein Schock von den Äpfeln abkaufen können, dann brauchtest du dir nicht einen abzupflücken. Also, Herz, sei wieder lieb!“

Frau Eva sah ihn einen Augenblick forschend an, dann sprang sie auf, fiel ihm um den Hals und verzieh ihm großmütig.

„Er soll dein Herr sein, hat der Engel gesagt,“ murmelte Adam Großkopf einige Minuten später vor sich hin, als er beim Kaffee saß. „Um — so also sieht die Herrschaft aus, und so wird sie wahrscheinlich aussehen bis zum letzten Mann und zum letzten Weib!“





Gebackene Rosen.

Eine kulinarische Plauderei. Von R. Zollinger.

Mit 4 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Daß die holdeſte aller Düſteſpenderinnen, die vielbeſungene Königin der Blumen, in unwürdigſter Verquickung mit Eiern, Zucker und Olivenöl auf einem durchaus unpoetiſchen Küchenrezept figurieren ſoll, möchte mancher zartfühlend veranlagten Leſerin auf den erſten Blick gewiß als eine unerhörte Barbarei erſcheinen. Das ſtammend rote Sinnbild der Liebe oder das zartweiße Symbol der Unſchuld in der nüchternen Bratpfanne! Es iſt in der Tat eine Vorſtellung, die jeden wahren Dichter zu heiligſtem Zorne reizen müßte. Man denkt unwillkürlich an die Nachtigallenzungen des Luſullus und an die zu Gunſten eines rafſinierten Gaumenfigels erſonnenen Künſteleien mittelalterlicher Kochgenies.

Aber ſo fürchterlich, wie ſie uns im erſten Moment bedünken mag, iſt die äſthetiſche Verſündigung in dieſem Fall doch nicht. Die ſchönen Amerikanerinnen, bei denen ſich die „Beignets von Roſen“ neuerdings einer beſonderen Beliebtheit erfreuen, betrachten den Genuß dieſer allermodernſten Leckerei ſogar als eine Art von Guldigung, die ſie der Schönheit und dem Wohlgeruch der lieblichſten aller Blumen darbringen. Sie ſind entzückt von der feingetönten Färbung, die die ſamtenen Blütenblätter dem leichten Backwerk verleihen, und ſie behaupten, den ſüßen Duft niemals köſtlicher empfunden zu haben als in dem Moment, da das lockere

Gebilde des Kochkünstlers sanft und schmeichelnd auf ihrem küsternen Jünglein zergeht. Ein Gemüse oder ein Salat von Rosen wäre ja freilich eine nicht auszudenkende Ungeheuerlichkeit, die appetitliche Zuckershülle aber, die bei geschickter Bereitung die vornehmsten Reize der Blume, ihre Farbe und ihren Duft, fast unvermindert bewahrt, macht die Erniedrigung der stolzen Gartenkönigin schon viel weniger empfindlich fühlbar. Und dem schwärmenden Jüngling, der den Gegenstand seiner Anbetung so gern mit Elfen und ähnlichen, vorwiegend von Morgentau und Blütenstaub lebenden ätherischen Wesen vergleicht, müssen die Beignets von Rosen vollends als die einzige würdige und angemessene Nahrung erscheinen, die seiner besonderen Vorstellung von den leiblichen Bedürfnissen junger Damen volles Genüge tut.

Übrigens sind es ursprünglich keineswegs die Amerikanerinnen, denen wir diese duftige Bereicherung des Küchenzettels verdanken. Sie ist uns vielmehr mit mancher anderen neuen Mode aus dem fernen Osten Asiens gekommen, dessen uralte Kultur infolge der letzten weltgeschichtlichen Ereignisse mehr und mehr in ein gewisses Tauschverhältnis zu der unserigen zu treten scheint.

Wird es uns doch mehr und mehr offenbar, daß die Verachtung, mit der wir noch vor gar nicht langer Zeit auf diese chinesische und japanische Kultur herabsahen, zum guten Teil in unserer Unkenntnis ihrer Eigenart begründet war. Von der chinesischen Küche zum Beispiel wußten wir kaum mehr, als daß die Hauptingredienzien ihrer köstlichsten Erzeugnisse in Haifischflossen, Seetang, Regentwürmern, Ratten und faulen Eiern beständen, von anderen, noch weniger appetitlichen Dingen gar nicht zu reden. Kein Wunder



Die taufersch geschnittenen Rosen werden gewaschen.

also, wenn unsere nach Abwechslung und neuen kulinariſchen Erfindungen verlangenden Gourmands ſehr wenig Hoffnung darauf ſetzten, daß ihnen das Heil jemals aus dem fernen Oſten kommen könnte. Die eßbaren Schwalbennester, mit denen ausnehmend mutige Feinſchmecker es in Amerika und Europa des



Die Blütenblätter werden in eine glasierte Schale gepflückt.

öfteren versuchten, konnten sich bei der Fادheit und Nüchternheit ihres Geschmacks trotz des hohen Preises nirgends in der feinen Küche einbürgern, und auf



Ein Teig aus Eiern, Mehl und Wasser wird darüber geschlagen.

andere Nachahmungen ließ man sich schon um der wenig einladenden Rohstoffe willen gar nicht erst ein.

Um so merkwürdiger berührt unter solchen Um-

ständen die Tatsache, daß man in den Vereinigten Staaten von Amerika und in anderen von der chinesischen Einwanderung bevorzugten überseeischen Ländern sehr bald dahin gelangt ist, dem chinesischen Koch vor jedem anderen den Vorzug zu geben, und daß selbst in den vornehmsten New Yorker Häusern heute vielfach ein bezopfter Sohn des himmlischen Reiches das Küchenzepter führt. Allerdings verstattet man ihm in der Regel nicht, die Delikatessen und Lieblingsgerichte seiner Heimat auf die Tafel zu bringen, sondern verpflichtet ihn auf Menüs ohne Ratten, Würmer und Haifischflossen.

Aber man sollte es doch vielleicht hie und da einmal auf einen Versuch ankommen lassen; denn mütige Fremdlinge, die es über sich gewannen, in China oder in Japan von den auf die dort gebräuchliche Art zubereiteten Speisen zu kosten, sprechen sich neuerdings gar nicht mehr so abfällig und geringschätzig darüber aus, wie es bei den früheren Chinareisenden zur stehenden Sitte geworden war. Und daß wenigstens die eine oder die andere kulinarische Besonderheit auch bei uns probiert zu werden verdient, möge das auf den ersten Blick so befremdliche Rezept erweisen, das wir unseren Leserinnen heute unterbreiten.

Der chinesischen Legende zufolge war es eine kaiserliche Prinzessin aus den Zeiten des Confucius, die durch ihre schwärmerische Vorliebe für den Duft der Rosen auf den Gedanken gebracht wurde, die königliche Blume, die ihre geschlitzten Auglein und ihr stumpfes Näschen so oft entzückt hatte, zu einer Quelle des Genusses auch für ihren Gaumen zu machen. Sicher ist jedenfalls, daß man im Reich der Mitte ein Backwerk von Rosenblättern schon seit Jahrhunderten als außerordentlich beliebten Leckerbissen kennt. Die



Die zu kleinen Portionen geformten Belignets werden in Olivenöl schnell gebacken.

Herstellung desselben hat im Laufe der Zeiten kaum eine Veränderung oder Vervollkommenung erfahren,

und sie ist einfach genug, um auch der mit chinesischen Küchengeheimnissen unvertrauten deutschen Hausfrau ein sicheres Gelingen des neuartigen Gerichts zu gewährleisten.

Natürlich handelt es sich dabei um eine Saison-delikatesse, die höchstens ein über Rosentreibhäuser verfügender Krösus seinen Gästen auch im Winter vorsetzen könnte. Denn das wichtigste Erfordernis für einen vollen Erfolg unseres Versuches ist die Verwendung ganz frischer Rosen. Auf die Gattung kommt es nicht weiter an; gelbe und weiße Rosen sind für unsere Speise ebenfogut zu verwenden wie die verschiedenen Farbennüancen der roten. Aber es wird empfohlen, nur voll aufgeblühte Exemplare auszuwählen und sie in aller Morgenfrühe zu schneiden, wenn der auf den Blüten haftende Tau noch nicht verdunstet ist. Sie werden dann am besten sofort gewaschen und in einer Kristallschale bis zum Augenblick der Verwendung aufbewahrt.

Da das Backwerk warm und gleichsam frisch aus der Pfanne genossen werden soll, darf mit der Bereitung erst unmittelbar vor dem Servieren begonnen werden. Zu dem Zweck werden die Blütenblätter sorgsam in ein glasiertes irdenes Gefäß gepflückt, ein paar Eier werden darüber geschlagen, und mit etwas Mehl und wenig Wasser wird das Ganze sehr schnell zu einem ziemlich steifen Teige verrührt, von dem die farbigen oder weißen Blütenblätter ganz eingehüllt sein müssen.

In einer Pfanne hat man unterdessen — am besten auf einem Gaskochofen oder über einer Spiritusflamme — das erforderliche Quantum Olivenöl zum Sieden gebracht, und in ihm wird der Rosenteig, zu möglichst kleinen und zierlichen Häufchen geformt,

gleich anderen Beignets schnell gebacken. Die kleinen Kuchen, die in der Pfanne sofort aufgehen, werden zweckmäßig eine oder zwei Minuten lang auf weißes Löschpapier gelegt, ehe man sie leicht mit feinem Zucker überpudert und nach eigenem Geschmack zu einer zierlichen Schüssel anrichtet. In Amerika ist es Sitte, sie zum Champagner zu reichen, doch dürften sie auch ohne diese kostspielige Zutat als Nachspeise vortrefflich munden. Ist man mit den Eiern und namentlich mit dem Mehl nicht allzu freigebig gewesen, so bewahren die Beignets unter der goldgelben Kruste die ursprüngliche Farbe der zur Verwendung gelangten Rosenart und einen guten Teil ihres charakteristischen Duftes.

Natürlich lassen sich auch andere, angenehm gefärbte und duftende Blumen in ähnlicher Weise verwenden. Die Kaiserin-Witwe von China hat zum Beispiel eine besondere Vorliebe für gebackene Veilchen, und man sagt, daß sie sich's nicht nehmen lasse, diesen Leckerbissen stets höchst eigenhändig zu bereiten. Auch die langen, schmalen Blütenblätter der Chrysanthemen werden in China vielfach nach dem oben angegebenen Rezept zu Backwerk verarbeitet. Der eigentümliche Moschusgeruch aber, der diesen Küchlein anhaftet, dürfte auf europäische Feinschmecker wenig appetit-reizend wirken, und da sich daselbe wohl auch von der blauen Veilchenfarbe sagen läßt, können wir unseren Leserinnen mit gutem Gewissen eben nur einen Versuch mit Beignets von Rosen empfehlen.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Ein merkwürdiger Fund. — Schon wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als noch ein biederer alter Bauer in ein Abteil dritter Klasse kletterte, dessen Insassen ihm bereitwilligst Platz machten. Lächelnd ließ er seine treuherzigen blauen Augen über seine Reisegefährten gleiten und bemerkte sodann: „Das war wirklich noch ein großes Glück, meine Herren, daß ich den Zug erwischte habe. Meine Alte hätte sich zu Tode geängstigt, wenn ich nicht zum Abendbrote daheim gewesen wäre. Sie hätte gewiß geglaubt, mir sei ein Unglück passiert.“

Die Insassen des Abteils hatten mit gutmütigem Lächeln diesen Erguß aufgenommen, und dadurch ermutigt, erzählte das Bäuerlein weiter, daß er in der Stadt auf dem Markte gewesen sei und hier seine Butter verkauft habe. Die Leute hätten ihm aber gesagt, seine Butter wäre nicht mehr so gut wie früher.

„Ja, meine Barbara wird alt,“ fuhr er mit traurigem Kopfschütteln fort, „sie wird alt; aber so alt ist sie doch noch nicht, daß sie nicht mehr neugierig wäre. Und heut hab’ ich was gefunden, worüber sie sich den Kopf gehörig zerbrechen kann.“

„Was haben Sie denn für einen merkwürdigen Fund gemacht?“ fragte der Herr, der ihm gegenüber saß. Es war das ein großer hagerer Mann in einem schäbigen Anzuge, dessen von dunklen Brauen überschattete Augen List und Verschlagenheit verrieten. Bisher hatte er in einer Zeitung gelesen, die er jetzt neben sich hinlegte.

Ehe das alte Bäuerlein ihm auf seine Frage antwortete, sah es sein Gegenüber erst lange und aufmerksam an, dann holte es eine kleine schwarze Handtasche hervor. Sie war schon viel benützt und zeigte deutlich Spuren des Gebrauchs; ihre metallenen Teile waren mit Rost bedeckt, als wenn sie lange Zeit der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen wären.

Die geheimnisvolle Miene, die der Alte annahm, erregte die Neugier seiner sämtlichen Reisegefährten, die sich alle vorbeugten, als er die Tasche jetzt öffnete und aus ihrem Innern ein großes längliches, in Wachstuch gehülltes Paket zum Vorschein brachte. Langsam und bedächtig packte er es aus, und nachdem er zahlreiche Umschläge von Leinen und Seide entfernt hatte, wurden endlich zwei Blatt Briefpapier sichtbar, die über und über mit festsamen Schriftzeichen in einer dunkeln, rotbraunen Färbung bedeckt waren.

„Da, meine Herren!“ rief er mit vor Aufregung bebender Stimme. „Sieht das nicht so aus, als wenn es mit Blut geschrieben wäre, wie man so oft in Geschichtenbüchern von Paktten mit dem Bösen liest?“

Diese Äußerung einer Anschauung, die einer rückständigen Kultur angehörte, erregte das Gelächter seiner Zuhörer, von denen mancher freilich sich beim Anblide dieser sonderbaren Schriftzeichen eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte.

Die auf seine Kosten entstandene allgemeine Heiterkeit ärgerte aber den alten Mann augenscheinlich, und rasch steckte er das Paket wieder weg. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten,“ sagte er dabei. „Vielleicht hat das Zeug doch für jemand wert, und der wird sich dann schon bei mir für meine Bemühungen abfinden. Wenn also vielleicht zufällig einer der Herren von jemand hören sollte, der eine kleine schwarze Tasche verloren hat, so seien Sie so gut und lassen Sie mich das wissen. Jeden Montagmittag um zwölf Uhr können Sie mich in der Stadt im ‚Roten Ochsen‘ treffen. Wenn ich meine Butter verkauft habe, frühstücke ich dort.“

Schon auf der nächsten Station stieg der Alte aus, nachdem er sich noch vergewissert hatte, daß in dem Korbe, in dem er seine Butter zu Markte gebracht hatte, jetzt wohlverwahrt sein „merkwürdiger Fund“ ruhte. —

Nach einigen Tagen erschien in der Zeitung folgende Ankündigung: „500 Mark Belohnung! Verloren wurde eine kleine schwarze Tasche, in der sich Papiere befanden, die für niemand als den Eigentümer Wert haben. Obige Belohnung erhält der ehrliche Finder, der die Tasche mit ihrem Inhalt zurüchbringt an Doktor Georg Schüler, Kaiserstraße 159.“

Als sich am nächsten Montagmittag unser Bäuerlein fein

Frühstück, das aus einem Glase Bier und Butterbrot mit Käse bestand, im „Roten Ochsen“ schmecken ließ, trat wie von ungefähr einer seiner Reisegefährten, und zwar der große hagere Herr im schäbigen Anzuge, ins Lokal und nahm an demselben Tische Platz.

„Na,“ begrüßte er lächelnd seine Reisebekanntschaft, „was hat denn Ihre Alte zu Ihrem merkwürdigen Funde gesagt?“

„Sie meinte, in dem Dinge sollt' ich ihr jetzt den Kaffee mitbringen. Die Lüte ist mir immer zerrissen, und da hab' ich zu viel davon verloren,“ lautete die Antwort. Unter seinem Stuhle hatte er die Tasche stehen. Er hob sie in die Höhe und zeigte, wie in schönster Eintracht neben dem geheimnisvollen Paket in Wachsstuch, das zu entfernen ihn wohl nicht der Mühe gelohnt hatte, eine Lüte Kaffee lag.

„Ja,“ sagte der hagere Herr, „es ist eine hübsche, bequeme Tasche, wie ich sie mir schon lange gewünscht habe. Und was die Papiere anbetrifft, so hätte ich mir die ganz gern als Merkwürdigkeit aufbewahrt. Hören Sie mal, lieber Freund, ich will Ihnen für die ganze Geschichte zehn Mark geben.“

Aber der Alte schüttelte den Kopf. „Sie kann vielleicht doch mehr wert sein, und meine Alte hat mir gesagt, ich soll sie nicht fortgeben.“

Es dauerte ziemlich lange, und großer Überredungskunst hatte es bedurft, ehe nach langem Hinundherschwanken das Bäuerlein sich dazu verstand, seinen merkwürdigen Fund für hundertfünfzig Mark herzugeben.

Ein freudiges Lächeln umspielte den Mund des glücklichen Erwerbers dieser Kostbarkeit, als er jetzt in größter Eile den „Roten Ochsen“ verließ.

Aber nicht lange — und bittere Enttäuschung trat an Stelle der freudigen Erregung. Denn da die Kaiserstraße nur hundert-dreiundvierzig Häuser zählte, war Nr. 159 unmöglich zu finden, und ein Doktor Georg Schüler war bei der Post und Polizei gänzlich unbekannt. In der schwachen Hoffnung, daß die Papiere doch vielleicht einigen Wert haben könnten, legte sie der Käufer einem Gelehrten zur Begutachtung vor, der in den krausen Schriftzeichen die in türkischer Sprache abgefaßte Reklame einer — berühmten Mundwasserfabrik erkannte.

Das unschuldige Bäuerlein aber war mit seinem Frühstücke rasch zu Ende gekommen und frühstückte künftig überhaupt nicht mehr im „Roten Ochsen“.

J. C.

Neue Erfindungen. I. Kraut- und Gemüseschneider „Germania“. — Eine ganz vorzügliche Maschine bringt die Firma Eisenwerk G. Meurer, Cosselbaude-Dresden, mit der Kraut- und Gemüseschneidemaschine „Germania“ in den Handel. Diese Maschine schneidet gleichzeitig mit zwei Messern, leistet daher bei gleicher Größe doppelt so viel als die bekannten Krauthobel. Ferner ist bei der „Germania“ jede Verletzung der Finger völlig ausgeschlossen, weil diese auf keine Weise mit den Messern in Berührung kommen können. Was die Maschine besonders empfehlenswert macht, ist die Schnittstärkenstellvorrichtung, welche auch während des Ganges der Maschine eine Regelung bezw. Feststellung der Stärke des Schnittes gestattet. Die Maschine eignet sich vortrefflich zum

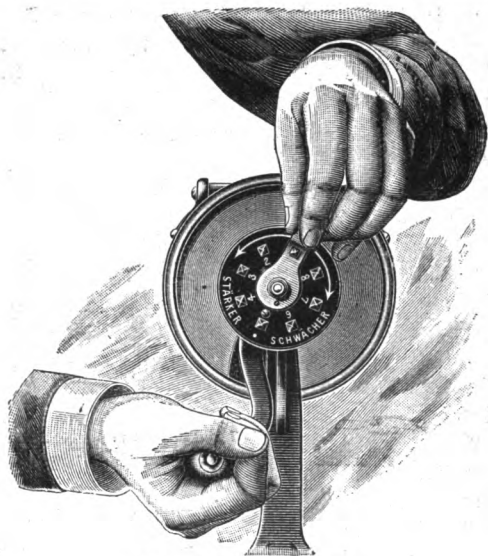


„Germania“ schneidet Kraut.



„Germania“ schneidet Kartoffeln.

Schneiden von Kraut und allen Arten Gemüsen, da die Schnitten stark und schwach hergestellt werden können. Fallen diese beim Beginn des Schneidens zu stark aus, so wird durch eine kleine Drehung der Zeichenscheibe die Schnittstärke schwächer, fallen die Schnitten zu schwach aus, so genügt wiederum nur eine kleine Drehung der Stellvorrichtung nach links, und die Schnitten werden stärker. Die



Änderung der Schnittstärke.

Maschine ist sehr sauber mit hellblauem Außenanstrich dekoriert und innen mit abwaschbarem Lasurüberzug versehen.

II. Moderne Zimmerfontäne. — Nichts ist wohl so geeignet, neben Blumen und Zimmervögeln dem Heim ein Stückchen lebender Natur zu verschaffen, wie eine mit Goldfischen besetzte Zimmerfontäne. Es ist dies nicht nur eine das Auge erfreuende Zierde, sondern wirkt auch in sanitärer Hinsicht auf trockene Zimmerluft durch Anziehung und Vernichtung gesundheitsschädlicher Substanzen erfrischend und in hygienischer Beziehung wohlthätig. Die aufgestellten Zimmerpflanzen gedeihen bedeutend besser, was jeder Blumenfreund mit Freuden begrüßen wird. Durch unausgesetzte Bemühungen ist es gelungen, eine Zimmerfontäne herzustellen, welche vermöge ihrer sinnreichen Konstruktion ohne jegliche Betriebskosten arbeitet und somit das Ideal eines Zimmerspringbrunnens darstellt. Diese Fontäne besitzt einen Luftkessel, in welchem eine Pumpe und das Springrohr eingeführt

wird. Das Wasser der Fontäne wird mittels der Pumpe in den Luftkessel eingepumpt, was ohne jede Kraftbetätigung geschieht, und dasselbe wird dann beim Öffnen des Hahnes durch den Luftdruck in die Höhe durch das Springrohr ausgespritzt. Die Fontäne funktioniert je nach Größe ein bis fünf Stunden, die ganze Kraft hierzu wird auf kinderleichte Art in einigen Sekunden gewonnen, und es fallen somit die Kosten, die bei Wasserleitungsanschluß, diffizilen Maschinen, Heißluftmotoren, Elektromotoren unvermeidlich sind, vollständig weg. Das Verdienst, diese hübsche Konstruktion in modernster Form und auf das dauerhafteste und solideste ausgeführt zu haben, gebührt der Firma Wilhelm Haberer in Stuttgart, die auf Wunsch näheres durch ausführliche Prospekte mittheilt.

P. R.

Korsische Rache. — Ein sonderbarer Prozeß wurde im Jahre 1835 vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris verhandelt. Ein Mann aus Korsika, dem Lande der Blutrache, namens Nigaldi war der Angeklagte, ein Schneider Bonjeu der Kläger. Bonjeu hatte, wie er angab, eines Tages sein Haus verlassen und begegnete kurz darauf einem Manne, der ihn mit den Worten anredete: „Sind Sie Herr Bonjeu?“

„Zu dienen, mein Herr.“

„Ihr Vater hat auch Bonjeu geheißten?“

„Ohne Zweifel, mein Herr.“

„Er hat sich im Jahre 1796 in Naccio aufgehalten?“

„Sawohl, als Pariser Kleiderhändler.“

„Also Sie sind sicher der Sohn des Schneiders Bonjeu, der 1796 in Naccio wohnte?“

„Allerdings, aber was wünschen Sie eigentlich von mir?“

„Richten Sie nur den Kopf ein wenig in die Höhe!“

„Warum?“

„Richten Sie ihn nur in die Höhe! — So, so ist's recht, so —“
Und in demselben Augenblicke erhielt Bonjeu eine so furcht-



Moderne
Zimmerfontäne.

bare Ohrfeige, daß er entsetzt aufschrie und sich krampfhaft seine schwer getroffene Wange hielt. Eine große Menschenmenge lief zusammen, die natürlich Bonjeu obendrein noch auslachte, als sie hörte, was für ein Mißgeschick ihm widerfahren sei.

Rigaldi sagte vor Gericht folgendes aus. Im verwichenen Winter habe er beim Durchblättern der Papiere seines verstorbenen Vaters auch ein Blatt mit der Aufschrift: „An meinen Sohn!“ gefunden. Darauf habe folgendes gestanden: „Am 16. April 1796 habe ich von meinem Lehrmeister, dem Kleidermacher Bonjeu aus Paris, damals in Ajaccio, eine Ohrfeige erhalten. Bonjeu ist von hier wieder nach Paris zurückgezogen, ohne daß ich ihm den erhaltenen Schlag hätte zurückgeben können. Du weißt, mein Sohn, was das heißen will.“

Daraufhin habe er, der Sohn, sich im Frühjahr nach Marseille eingeschifft, sei nach Paris gefahren und habe sich hier nach Bonjeu erkundigt. Da nur noch ein Sohn jenes Herrn Bonjeu lebte, so habe er an diesem die ihm anbefohlene Rache vollzogen. Er habe seine Sohnespflicht nun erfüllt und könne beruhigt nach seiner Heimat Korsika zurückkehren.

Er war sehr verwundert, als ihm der Gerichtspräsident klar machte, daß ein solches Verfahren in Frankreich nicht üblich sei, und geriet in förmliche Empörung, als man ihn zu 25 Franken Geldbuße und zur Tragung der Prozeßkosten verurteilte. St.

Von der Milz glaubt man vielfach noch heute, daß der, welcher ein Schnellläufer werden wolle, auf ihre Entfernung bedacht sein müsse, denn sie allein sei es, welche den Menschen im schnellen und dauernden Laufe behindere.

Wenn auch die Bedeutung der Milz für die Tätigkeit des Organismus noch nicht ganz aufgeklärt ist und nur so viel als sicher erscheint, daß sie in enger Beziehung zur Blutreinigung steht und deshalb nicht unentbehrlich sein dürfte, so liegen doch aus dem Altertum Berichte vor, welche melden, daß von drei Männern, deren Milz mit einem Glüheisen zerstört wurde, nachdem ein Einschnitt in die Seite gemacht worden war, zwei mit dem Leben davonsamen.

Im siebzehnten Jahrhundert gehörte die Entmilzung nicht zu den seltenen Operationen, jedoch ward dabei die Milz in Wirklichkeit nicht zerstört oder entfernt, weil eine Öffnung des Körpers nicht

stattfind, sondern der Vorgang war mehr äußerlicher Natur. Zu diesem Zwecke hielt man auf die Milzgegend ein hölzernes Messer, auf welches mit einem Hammer ein kräftiger Schlag geführt wurde. Durch diesen Schlag, so glaubte man, würde die Milz abgesprengt, so daß hierauf nur noch nötig sei, den so behandelten Personen solche Arzneien einzugeben, welche die abgestoßene Milz auflösten und fortführten. Die Athleten und die Läufer tranken zur Zerstörung der Milz einen Absud von Schachtelhalm, nachdem sie einige Zeit gehungert hatten.

Es bedarf keiner Beweise, daß weder bei der Gewaltprozedur mit dem hölzernen Messer noch durch die Kräutertränke die Milz wirklich beseitigt wurde, denn dieses Organ liegt linksseitig fest eingebettet im Körper, benachbart von den Eingeweiden, das heißt unter dem Zwerchfell, und kann höchstens in einen krankhaften Zustand versetzt worden sein, wenn man ihr von außen Schläge versetzte.

Im gewöhnlichen Leben, wenn der Mensch gesund ist, macht die Milz sich nicht bemerklich; bei Fiebern jedoch, namentlich bei Malaria und Typhus, schwillt die Milz oft beträchtlich an. Nach heftigen, ungewohnten Leibesübungen, nach raschem, anstrengendem Laufe fühlt man mitunter in der linken Seite einen lebhaften, stechenden Schmerz. Auch nach einem übermäßigen Lachanfall wird zuweilen ein heftiger Stich in der Milzgegend empfunden. Aus diesen beiden Wahrnehmungen leiteten die Ärzte zwei Schlüsse ab. Der erste war, daß die Milz dem Läufer hinderlich sei, da sie durch Schmerz das Ende seiner Bewegung notwendig mache, und der zweite Schluß bestand in der Folgerung, daß wenn die Milz beim heftigen Lachen schmerze, sie sich überanstrengte und sie deshalb der Sitz des Lachens und der Fröhlichkeit sei. Traurige Leute nannte man damals milzsüchtig, und man glaubte, die Hypochondrie, welche wir heute als ein Nervenleiden auffassen, habe ihren Grund in der Verstimmung der Milz. Konrad v. Meyenberg schrieb im Jahre 1337: „Es sind etliche Leute, die wähnen, daß sich des Menschen Lachen mehre nach dem Wachsen der Milz und mindere nach ihrer Abnahme.“ Die bekannte, den Engländern eigentümliche Krankheit, welche Spleen genannt wird, hat ihren Namen von der Milz, die griechisch und lateinisch „Splen“ heißt.

E. T.

Ein Kriegsgericht unter Friedrich dem Großen. — Der Dichter Karl Immermann erzählt aus dem Leben seines Vaters, welcher Auditeur bei dem General Salbern war, folgenden charakteristischen Zug:

Ein Soldat war, von seinem unmenschlichen Hauptmann über alles Ertragen hinaus gereizt, gegen diesen tötlich geworden. Der Tod schien ihm sonach gewiß zu sein. Mein Vater aber mußte es mittels einer zu aller Herzen sprechenden Beweisführung dahin zu bringen, daß der Missetäter in dem Momente des Verbrechens für nicht mehr Herr seiner Sinne gehalten wurde. Das Kriegsgericht sprach den Soldaten frei. Als mein Vater dem General das Urteil überbrachte, sah dieser ihn mit großen Augen an und fragte ihn, ob er etwa selbst den Kopf verloren habe; ein solches Erkenntnis könne er nicht auf sich nehmen. Mein Vater erwiderte, daß er in Eid und Pflicht stehe und seine Schuldigkeit getan zu haben glaube. Salbern schickte darauf das Urteil wirklich an König Friedrich ein, verhoffte aber selbst wenig. Die Sache war in der That keine Kleinigkeit, denn bei Vergehen gegen die Disziplin verstand Friedrich keinen Scherz. Aber alles nahm eine günstige Wendung. Der König bestätigte wider Erwarten das Urteil und fügte ihm eine seiner wunderbaren Randverfügungen bei, indem er schrieb: „Vor diesesmal möge es passieren; Salbern sol aber darauf acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr solcherweise überschnappen.“

C. L.

Zurückgewiesene Vermögen. — So seltsam es klingen mag, so gibt es doch Leute, die große Vermögen aus inneren Gründen zurückgewiesen haben, und man kann daraus wohl schließen, daß die menschliche Natur doch bei weitem nicht so habgierig ist, wie sie gewöhnlich gemalt wird.

Vor einigen Jahren war Albert B. als Angestellter mit bescheidenem Gehalt in einer Berliner Bank tätig, als ihm angezeigt wurde, daß ihm ein Onkel in Wien, von dem er kaum je etwas gehört, sein fast zwei Millionen Mark betragendes Vermögen hinterlassen habe. Natürlich war der junge Mann sehr erfreut über diesen unerhofften Glücksfall und reiste nach Wien, um sein Erbe zu übernehmen. Als er aber dort erfuhr, daß sein Onkel sein Vermögen hauptsächlich durch Wuchergeschäfte zusammengescharrt hatte,

daß sein Name zum Schimpfwort geworden war, weigerte sich der gewissenhafte Mann entschieden, auch nur einen Heller von dem Vermögen anzunehmen. Kurz entschlossen kehrte er nach Berlin zurück und nahm wieder seinen alten Platz bei der Bank ein.

Ein Bürger von St. Louis, Mister J. Gadschow, erbte im vorigen Jahr einen Grundbesitz im Werte von einer Million Dollars, und obgleich er sein Leben nur sehr schlecht durch den Verkauf von Zeitungen fristete, wies er doch die Erbschaft ohne Bedenken zurück mit der Begründung, er sei nicht der nächste Verwandte des Erblassers. Der Erbe von vier Millionen Mark verkauft heute noch an den Straßenenden Zeitungen und lebt von wenigen Mark die ganze Woche.

Vielleicht das größte Vermögen, das aus inneren Gründen zurückgewiesen wurde, war dasjenige, dem Frederick Charrington, ein bekannter Advokat in London, entsagte. Charrington sollte den auf ihn entfallenden Anteil an der Brauerei seines Vaters, einer der größten Londons, erhalten, dessen Wert man ungefähr auf 25 Millionen Mark schätzte, lehnte aber entschieden ab.

Der Grund seiner Weigerung ist seltsam genug. Er stand gerade vor dem Eingang einer Schenke im Osten Londons, als sich plötzlich die Tür derselben öffnete, und ein betrunkenen Mann heraus und in die Arme einer verhärtet aussehenden Frau stürzte, die ihn geduldig erwartet hatte. Der Trunkenbold schlug die Frau und beschimpfte sie in rohester Weise, ohne daß diese auch nur ein Wort erwiderte. Als die beiden sich entfernt hatten, drehte sich Charrington wieder um und sah zufällig seinen eigenen Namen an dem Wirtshausschild in großen Lettern glänzen. Es war eines der der Brauerei gehörigen Gasthäuser. Der Eindruck, den Charrington von dieser Szene empfangen, war so stark, daß er sich zuschwor, nie mit der väterlichen Brauerei in irgendwelche Verbindung zu treten.

Vor acht Jahren starb in Paris ein sehr bekannter Arzt, der ein Vermögen von über 800,000 Mark hinterließ. Laut Testament sollte das ganze Vermögen einem Neffen zufallen, oder, falls dieser es zurückweisen sollte, erhielten es zu verschiedenen Teilen wohlthätige Stiftungen. Die Absicht des Testators war, eine Tochter, die entgegen seinen Wünschen geheiratet hatte, zu enterben. Der Neffe jedoch wollte nicht das Spielzeug für seines

Onkels Groll abgeben, und obgleich das Vermögen eine arge Versuchung für ihn war, wollte er das Erbe sofort zurückweisen. Erst als ihm die Folgen seiner Weigerung klar gemacht wurden, entschloß er sich, das Vermögen anzunehmen, vermachte es aber sofort seiner Waise, die so grausam von ihrem Vater enterbt worden war.

M. N.

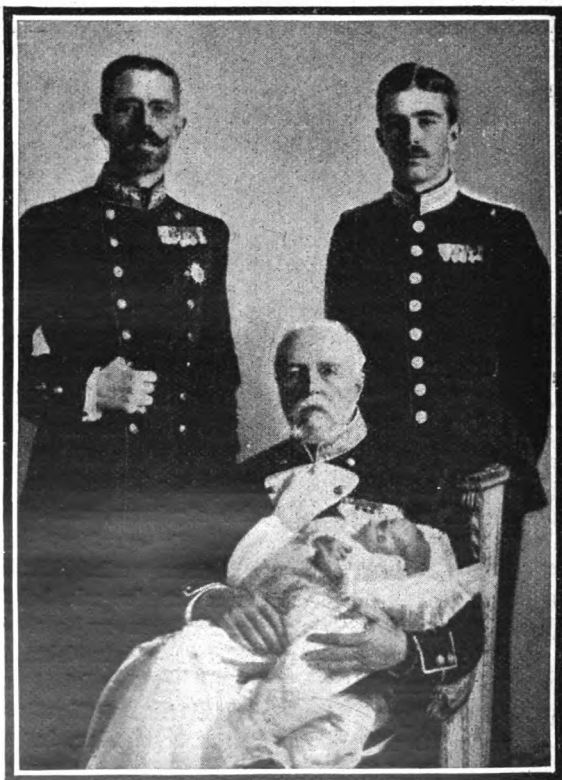
Im Rachen des Tigers. — Der englische Kapitän Pembroke, welcher in Hinterindien in Agra stationiert war, erzählt folgendes: Ich diente früher im 4. Madras-Füsilieregiment, das in Salem garnisoniert. Im Norden Salems ziehen sich die niedrigen, meist mit wilhem Gestrüpp bewachsenen und daher eine vortreffliche Zufluchtsstätte für Tiger darbietenden Vorberge des Schivaraigebirges hin, und hier war es, wo mir als Teilnehmer an einer Tigerjagd folgendes Erlebnis zustieß. Wir hatten gerade eine größere Pause gemacht, um zu frühstücken; der betreffende Platz wurde auf der einen Seite von einem Schwarzholzdickicht eingesäumt. Ich stand von der ganzen Jagdgesellschaft am nächsten dem Dickicht zu, hatte meine Doppelbüchse abgelegt und wollte gerade meinen Dienern Befehle erteilen, als es in dem niedrigen Gehölze rauschte, und im nächsten Moment ein starker Königstiger direkt auf mich zusprang. Die furchtbare Gefahr im Nu erkennend, wollte ich mich rasch zur Seite werfen, aber schon war es zu spät. Ich fühlte, wie die schwere Masse des Tigers auf mich niedersank, das heisere Wutgebrüll der Bestie scholl mir vereint mit dem Geschrei entsetzter Menschen noch in die Ohren, und dann umfing meine Sinne eine Ohnmacht.

Beinigende Schmerzen brachten mich wieder zur Besinnung, hiermit aber auch zum vollen Erkennen meiner schrecklichen Lage. Denn der Tiger trug mich in seinem geifernden Rachen mitten durch das dichte Unterholz und die sich dazwischen schiebenden Grasschlingeln fort, offenbar seinem Lager entgegen. Seine scharfen Zähne hatten tiefe Risse nicht nur in meine Brust, sondern auch in die Oberschenkel gegraben, und bei jeder Vorwärtsbewegung des Tieres empfand ich neue Schmerzen. Gerade diese körperliche Pein gab mir meine volle Kaltblütigkeit und Entschlossenheit wieder; ich sah ein, daß ich mich auf irgend eine Weise von meinem grimmigen Feinde befreien mußte, wenn ich nicht elend untergehen wollte.

Der Tiger hielt mich so an der Brust gepackt, daß mein Kopf und der rechte Arm nach der linken Seite der Bestie zu lagen, und zwar fühlte ich mich mit dem Kopfe so nahe an das Untier gepreßt, daß ich wie in einen Schraubstock eingeklammert zu sein schien. Aber meinen Arm konnte ich wenigstens bewegen, und diesen Zustand nützte ich in Verbindung mit einem anderen aus. Ich trug nämlich an jenem Tage einen starken Gürtel um den Leib geschnallt, und an der rechten Seite des Gürtels hatte ich zwei einläufige Jagdpistolen stecken, allerdings gegen Jägerbrauch. Aber gerade diese Abweichung von einer alten Regel sollte mir zur Rettung werden, denn in meiner Verzweiflung griff ich mit der freien Rechten nach dem mir zunächst in die Hand kommenden Pistol, zog es aus dem Gürtel heraus, spannte den Hahn und feuerte nun die kleine Schießwaffe nach der Herzgegend des Tieres ab. Aber ich fehlte offenbar, denn das einzige Resultat des allerdings unter höchst ungünstigen Umständen abgegebenen Schusses bestand darin, daß der Tiger ein zorniges Anurten ausstieß und sich mit mir rascher durch das Gebüsch hindurcharbeitete, dessen dornige Ranken mich schmerzhaft genug im Gesicht und an den Händen verwundeten. Jetzt blieb mir nichts mehr übrig, als auch das zweite Pistol, welches ich glücklicherweise ebenfalls rasch erfassen konnte, auf meinen entsetzlichen Feind abzufeuern, nur daß ich der Waffe eine erhöhte Richtung gab. Ein gewaltiges Zucken im Körper des Tigers verbunden mit einem markerschütternden Wut- und Schmerzensgebrüll der Bestie bewiesen mir, daß der zweite Schuß eine bessere Wirkung gehabt haben mußte als der erste, aber eine nochmalige Ohnmacht überfiel mich in diesem Moment. Nach meinem Wiedererwachen aus derselben sah ich mich im Kreise der Jagdgenossen, welche den Spuren des Tigers nachgefolgt waren und mich neben dem verendeten Tiere, das von meiner zweiten Kugel direkt ins Herz getroffen worden war, aufgefunden hatten. Eine schwere Krankheit, veranlaßt durch die Wunden und die Aufregungen des Ereignisses, war für mich die Folge des seltsamen Abenteuers, das unauslöschlich in meiner Seele haften bleiben wird. C. L.

König Oskar von Schweden als Urgroßvater. — Für die Einbuße an Herrschermacht, die König Oskar II. von Schweden

durch die Losfagung Norwegens von Schweden in seinem hohen Alter erleiden mußte, entschädigt ihn reiches Familienglück. Der geistig so hochstehende Fürst, der am 21. Januar 1829 zur Welt



König Oskar von Schweden als Urgroßvater.

kam, sich am 6. Juni 1857 mit der Prinzessin Sophie von Nassau, die ihm vier Söhne geboren hat, vermählte, daher jetzt seine goldene Hochzeit feierte, und am 18. September 1872 zur Regierung gelangte, erfreut sich bei uns in Deutschland besonderer

Sympathien, denn er war in kritischen Zeiten ein treuer Verbündeter Kaiser Wilhelms I., und dieses Freundschaftsverhältnis wurde durch die Ehe des Kronprinzen von Schweden mit der Prinzessin Viktoria von Baden, einer Enkelin Kaiser Wilhelms I., besiegelt. Unser Bild zeigt den greisen, auch als Dichter hervorragenden König mit dem kleinen Urenkel auf dem Schoße. Links vom König steht der Kronprinz von Schweden, rechts der Enkel, aus dessen Ehe mit Prinzessin Margareta von Connaught der jüngste Sprößling des nordischen Königshauses stammt. Das Bild vereinigt vier Generationen. Der König ist jetzt 73 Jahre alt, der Kronprinz 49, der Enkel 25, der Urenkel steht noch im ersten Lebensjahre.

J. P.

Treffende Antwort. — Nach dem zweiten Pariser Frieden war in Paris eine russische Dame bei dem Minister v. Talleyrand zu einem Festessen eingeladen. Ein Zufall veranlaßte es, daß sie zu spät kam. Einer der Gäste, über das Warten ärgerlich, sagte in griechischer Sprache zu seinem Nachbar: „Wenn eine Dame weder jung noch schön ist, so sollte sie niemals auf sich warten lassen!“

Rasch wandte sich die Dame um und antwortete in derselben Sprache: „Wenn eine Dame das Unglück hat, mit unhöflichen Leuten zusammen zu speisen, so kommt sie immer noch früh genug!“

Dr. W.

Die Völker als Broteßer. — Wie viel Brot die einzelnen Völker im Jahre verzehren, hat der Statistiker Sunberg berechnet. Danach war bis zum Jahre 1880 der Franzose mit einem Verbrauche von je 253 Kilogramm der größte Broteßer; dann folgten der Däne mit 256, der Belgier mit 240, der Deutsche mit 211, der Schweizer mit 205, der Holländer mit 201, der Russe mit 173, der Österreicher mit 155 Kilogramm und so weiter. Am wenigsten aß der Portugiese, nämlich nur 107 Kilogramm jährlich.

Jetzt hat sich nun der Geschmack oder der Wohlstand, oder wovon die Höhe des Brotgenusses sonst abhängen mag, wesentlich geändert. Zurzeit nämlich steht der Brotverbrauch in Dänemark am höchsten mit 287 Kilogramm für Jahr und Kopf; an zweiter Stelle steht Belgien mit 274, Frankreich aber mit 254 Kilogramm nunmehr erst an dritter. Der Deutsche ist jährlich 230 Kilogramm und hat damit den vierten Platz; ihm folgt der Schweizer mit

212 Kilogramm. Im allgemeinen also wird weit mehr Brot gegessen als früher, was bei den so enorm steigenden Fleischpreisen auch kein Wunder ist. D. v. B.

Ein gefährlicher Eid. — Der als Präsident des höchsten Gerichtshofes zu M. verstorbene Doktor v. Zeitgeb war im Anfang seiner Laufbahn Landrichter in einem Gebirgsstädtchen. In einem Prozeß sollte er einen Bauern vereidigen, war aber überzeugt, daß dieser einen Meineid schwören werde, und suchte daher den Bauern vergeblich durch Vorstellungen von himmlischer und irdischer Gerechtigkeit davon abzubringen. Als der Bauer aber durchaus nicht von der Eidesleistung abstehe will, ruft er dem Gerichtsdienner zu: „Mcher, machen Sie das Fenster auf!“

Der erstaunte Gerichtsdienner zögert und sagt: „Aber ich bitte, Herr Landrichter, bei diesem Wind!“

„Das macht nichts,“ sagt der Landrichter, „denn wenn der alte Michelbauer jetzt einen Meineid schwört, so holt ihn sogleich der Teufel. Glauben Sie, daß ich mir hier die Fenster zertrümmern lasse, wenn der Teufel hindurchfährt und den meineidigen Kerl holt?“

„Herr Landrichter, i schwör' lieber nit!“ rief entsetzt der Bauer und machte sich flugs aus dem Staube. E. T.

Weiße Haare. — Nicht ohne Grund betrübt sich der Mensch und vor allen Dingen das weibliche Geschlecht beim Erscheinen der ersten weißen Haare. Sie gelten ihm als Zeichen des Alters, verkünden ihm den Anfang vom Ende. Der ob seiner Studien über das Altern weltbekannte Forscher Metschnikoff hat den Vorgang des Abbleichens der Haare in den Bereich seiner Beobachtungen gezogen und in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris im Hinblick auf die winterliche Bleichung der Federn und des Fells gewisser Tiere manches Interessante gesagt.

Lange Zeit hindurch glaubte man, daß die Haare weiß würden, indem Luft in ihre Marktröhre, den feinen, die Haare durchziehenden Kanal, eindringe, nachdem die farbgebenden winzigen Körnchen durch Zusammenziehung verschwunden seien. Es scheint jedoch, daß dem nicht so ist, und daß der Vorgang ein anderer und wesentlich einfacherer sei. Daß die Abwesenheit des Farbstoffes den Unterschied der weißen zu den noch nicht weiß gewordenen dar-

stelle, ist eine Ansicht, die als hinfällig angesehen werden darf. Man braucht nur die häufigen Fälle schnellen Farbwechsels der Haare ins Auge zu fassen, um dies zu verstehen. In kürzester Zeit, nach einer heftigen Seelenerschütterung, haben viele Personen ihre Haare oder ihren Bart weiß werden gesehen.

Gemäß den Forschungen des Doktors Metschnikoff bestehen in der Marktröhre der Haare einige Zellen, die durch Beeinflussung gewisser, noch unbekannter Anreize plötzlich die ihnen benachbarten Farbkörnchen mittels ihrer protoplasmischen Anhängel, die ihnen als Fangarme dienen, an sich ziehen und sich einverleiben. Darauf schaffen sie sie in die benachbarte Haut, oder sie werfen sie als Ausscheidung nach außen. Darum sieht man auf der Haut nahe den Haaren, die ihre Farbe zu wechseln beginnen, eine große Anzahl von Pigmentzellen, das heißt farbgebenden Körpern, deren Gegenwart zuvor nicht bemerkt worden war.

In der Haut wandeln also die Chromophagen, das heißt farbeverteilenden Zellen, wie sie die Wissenschaft geheißen hat, den Haarfarbstoff um. Einige gelangen nicht bis zur benachbarten Haut, sondern schaffen die zur Färbung des Haares nötigen Körnchen hinaus, indem sie die Außenschicht des Haares passieren.

Seit 1866 hatte schon der Naturforscher Vittorio Fazio bei einem Vogel, der in seinem ersten Frühjahr weiß wird, ohne die Federn zu wechseln, beobachtet, daß sich ein braunes Pulver auf der Außenseite der entfärbten Federn befände und zwar eine dichtere, deutlichere Schicht dort, wo die Entfärbung bereits weiter vorgerückt war. Um die Ursachen festzustellen, welche diese Erscheinung der Entfärbung regeln, hat sich Doktor Metschnikoff mit der Erforschung der Wesenheit des Winterfarbwechsels der Tiere beschäftigt. Alle Welt weiß, daß während der kalten Jahreszeit gewisse Säugetiere und Vögel weiß werden. Bei allen Tieren, die dem genannten Forscher zum Studium dienten, hat er in den Haaren und Federn stets die Anwesenheit von großen Zellen voller Farbstoff festzustellen vermocht, die nach ihrem Aufbau und in ihrem Wirken den farbeverteilenden Zellen gleichen, welche wir bei uns in den Haaren beobachten, die ihre Farbe zu verlieren beginnen.

Die Empfindlichkeit und Beweglichkeit der farbebildenden Organe und die Regsamkeit der Gegner, der farbeverteilenden

Zellen, sind also die Dinge, in deren Zusammenspiel sich jene für viele so unangenehme Erscheinung der Haarbleiche ergibt. An dem Tage, da es gelingt, die Lebhaftigkeit jener Zellen zu zügeln, die auf den Gang der Farbstoffe ausziehen, ist auch das Geheimnis bloßgelegt, dem Weißwerden der Haare aus dem Wege zu gehen, und an jenem Tage können die Verfertiger der Haarfärbemittel ihre Läden zusperren. E. P.

Ein richtiger Gouffaut. — Unter dem König Ludwig XIV. hatte ein gewisser Gouffaut, welcher Präsident der Rechnungskammer war, sich durch die Beschränktheit seines Geistes eine Art von Ruf erworben. Eines Tages stellte er in einer Gesellschaft, wo Piquet gespielt wurde, sich hinter den Stuhl eines Spielers. Dieser machte zufällig einen Fehler im Spiel und rief ärgerlich aus: „Ich bin doch ein richtiger Gouffaut.“

„Herr,“ entgegnete ihm der Präsident, zornig darüber, daß sein Name also gebraucht wurde, „Sie sind ein Dummkopf!“

Kaltblütig drehte sich der Spieler um und sagte: „Sie haben ganz recht, denn eben daselbe wollte ich damit sagen.“ Dr. W.

Redliche Tiere. — Unter den Vögeln neigen besonders zu Neckereien die Ibis. Werden sie, wie in zoologischen Gärten, mit anderen Vögeln zusammen gehalten, so bündeln sie gern mit Flamingos an. Schläft der Flamingo, den Kopf in den Federn verbergend, so schleicht sich bald an ihn der Ibis heran und pickt so lange an den Schwimmhäuten des Schlafers herum, bis dieser aus seinem Nickerchen auffährt. Erschreckt äugt er nach dem übermütigen Plagegeist, sucht sich ein anderes Ruheplätzchen und verfällt von neuem in den süßen Schlummer. Dann ist aber auch der Ibis wieder zur Stelle und treibt abermals mit dem Dahindämmernden seinen Schabernack.

Recht necklustig sind auch die Nachtreiher. Sitzen mehrere Männchen zusammen auf einem Ast, so dauert es nicht lange, bis das eine seinen Nachbar in die Ständer oder die Beine zwickt. Dieser versucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und nun bemühen sich beide, sich von dem Ast herunterzudrängen. Man sperrt zwar die Schnäbel auf, schreit sich an, sträubt die Scheitel- und Genidfedern, berührt sich aber kaum, sondern ist sogleich beruhigt, wenn endlich die eine Partei das Gleichgewicht verliert.

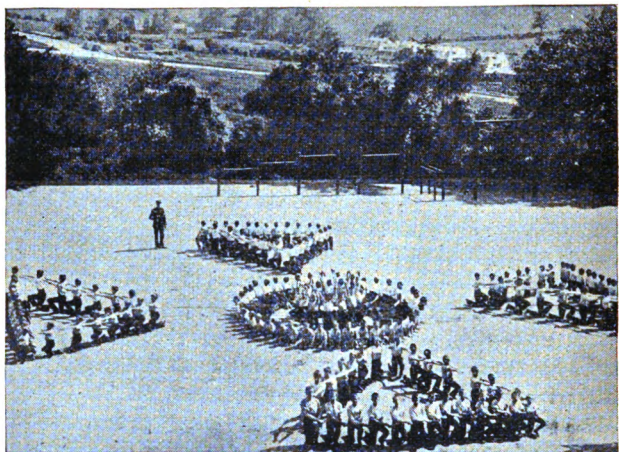
Auch junge Pferde, die auf der Weide gehalten werden, lieben das Necken. Naht sich ihnen ein Wanderer, dann kommen sie herangaloppiert, betrachten ihn genau, sprengen auf ihn ein, feuern hinten aus, traben zurück, stürmen wieder auf die fremde Erscheinung ein, bäumen sich vor ihr, umkreisen sie fröhlich wiehernnd und springen endlich übermütig davon.

Ebenfalls neckisch veranlagt ist das Wiesel. Nördlinger beobachtete eine Neckerei zwischen einem Wiesel und einer Krähe. Das Wiesel hatte seinen Zufluchtsort in einem Straßengraben. Mit Blizeschnelle fuhr es heraus, raschelte durch das welke Laub und stieß auf die Krähe vor. Es zwang diese, sich etwas über den Boden zu erheben, und führte nun, sich wie ein Fisch auf dem Lande hin und her werfend, die gewandtesten und tollsten Sprünge aus, bei denen ebenso oft der weißgelbe Bauch als der braune Rücken zum Vorschein kam. Dann kehrte es wieder zu dem Graben zurück, jedoch nur, um sogleich wieder den Vorderleib herauszustrecken und auf dem Tummelplatz zu erscheinen. Die Krähe ging offenbar auf diese Neckerei ein, denn sie hüpfte zwar gelegentlich gegen das Wiesel vor, unternahm aber keinen irgendwie ernsthaften Angriff.

Auf Neckereien im höchsten Grade verfallen sind die Affen. Bennett brachte einen Siamang, der der größte und plumpste unter den Gibbons ist, von Indien mit. Auf dem Schiff befanden sich noch andere Affen, die aber den Siamang möglichst mieden. Dafür erkor er sie sich zu Opfern seiner Necklust. Sobald er nur immer konnte, ergriff er einen der anderen Affen und trieb mit dessen Schwanz Unfug. Er zog den armen Gesellen oft über das ganze Schiff hin und her oder trug ihn an einer Rahe empor und ließ ihn von dort kaltblütig herabfallen.

Lh. S.

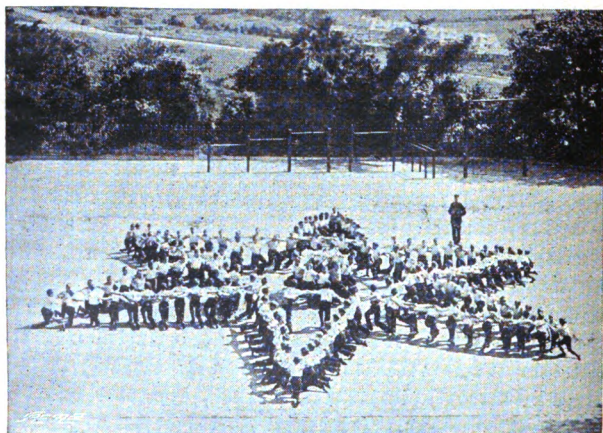
Gruppenturnen in Figuren. — Das Formieren von Figuren kennt auch das militärische Exerzieren von alters her. Die deutsche Turnkunst hat schon unter Fahn im Reigen- und Riegenturnen ästhetische Wirkungen bei solchen Aufzügen und Aufstellungen erstrebt. Unsere beiden Abbildungen stammen aus England, wo das Turnen immer mehr in Aufnahme kommt, und zwar aus der Waisenanstalt Reedham. Der dortige Turnlehrer hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine größere Mannigfaltigkeit in das Freiturnen



Rusell & Sons, London.

Gruppenturnen in Figuren: Das Malteserkreuz.

zu bringen durch die Neubelebung des Gruppenturnens in Figuren. Es ist nicht bloß Spielerei zu Schaustellungszwecken, was da in



Rusell & Sons, London.

Gruppenturnen in Figuren: Der Stern.

Szene tritt. Zu einer tadellosen Vorführung sowohl des Malteserkreuzes wie des Sterns gehört eine außerordentliche Genauigkeit und Aufmerksamkeit von seiten jedes einzelnen Mitwirkenden und ein ausgezeichnete Exerziermeister. Mit einer gutgeschulten Turnerschar lassen sich aber auch sehr gefällige und imposante Wirkungen mit dem nötigen Aufwand von Ausdauer und Geschicklichkeit auf diese Weise erzielen. B. S.

Wirkung der Einbildungskraft. — Ein dänischer Arzt, Doktor Beddoe, der Leiter eines berühmten Hospitals, gab sich der Hoffnung hin, Lähmungen durch Einatmung von salpetriger Säure kurieren zu können. Die Begeisterung, mit der er sich gegen einen Kranken, der an Lähmung der Zungenbänder litt, darüber äußerte, erfüllte diesen mit frohem Zutrauen zu der neuen Heilmethode, und er wünschte danach behandelt zu werden. Dem Erfinder des Verfahrens lag viel daran, daß einer seiner Unterärzte die Inhalation leite, um ihn desto gewisser von ihrer Wirksamkeit zu überzeugen, und er übergab den erwartungsvollen Patienten dem Doktor Davy zur Durchführung der Kur.

Dieser legte zuerst ein Fieberthermometer dem Gelähmten unter die Zunge, weil er feststellen wollte, ob die Körpertemperatur durch die Einatmung des Gases gesteigert werde. Der kranke Mann aber war der Meinung, dies Einlegen des Thermometers sei bereits die Kur. Nach ganz kurzer Zeit gab er zu verstehen, daß sein Zustand sich zu bessern anfangen. Das frappierte den Arzt nicht wenig, und das Verlangen stieg in ihm auf, sich zu überzeugen, wie weit die Einbildungskraft diesen Mann beeinflussen könne.

„Das freut mich,“ sagte er zu ihm, „für heute ist es aber auch genug. Morgen wollen wir in der Kur fortfahren.“

Am anderen Tage legte er ihm, nach vorheriger Verständigung mit Doktor Beddoe, das Thermometer in derselben Weise unter die Zunge, und der Kranke konnte sich schon bedeutend besser verständlich machen, indem er erklärte, er fühle sich heute noch weit besser.

Vierzehn Tage wurde diese wunderliche Kur fortgesetzt, vierzehn Tage wurde dem hoffnungsfreudigen Manne einfach das Fieberthermometer unter die Zunge gelegt; dann konnte er als geheilt entlassen werden. Die bloße Einbildungskraft hatte ihn kuriert.

Doktor Beddoe mußte die Wirksamkeit der salpetrigen Säure an einem anderen Patienten erproben. Die Probe fiel aber leider nicht so günstig aus wie im ersten Falle. C. D.

Die erste Aufführung des „Barbier von Sevilla“ schildert der Komponist Rossini selbst folgendermaßen: „Meine Oper wurde in Rom am ersten Abend unbarmherzig ausgepiffen. Aber nur eine Reihe von Zufälligkeiten trug zu dem großen Fiasko bei. Gleich nach der Overtüre erschien eine Kage auf der Bühne, welche man nur nach großen Anstrengungen verjagen konnte. Das war das Signal zu einem fürchterlichen Lärm, der während des ganzen ersten Aktes anhielt. Endlich fiel der Vorhang, und die Oper wurde nicht zu Ende gespielt. Obwohl sie nun durchgefallen war, war ich doch ruhig und gefaßt. Ich erkannte die Ungerechtigkeit des Publikums, welches in seinem einmal gefaßten Vorurteil nicht einen einzigen Takt meiner Musik ruhig angehört hatte. Am nächsten Morgen bat ich den Theaterdirektor, mich von der Verpflichtung, noch zwei Abende meine Oper selbst zu leiten, entheben zu wollen. Am Abend blieb ich zu Hause. Ich wollte mich zerstreuen, wollte schreiben, wollte lesen, konnte meine Gedanken aber nicht sammeln. Ich nahm meine Uhr in die Hand und sang in Gedanken meine Overtüre und den ganzen ersten Akt durch. Plötzlich rief mich ein ungewöhnlicher Lärm ans Fenster, ich sah Tausende von Menschen mit Fackeln sich meiner Wohnung nähern, und ehe ich recht zur Besinnung kommen konnte, packten mich kräftige Hände, und unter enthusiastischen Rufen trug man mich im Triumph in das Theater, damit ich den „Barbier“ nach dem bereits beendeten ersten Akt weiterleitete. C. L.

Die Spießboote des Mississippi. — Im Süden und Südwesten der Vereinigten Staaten sind die Spießboote zu Hause, nicht nur auf dem „Vater der Ströme“, sondern auch auf anderen Flüssen, die zwar weniger bekannt, aber doch für den Handel des Südens von Bedeutung sind. Der „Spieß“ (snag), das heißt ein mit dem Wurzelgeflecht im Schlamm verankerter und mit der Spitze in der Strömungsrichtung schwebender Baumstamm, ist die größte Plage und eine ernste Gefahr auf den Wasserstraßen des Mississippigebietes. Dort herrschen eben, trotz mancher dankenswerten Verbesserungen der Neuzeit, doch noch in anderen Beziehungen Zu-

stände, wie sie auf dem Rhein, der Elbe und Donau im Mittelalter zu finden waren. Was an Steinen, versunkenen Stämmen, Wurzeln und so weiter auf dem Grunde des Wassers lag, das lag da nun einmal, und man fand sich durch Beilen und vorausgeschickte Steuerleute damit ab, so gut es eben ging. Was aber bei dem Schneckenverkehr verflossener Jahrhunderte verhältnismäßig harmlos war, das kann nimmermehr gut gehen bei der modernen Dampfschiffahrt, und so fallen jahraus, jahrein zahlreiche Schiffe den Snags zum Opfer, die ihre Böden durchlöchern, ihre Räder zertümmern oder andere schwere Havarien verursachen.

Die zum größten Teil noch unregulierten Ströme überfluten alljährlich im Frühling riesige Waldgebiete und führen von dort Hunderte von entwurzelten Bäumen mit sich stromab, von denen wohl die meisten unschädlich forttreiben, einige aber sich verfangen und mit dem Wurzelgeflecht so fest in den Sand und Schlamm einbetten, daß sie wie Spieße stehen bleiben.

Zur Beseitigung dieser Hindernisse sind die Spießboote erfunden, und ihr Handwerkzeug ist so eigentümlich, wie es ihre Aufgabe ist. Haben doch die Snags mitunter anderthalb Meter Durchmesser, zehn bis fünfzehn Meter Länge und einen Wurzelknorren von fünf bis sechs Meter Durchmesser, der noch dazu so fest ins Strombett eingewühlt ist, daß Taucher hinabgeschickt werden müssen, um ihn auszugraben.

Eines der größten und bestausgerüsteten Spießboote ist der „Macomb“, der die Wasserstraßen im Schiffsfahrtsbezirk von St. Louis reinzuhalten hat. Ein mächtiges eisernes Fahrzeug von 56 Meter Länge und 20 Meter Breite ohne die Radkästen, hat der „Macomb“ 1100 Tonnen Wasserverdrängung, taucht aber trotzdem nur 1,25 Meter tief ins Wasser. Das Borderteil des Schiffes läuft in zwei lange, schmale Brücken oder Spitzen aus, zwischen denen eine Rinne oder ein Kanal frei ist. Auf jeder Brücke steht das Gerüst eines hohen, weit ausgreifenden Kranes, ein dritter Kran ruht vorn an der Spitze auf beiden Brücken zugleich und spreizt sich über die Wasserrinne hinweg. Diese Krane, verbunden mit riesigen Ketten und Windemaschinen von kolossaler Stärke, haben die Snags aus dem Schlamm emporzuziehen.

Oft aber geht das nicht ohne weiteres, sondern die im Flußbette

gleichsam verankerten Stämme müssen erst gelockert werden. Dazu hat das Spießboot vorn eine Art von eisernem Rammbug, mit welchem es unter voller Arbeit der Antriebsmaschinen den feststehenden Baum zurückzudrängen sucht. Gelingt das nicht, so werden Kreispumpen mit langen Rohrleitungen in Tätigkeit gesetzt, um den Schlamm und Sand rings um die Wurzeln fortzuspülen, oder wenn auch damit noch nicht geholfen werden kann, so müssen die Taucher hinunter, um den Wurzelstock auszugraben oder einzelne zu tief eingeschlammte Wurzeln abzuhacken. Ist aber das alles erfolglos, so hilft mit Sicherheit das Dynamit. Ein Loch unter den festgewurzelten Snag, eine kräftige Mine hinein, das Schiff zurückgezogen und die Ladung entzündet — das legt den Weg rasch und sicher frei.

Die meisten Stämme aber werden doch ganz herausgezogen, denn die Winden des „Macombs“ verfügen über eine Hebkraft von 4000 Zentner, und sein Rammbug sogar über den vierfachen Druck. Damit läßt sich schon manche schwere Verwicklung lösen. Zuweilen bringt sogar die Kette zwei große Stämme zugleich herauf, die mit den Wurzeln so eng verflochten und von Lehm und Schlamm so dicht eingehüllt sind, daß sie sich überhaupt nicht voneinander trennen lassen und gemeinschaftlich behandelt werden müssen.

Die weitere Behandlung besteht zunächst darin, daß die hochgehobenen Spieße der Länge nach auf ein paar drehbare Wellen gelegt werden, die die beiden Hälften des Vorderschiffes verbinden. Hier liegt der Baum unmittelbar über dem Wasser und wird nun mit Dampfsägen in kürzere Enden geschnitten, die alsbald ins Wasser zurückfallen und keinen Schaden mehr anrichten können. Das Wurzelwerk wird unmittelbar am Stamm abgesägt und mag dann untergehen oder weiterrutschen, denn zum Unheilstifter ist es nicht mehr geeignet, sobald der gefährliche, nach oben gerichtete Schaft fehlt.

Diese Fahrzeuge haben sich auf den amerikanischen Flüssen so unentbehrlich gemacht wie auf unseren deutschen die Bagger, sie sind unaufhörlich unterwegs und werden der so lange gefürchteten Spießgefahr im Mississippi- und Ohiogebiete allmählich mit Sicherheit ein Ende bereiten.

B.

Auf Umwegen. — Eine Petersburger Zeitung unterhielt in London eine ständige Berichterstatterin, die sich schon bei mehr als einer Gelegenheit glänzend bewährt hatte. Eines späten Abends ging der Dame eine Neuigkeit zu, die so wichtig war, daß sie sie ihrem Blatte noch in der vorgerückten Abendstunde telegraphieren wollte. Sie eilte noch einmal in ihre kaum verlassenen Redaktionsräume zurück, fand aber das Haus bereits verschlossen. Nur hoch oben im Zimmer des Telegraphisten war noch Licht; er hatte wohl noch geraume Zeit zu tun, ehe er auf der hierfür gemieteten Leitung alles nach der Redaktion in St. Petersburg depešiert hatte, was an Stoff vorlag. Sonst aber war das ganze Haus wie ausgestorben. Der Portier war augenscheinlich ausgegangen, denn kein Klingeln führte ihn herbei, und hinauf in den vierten Stock, wo der Telegraphist arbeitete, führte kein Klingelzug. Was sollte sie beginnen? Konnte sie ihre interessante Neuigkeit nicht noch heute ihrem Blatte zukommen lassen, so hatte sie ganz und gar keinen Wert mehr.

Da kam ihr ein leuchtender Gedanke. Sie sprang in eine Droschke und fuhr nach dem Londoner Hauptpostamt, in welchem die ganze Nacht hindurch Telegramme aufgenommen und befördert werden. Von hier aus drahtete sie ihrer Redaktion nach St. Petersburg, sie möge doch dem Telegraphisten in der Londoner Filiale durch den Draht den Auftrag geben, er solle hinuntergehen und ihr die Türe öffnen, damit sie noch eine wichtige Nachricht senden könne.

Ihrem Verlangen wurde Folge geleistet, der Redaktionstelegraphist schloß ihr schon nach kaum einer halben Stunde Wartens das Haus auf, und sie machte den Bericht drahtfertig, der dann noch die Reise nach Petersburg antrat. C. D.

Die Zichorie und der Löwenzahn als Gemüsepflanzen. — Zichorie und Löwenzahn — bei Nennung dieser Namen denkt mancher Leser an das Unkraut, welches draußen auf dem Felde und auf Wiesen wächst. Daß aber beide Pflanzen einen in England, Holland und Frankreich sehr geschätzten Salat abgeben, dürfte vielen noch nicht bekannt sein. Die Zichorie, im Garten herangezogen, verlangt einen tief gelockerten, frisch gedüngten, vorzugsweise lehmigen Sandboden in erster Tracht. Der Same wird im April reihenweise mit 25 Zentimeter Abstand ausgesät und später in den Reihen

auf 10 bis 15 Zentimeter Entfernung gelichtet. Die Beete werden gelockert, und die Pflanzen behäufelt. Ende Oktober werden die Wurzeln aus der Erde genommen, die Blätter bis auf 5 Zentimeter abgeschnitten, im Keller eingeschlagen und mit Erde bedeckt. Hier treiben die Wurzeln bald aus und bilden infolge des Lichtabschlusses junge gelbe Triebe, die als Salat benutzt werden. Die empfehlenswerteste Sorte ist die Brüsseler oder Wittloof-Zichorie.



Brüsseler Zichorie.

Den Samen des Löwenzahns bringt man im Frühjahr auf ein Anzuchtbeet, versetzt die jungen Pflänzchen im Juni auf Entfernung von 30 Zentimeter und befördert die Entwicklung durch fleißiges Begießen und Behacken. Im September behäufelt man die Pflanzen 10 Zentimeter hoch mit Sand so, daß das Herz frei bleibt, und zwar wird dies dadurch bewirkt, daß man die Blätter leicht zusammenfaßt, jedoch ohne sie fest zu binden. Fangen dann die Pflanzen zu treiben an, so wird die Erdschicht bis 15 Zentimeter erhöht; die Blätter werden auf diese Weise gebleicht, und sobald sie über der erhöhten Erdschicht erscheinen, etwas über dem Wurzelhals abgeschnitten. Der sonst bittere Geschmack geht durch die Bleiche verloren. Man deckt mit Eintritt des Frostwetters das Ganze mit Laub oder Reisig zu. Um den ganzen Winter Salat zu haben, nimmt man die Pflanzen im Herbst heraus, schlägt sie im Keller in Sand ein. Hin und wieder begießt man, und man kann infolge des Lichtabschlusses die längsten Triebe vom Januar an ernten. — dt.

Die Optik als Liebesvermittler. — Der berühmte englische Naturforscher und Astronom Sir George Airy war ein grundgelehrter Mann, ein scharfsinniger Beobachter der Himmelskörper, ein überaus fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller, im Verkehr mit Menschen aber dermaßen schüchtern, linksch und wortkarg, daß es seinen Freunden die größte Überredung kostete, wenn sie ihn einmal in irgend eine Gesellschaft mitschleppen wollten. Damen gegenüber namentlich steigerte sich seine Unbeholfenheit bis aufs

Äußerste, und die Folge davon war, daß er als Bierziger noch unbeweibt war. Man hatte es bereits aufgegeben, ihn noch in den Hafen der Ehe einlaufen zu sehen.

Da fragte ihn eines Tages sein Arzt Doktor S.: „Ist Ihnen nicht an Fräulein K.s Augen etwas aufgefallen?“

„Mir? Ich habe ihr noch nicht in die Augen gesehen,“ antwortete Alth durchaus der Wahrheit entsprechend.

„Das sollten Sie aber tun,“ erklärte der Doktor. „Ihre Augen haben nämlich die Eigentümlichkeit, die Lichtstrahlen doppelt zu brechen.“

„Ei, das wäre ja ein Problem, das zu lösen sich verlohnte,“ meinte Alth eifrig. „Ob ich wohl wagen dürfte, sie zu besuchen?“

Nie in seinem ganzen Leben war ihm die Idee gekommen, eine Dame zu besuchen; hier aber war sein wissenschaftliches Interesse so lebhaft angeregt, daß all seine Scheu davor entwich.

Der Arzt erklärte ihm, er werde gern empfangen werden, und wirklich ging Alth schon am nächsten Tage hin.

Er wurde auch freundlich aufgenommen, und als er um die Erlaubnis bat, die Augen der jungen Dame untersuchen zu dürfen, wurde sie ihm bereitwillig gewährt. Die Sache war aber nicht so rasch aufzuklären, und er erbat die Vergünstigung, bei hellerem Himmel und mit gewissen Instrumenten die merkwürdigen Augen noch einmal untersuchen zu dürfen. Auch das wurde ihm bewilligt.

Bei dem zweiten Besuch aber wurde ihm das Problem dermaßen interessant, daß ihm war, als müsse er das Studium seines Lebens daraus machen. Er hielt um die Hand des geistreichen, liebenswürdigen, vermögenden Mädchens an, erhielt ihr und ihrer Familie Jawort, und die seltsame Werbung führte zu einer durchaus glücklichen Ehe.

C. D.

Leibpferde. — Jedermann kennt den „Bucephalus“, das Leibpferd Alexanders des Großen, aber auch Julius Cäsar besaß ein berühmtes Leibpferd; es zeichnete sich durch gespaltene Vorderhufe aus und ließ niemand aufsitzen als seinen Herrn allein. Ein wunderbares Leibpferd besaß König Karl XII. von Schweden, „Brandflepper“ genannt, auf welchem er seine Parforceretouren vollbrachte, darunter die merkwürdige Rückreise aus Adrianopel durch die Walachei und Ungarn, dann über Wien, Regensburg,

Mürnberg, Kassel, Braunschweig bis Stralsund. Nur von wenigen Offizieren begleitet, die ihm bei diesem eiligen Ritt kaum zu folgen vermochten, legte der König damals in vierzehn Tagen 286 Meilen zurück. Auf mehreren Porträts im Museum zu Kassel sieht man Karl XII. mit seinem „Brandklepper“, und im Arsenal zu Stockholm findet man alle Leibpferde der schwedischen Könige von Gustav Wasa an ausgestopft und prächtig aufgeschirrt in Parade aufgestellt.

Unter den Leibpferden der Großen der Vergangenheit befanden sich wahre Prachtexemplare. Das Schlachtroß des Kaisers Karl V. war von leuchtend weißer Farbe, und in der Schlacht bei Mülberg 1547 erkannte ihn sein Heer schon von ferne an seinem Schimmel, auf den er sich wegen seines Rheumatismus hatte festbinden lassen. Der letzte Graf von Oldenburg, des heiligen römischen Reiches Stallmeister genannt, besaß ein Roß, „Kranich“ genannt, dessen Mähne maß sieben und dessen Schweif neun Ellen; doch wurde der „Kranich“ darin von dem Leibroß Augusts II. von Sachsen übertroffen, welches eine Mähne von neun und einen Schweif von zwölf Ellen Länge besaß. Herzog Karl von Württemberg zeigte sich gern auf einem Roß, dessen Mähne schneeweiß und so lang war, daß sie beim Rennen den ganzen Reiter umhüllte.

Aber nicht immer zeigten die Leibpferde ein so stattliches Aussehen. Der französische Marschall Grammont erzählt von Tilly, den er beim Heere aufgesucht, daß er stets auf einem kleinen unansehnlichen Schimmel geritten sei. Als sich Grammont darüber des Lachens nicht erwehren konnte, sagte Tilly sehr ernst: „Sie werden von mir und meinem mageren Pferde eine bessere Meinung bekommen, wenn ich Ihnen sage, daß ich auf diesem Gaul schon sieben Schlachten gewonnen habe, ohne daß er scheu geworden ist.“

Welche Anhänglichkeit aber ein Reiter an sein schönes und treues Leibroß gewinnen kann, sehen wir bei dem 1820 verstorbenen Landgrafen von Hessen-Homburg, der seinem toten Leibroß auf einem Denkstein folgende Inschrift setzen ließ:

„Hier liegt das schönste Pferd begraben,
 Das alle Tugenden vereint.
 Könnt' man mit Tieren Freundschaft haben,
 So läge hier mein Freund.“

G. F.

Seemannslatein.*) — „Ihr glaubt also nicht, daß es solch alte Biefter gibt?“ fragte Jan beleidigt die Tafelrunde. „Na, ihr habt eben alle so recht keine Ahnung davon! Ich kann euch sagen, ich hab' se fast alle zu sehen gekriegt: den Brontosaurus, den Plesiosaurus, den Großen Saurus und wie die Saurusse alle heißen!“

„Wie sehen die Biefter denn aus, Jan?“

„Das is gar nich so einfach zu beschreiben. Der eine hat 'nen Kopf wie 'n Elefant, dabei hat er Beine wie 'n Känguruh und statt 'nem Schweif hat er 'ne Pfauensefeder. Der andere hat 'nen Körper wie ein Krokodil, das heißt sechsmal so groß, Beine wie 'ne fünfzigjährige Giraffe und denn 'n paar Flügel wie so 'ne alte holländische Mühle. Also, ich hab' später nochmal so 'n Bieft gesehen. Bei Kap Horn war's. Und zwar war das einer von den aller schönsten, ein Pterodaktylus.“

„Wa—a—a—a—a—s?“

„Jawoll, 'nen Pterodaktylus! Ja, da sieht man, was ihr für Ecceute seid! Da meint ihr nu, so 'n Pterodaktylus wär' was zu essen oder zu trinken. Aber daß es sich hier um 'nen richtigen Saurius handelt mit Flügels und Flossen, das ahnt ihr alle nich!“

„Jan, du mußt nich so schrecklich lügen! 'n büschen was läßt man sich nu gefallen, aber's wenn du glaubst, hier befahrene Leute verfohlen zu können, denn hast de dir geschnitten.“

„So, denn will ich euch mal was erzählen! Von des Bieft könnt ihr in jede Naturgeschichte, in jedes Konversationslexikon nachlesen. Das ist so wahr wahr, als meine Großmutter in Finkenwärders in 'ne Schule gegangen war.“

„Ich den', daß du uns mal erzählt hast, daß deine Großmutter 'ne mesopotamische Fürstin war.“

„Ja, das war doch die andere, Kinner's, die von Vatern seine Seite. Ree, nu seid mal ernst. Denn unser Kapitän hat die Tage vor Schred ganz weißes Haar gekriegt, und seine Nase — hier Fritz Claussen und Karl Bremers, die haben seine Nase in der Glanzzeit noch gekannt — die wurde ganz weißlichgrün. Sie kriegte so 'ne Schredfarbe, und mit die blauen und roten Tupfen drauf sah sie aus wie so 'n altes Stück von 'ner zerfetzten französischen Flagge.“

„Un alles wegen den Jegemalibus?“

*) Siehe Bd. XI S. 207.

„Wenn du so 'n Tier nicht kennst, Kriechan, dann darfst du seinen lateinischen Namen auch nicht so verunreinigen! Ja, allens wegen dieses gemeine Vieß, diesen Pterodactylus. Also, wir fuhren bei gutem Winde ganz stetig und wollten eines schönen Tages — es war auf'n Mittwoch — gerade mit so 'nem Fideikommiss mit um Kap Horn 'rumfuhrwerken, als wir auf einmal ein gräßiges Geheul in der Luft hörten. Un eh wir uns nu überhaupt erst besinnen konnten, was eigentlich los war, klatscht so 'n Vieß auf Deck nieder. Ein Vieß, Kinder, wie ihr euch keins denken könnt. Ich will euch mal erst das Tier beschreiben. Denkt euch so 'ne Fledermaus, die so groß is wie so 'n Mittelding zwischen Kuh und Elefant. Un denn an das Ungetüm einen unterschämten Nashornschnabel dran! Un dieser Schnabel war besetzt mit großen, spitzigen Zähnen. Und dann die Augen! Habt ihr schon mal Lotsekommandeur Hinrichs seine Alte gesehen, wenn die fuchtig is? So ungefähr. Nur 'n blüßchen größer. Un denn is das Fürchterliche dabei: wenn das eine nach links rollt, denn dreht sich das andere nach rechts. So was sieht man auf der ganzen Welt nicht wieder!“

„So, da täuschst du dir aber ganz gewaltig. Da hast du Kapitän Klaus Steineker nicht gekannt. Der hatte auch so 'ne Paar Augen wie so 'n Schaukelpferd.“

„Na ja, das mag wohl sein. Aber gegen unsern Pterodactylus war Klaus Steineker der reine Waisenknecht. Un denn die Stimme von das Vieß! Wenn ihr so 'nen alten Papagei über'n Snabel haut, dann schreit er ja schon ganz niedlich, oder wenn ihr vor 'nem Affentisch 'nen Schwärmer abbrennt, dann krähen die Affen auch ganz schön! Aber das is alles nichts. Ich kann euch sagen, wenn das Vieß auf der Luke saß und mit die Augen rollte, mit die Flügel schlug und dann krächte — da meinte man, der leibhaftige Satan säße da und sänge so 'n Lied vom ewigen Feuer. Nu, in dem Augenblick, wo das Vieß an Bord flatterte, in demselben Moment war das Deck leer wie Sonntagsnachmittags im Hafen. Kein Mensch war mehr zu sehen. Wie weggeblasen waren se alle. Un zwar der Alte mit den beiden Steuerleuten und einem Jungen nach achtern, un wir allhands nach vorne ins Logis. Das ging aber mit so 'ner Fügigkeit, als wenn's vorne im achtern 'nen guten Grog gegeben hätte. Un nu wurden die Türen verrammelt und nu kuckten wir

durch die Bullehs, und da sahen wir, wie der Alte achtern mit große, runde Augen auch aus das Bulley von der Segellammer lucte. Un wie er uns sah, schrie er über Ded: „Nu kommt da vorne mal 'raus und smeißt das Bieft über Bord, sonst hol' ich euch!“ Na, vor dem Holen waren wir ja vorläufig sicher, un wie das Bieft den Alten so schreien hörte, flattert es auf einmal auf das Fenster zu. Un da, in demselben Moment hat der Alte weiße Haare un die schredliche Nase gekriegt. Denn er erzählte nachher, er hätte ganz deutlich gehört, wie der Pterodaktylus ihm gesagt hätte, daß er ihn fressen wolle. Der Alte hatte aber noch so viel Geistesgegenwart, daß er das Bulley zullappte. Mit dem Snabel un dem langen Hals hätte das Vieh nämlich ganz gut durch die Öffnung gehen können. Ihr könnt euch nu denken, in welcher schredlichen Lage wir uns befanden. Kein Mensch am Steuer, keine Seele an den Segeln, das Schiff wurde hin und her geschmissen wie so 'n Mistwagen auf 'ner Dorfstraße. Wir hofften, daß uns irgend ein Schiff bemerken sollte. Es hätte dann doch gewiß auf uns zugehalten. Aber dann dachten wir auch: wenn die das amerikanische Bieft auf der Ladeluke sitzen sehn, so wissen sie gleich Bescheid, und mit der Hilfe is es nichts. Wie gesagt, es blieb immer auf der Ladeluke sitzen, und alle zehn Minuten stieß es einen Schrei aus, so daß wir uns alle die Ohren zuhalten mußten, obgleich die Türen verammelt waren. Einigen von uns wurde das Ohrenzuhalten zu langweilig, und darum banden sie sich lieber die Ohren mit 'nem Tuch zu. Un eine Angst hatten die Kerle nu alle in die Knochen, das war geradezu fürchterlich! Nu, und nu hielten wir Kriegsrat ab, wie wir das Vieh fangen wollten. Von Zeit zu Zeit riß der Alte das Bulley auf und drohte, daß er uns holen wollte, aber, wie gesagt, das hatte lange Beine.

Was unser Bootsmann war, der hatte am Donnerstagmittag 'ne gute Idee. Er wollte um das eine Bulley eine Schlinge legen, das Bulley dann aufmachen, un so würde das Bieft in die Schlinge gehen. Da bemerkte ich, daß es dann aber vielleicht so viel Gift und feurige Gase ausschmaufen würde, daß wir alle eines elenden Todes sterben müßten. Un da gaben wir den Plan denn auf. Das einzige war, daß wir vielleicht mit alle Mann 'rausstürmen konnten und mit Spillspaken und Beilen auf das Bieft losgehen. Aber weil keiner

vornweg wollte und weil keiner die Tür aufmachen wollte, fingen wir mit dem Tier lieber keinen Streit an. Am Donnerstagnachmittag standen wir schon alle gewaffnet hinter die Tür, da kriegten wir Schlägerei untereinander, weil wir uns gegenseitig vorgeworfen hatten, daß wir zu feige wären, um die Tür aufzumachen. Nu, un was Jan Fetzters war, so 'n echten Hamburger Jung von sieben Fuß Länge, der machte zulezt doch die Tür auf. Aber in denselben Moment fing das Vieß wieder an zu singen, un mit 'nem Knall flog das Schott wieder dicht.

Na, un nu kam wieder die Nacht, un die war wieder schredlich. Die Augen von das Tier leuchteten wie zwei Toplaternen, un wenn es krächte, dann gingen die Laternen auf un ab. Das sah dann aus, als wenn 'n Automobil in der Nacht über 'n holpriges Pflaster fährt. Endlich graute der Morgen. Das Vieß blieb ruhig auf der Luke sitzen, als wenn es ein Villett erster Klasse gehabt hätte. Wir wurden schon wieder ruhig, denn der Wind hatte sich ganz gelegt. Wir lagen nahezu still, un nu dachten wir, der Pterodactylus müßte doch endlich Hunger kriegen, un dann würde er schließlich doch Leine ziehen. Der Freitag ging aber auch vorüber, ohne daß das Vieß Anstalt machte, uns zu erlösen. Einmal, gegen Mittag, watschelte es nach Backbordseite und kiefte neugierig über die Reling. Sofort kam der Kopf des Alten wieder am Bulley hoch, un er schrie jetzt über Deck: „Ihr wollt Matrosen sein! Waschlappen seid ihr! Kommt doch 'raus und schlägt das Ruder auf'n Ropp, daß es genug kriegt von 'nem echten Deutschen!“ Aber das war nur 'n Moment. Das Tier drehte sich mit 'nem Ruck herum und hüpfte wieder auf die Luke. Un da war's wieder so still an Bord wie vorher.

Wie wir das übrigens von den 'echten Deutschen' hörten, da wußten wir Bescheid. Das sagte der Alte nur, wenn er sich einen gekauft hatte. Nu, in diesem Falle war das ja ganz angebracht.

Un dann kam der Sonnabend. Kinder, den Tag werd' ich mein Lebtag nich vergessen. Wir hatten es gerade so gemacht wie der Alte, un zulezt waren wir alle fett wie die Haubtzen. Selbst die Jungens hatten was abgekriegt. Am frühen Morgen kam nu das Vieß auf unser Logis zu und hatte immer mit dem Enabel an die Tür. Wir kriegten ja nu 'nen Todes-

schreck, un wenn wir nich zu viel Rum im Leibe gehabt hätten, wären wir beinahe wieder nüchtern geworden. Das Vieh ließ nich loden, un im geheimen kuckten wir uns schon nach 'ner Öffnung um, wo wir durchgehen konnten. Aber da war keine. Endlich watschelte es wieder weg nach Achterdeck hin. Na, wir wünschten dem Alten ja nichts Schlechtes, aber so 'ne Viertelstunde Angst konnte ihm nichts schaden.

Auf einmal kam Fetters auf 'ne großartige Idee. Er sagte, das Bieft müßte was zu fressen haben, dann würde es satt und verduftete. Un kaum hatt' er das gesagt, da schmissen wir auch schon Hände voll Hartbrot aus dem Bulley nach dem Pterodaktylus hin. Er beschnupperte den Zwieback auch. Dann tat er aber, als hätt' er sein ganzes Leben nur Ralsbschnitzel und Auster'n gefressen. Als ihm die Werferei zu toll wurde, kuckt er uns nur mal so von der Seite mit seine Augen an, und wir ließen denn um des lieben Friedens das Schmeißen sein. Aber Fetters wußte noch was. Er sagte: „Hartbrot will so 'n Viehzeug nich fressen — das kann ich ihm auch nich übelnehmen. Der will lebendiges Fleisch haben.“ — Nu, und da sagten wir ihm, er solle man 'n büschen auf Deck 'rumpazieren, dann käm' das Tier schon auf seine Kosten. Un als Gerd Klüschen dann bemerkte, in diesem Falle müßte der Pterodaktylus wohl an Alkoholvergiftung elendiglich kaput gehn, gab's wieder so 'nen kleinen Ringkampf. Als der zu Ende war, meinte Fetters: „Ja, das helpt nu alles niz! 'runter muß das Bieft von Bord! Da müssen wir eben Susanne opfern.“

Susanne war unser letztes Schwein, das wir noch an Bord hatten. Sein Stall war vorne, neben das Logis, un wir konnten aus 'n Bulley 'raus mit 'nem Haken seine Schott aufziehen. Nachdem wir uns noch zwei Stunden darüber gestritten hatten, zog Fetters endlich mit 'nem langen Haken das Eisengitter am Stall in die Höhe, un Susanne ging langsam und froh grunzend an Deck. Das amerikanische Bieft saß wieder auf die Luke und sang. Es schien Susanne gar nich zu bemerken. Aber Susanne hatte ihn schon lange spiß. Sie ging langsam auf die Luke los und schnupperte immer so in der Luft herum. Un auf einmal sah auch das Bieft unsere liebe Susanne. Kinder, wir dachten: nu gibt's 'nen Krach, un Susanne war einmal. Aber was tat der Pterodaktylus? Er beugte den Kopf so 'n büschen vor, machte ganz

große, runde Augen, un auf einmal krächzte er Susanne an, daß das arme Tier denken mußte, es hörte sechs Damentapellen auf einmal. Aber da war Susanne auch nich faul, un da sprang sie mit den Vorderbeinen auf die Luke 'ran un schrie un schrie, als ob sie die Posaune des Jüngsten Gerichts verschluckt hätte. Un auf einmal geschah etwas Sonderbares: das Biest hörte zu singen auf, klappt den Schnabel zu und flog mit 'nem mächtigen Satz rückwärts über Deck. Es kniff vor Susanne aus! Un wie wir das sahen, da wurden achtern un vorne ganz vorsichtig die Türen aufgemacht, un auf'n Zehnspitzen schlichen wir uns an 'ne Keling. Un als wir sahen, daß das Biest schon an die zwei Seemeilen weg war, da traten wir wieder fest auf un taten, als ob wir immer an Deck gewesen wären. Un unser Alter kam 'raus, un da nahm er 'nen Pieker un kuckte hinter das Tier her, un dann ging er auf Susanne zu un umarmte das mutige Tier un kraulte ihm das Fell. Daß er es nich küßte, war alles. Nu war der Schreck eigentlich zu Ende, wenn wir nich so 'nen frechen Jungen an Bord gehabt hätten. Raun waren wir wieder an 'ne Arbeit gekommen, da schrie er von der Back 'runter: „Gei kommt wieder!“ — Un auf einmal stand er mütterseelenallein an Deck. Aber der Junge hatte sich getäuscht, und da nahm ihn denn der Alte so gründlich vor, daß er später in Hafen zum Doktor gebracht werden mußte. Ich brachte ihn selber hin, un da erzählt' ich dem Doktor alles. Un der schrieb mir den Namen von das Tier, das ich ihm ganz genau beschrieben hatte, in mein Notizbuch. Daher hab' ich den so gut behalten.“ H. B.

Auch eine Verteidigungsrede. — Als John Scott, der frühere Lord Eldon, noch als Rechtsanwalt praktizierte, war er wegen seiner Schärfe besonders gefürchtet. Eines Tages verteidigte ein junger, ihm bekannter Anwalt seinen Klienten in einem seiner Ansicht nach vollständig klaren Fall. Als das Urteil schließlich aber doch gegen seinen Klienten ausfiel, rief der junge Mann in seiner momentanen Erregung: „Ein derartiges Urteil verstehe ich nicht!“ Der Gerichtshof faßte natürlich diese unüberlegte Äußerung als eine Beleidigung auf und lud ihn für den nächsten Morgen vor die Schranken des Gerichts. Ängstlich über die möglichen Folgen seiner Unbesonnenheit begab er sich zu John Scott. Dieser sprach ihm Mut zu und versprach ihm, daß er ihn morgen verteidigen werde.

Als am nächsten Morgen der Name des Anwalts aufgerufen wurde, trat Scott vor und redete das hohe Tribunal folgendermaßen an: „Es tut mir sehr leid, meine Herren, daß mein junger Freund sich so weit vergessen hat, den hohen Gerichtshof in so unziemlicher Weise zu behandeln. Aber er bereut es bitter, und Sie werden seine unbesonnene Äußerung gütigst seiner Unwissenheit zuschreiben. Sie werden aus folgendem sofort die Richtigkeit meiner Behauptung sehen. Er sagte, er verstehe ein derartiges Urteil nicht. Nun, wenn er gewußt hätte, was hier jeden Tag vor diesem Gerichtshofe sich ereignet, wenn er Sie nur halb so lange wie ich kannte, so würde er sich gewiß über keines Ihrer Urteile mehr wundern.“ M. R.

Zweikampf zwischen Amsel und Sperling. — Es ist schon oft die Behauptung ausgesprochen worden, daß die Schwarzdrossel oder Amsel junge Vögel aus anderen Nestern raube, diese verzehre oder ihre Jungen damit füttere. Diese Behauptung wird durch folgenden von durchaus glaubwürdigen Personen beobachteten Vorfall bestätigt. In einem Garten zu Krottendorf wurde eine Amsel beim Raube eines jungen Sperlings vom alten Sperlingshahn überrascht. Da der Sperling neben seiner sprichwörtlichen Frechheit auch viel Mut und Tapferkeit besitzt, so nahm der Vater die Verfolgung der Amsel sofort auf, so daß diese den jungen Spaß fallen lassen mußte. Nun aber entspann sich ein erbitterter Kampf, welcher auf dem Erdboden ausgefochten wurde. Der Sperling, viel gewandter als die Amsel, suchte ihren Bissen und Schnabelhieben dadurch zu entgehen, daß er immer unter sie kroch und sie so mit Schnabelhieben bearbeitete, während die Amsel den Sperling nur auf dem Rücken verwunden konnte. Dieser Kampf wurde mit grimmiger Wut so lange fortgesetzt, bis beide, Amsel und Sperling, vollständig ermattet waren, und der Sperling, nachdem ihm die Amsel noch einige mattgeführte Hiebe versetzt hatte, tot am Plage liegen blieb. Aber auch der Amsel war von dem Sperling so zugelegt worden, daß sie nach vergeblichen Versuchen, fortzukommen, nach einiger Zeit ebenfalls verendete. Beide Vögel wurden in Kampfstellung ausgestopft, und es ergab sich in der Präparieranstalt, daß der Sperling der Amsel eine Verletzung der Oberbrust bis auf das Herz beigebracht hatte, während die Amsel den Sperling auf dem Rücken völlig zerhackt hatte.

G. L.

Der Hörnerturm. — In Isfahan in Persien sieht man noch jetzt einen Turm, der Hörnerturm genannt, weil er nur aus Knochen und Köpfen von Gazellen aufgeführt ist, welche bei einer einzigen Jagd, an der sich mehrere hundert Jäger beteiligt haben sollen, erlegt wurden. Dieser sonderbare Turm hat eine beträchtliche Höhe, die ein Menschenschädel krönt. Die Köpfe der Gazellen sind vom Fuße des Turmes bis an seine Spitze aneinandergereiht und mit starkem Eisendraht befestigt, jedoch so, daß die Hörner nach außen gehen. Die persischen Geschichtschreiber erzählen, daß dieses sonderbare Gebäude bei Gelegenheit eines Festes in dem Zeitraume von 7 bis 8 Stunden errichtet worden sei, und daß der damalige Schah dem mit diesem Bau beauftragten Baumeister, als dieser ihm berichtete, daß seine Befehle vollstreckt worden seien, aber es noch an dem Kopfe eines größeren Tieres fehle, um die Krone des Gebäudes herzustellen, geantwortet habe: „Wo sollen wir in dieser Stunde einen solchen Kopf, wie du ihn verlangst, hernehmen? Man wird übrigens kein größeres Vieh finden als dich, daher wird wohl dein Kopf daraufgesetzt werden müssen!“

Und er ließ in der That dem unglücklichen Baumeister sofort den Kopf abschlagen und denselben auf den Gipfel des Turmes setzen.
C. L.

Ein noch nicht dagewesener Fall. — Von der Pariser Polizei wurde vor kurzem eine Bettlerin festgenommen, die auf den Stufen der Kirche Notre Dame hockte und ein Plakat um den Hals trug mit folgender Inschrift: „Ich bin hundert Jahre alt.“

Bei näherer Untersuchung ergab sich's, daß die Person erst fünfundsiebzig Jahre alt war. Das erregte großes Gelächter unter den Zeugen der Szene. Diese Heiterkeit steigerte sich noch, als der Polizeikommissar das Verdict aussprach: „Sie sind des Betruges schuldig. Da Sie aber bisher unbestraft sind und in der Erfahrung unseres Landes, wahrscheinlich auch der übrigen Welt, kein Präzedenzfall vorliegt, daß eine Frau sich für älter ausgegeben hätte, als sie wirklich ist, so sollen Sie für diesmal mit einer Verwarnung davonkommen.“
C. D.

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von

Theodor Freund in Stuttgart,

in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

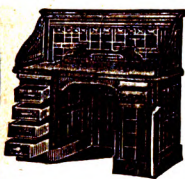
•Roben und Bloufen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko

Seidenstoff-Fabrik Union

Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich.**



Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel,
zusammenlegbare Bücherschränke,
Jalousieschränke für Akten und
Noten, Registraturen etc.

in großer Auswahl. 

Illustrierter Katalog
gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN  **KÖLN,**
Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29



Schutz-Markte

Trade Mark

D.R.M.S. Nr. 13867.

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und
Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffe-
ner Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen
klar und verschreibbar.

**Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausleuchtuschen in 42 Farben,
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.**

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

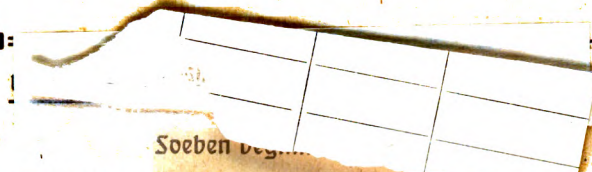
Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende
Eisengallustinte, Klasse I

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität,
für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze**
für Urkunden vom kgl. preuss. Justizministerium
genehmigt.



Soeben beg...

Bildersaal der christlichen Welt.

Zwei Jahrtausende christlichen Lebens in Bildern
■ nach Originalen hervorragender Künstler. ■

Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von
Hofprediger D. Bernhard Rogge.

400 Seiten Text.

Mit ca. 400 Abbildungen und 40 Kunstblättern in moderner
zweifarbiger Wiedergabe.

Dollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

Ein monumentales Kunst- und Geschichtswerk für das evangelische Haus, schildert der »Bildersaal der christlichen Welt« nahezu zwei Jahrtausende christlicher Vergangenheit in Bild und Wort, wie er auch die Hauptereignisse des Evangeliums in prächtigen Kunstblättern vor Augen führt. Das Werk wird durch seinen reichen und schönen Inhalt viele erfreuen und vielen durch die Erinnerung an vergangene Zeiten eine ernste Mahnung sein.

Für jung und alt eine reiche und reine Quelle künstlerischen Genusses und geschichtlicher Bildung, will der »Bildersaal der christlichen Welt« dazu beitragen, daß man im deutschen Hause den Wert der edelsten Güter der Christenheit gebührend würdige und in Treue an ihnen festhalte. Der Bilderschmuck entstammt der Hand der bedeutendsten Künstler aller Zeiten.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kolportagehandlungen.

Zu haben in Drogerien u.
Lebensmittelgeschäften.

Für Küche Haushalt, Badezimmer
Laden, Hôtel, Restaurant ist

SAPONIA

in Drogerien u.
Lebensmittelgeschäften.

E

K
K

stat
un
auf
tief
Fl
bei

Statistik und Auskunft, Buchhaltung, Wechsellehre, Kassenwesen und Warenkunde etc. —
mit der Klarheit einer persönlichen Anleitung ein. Der Leiter einer höheren Handels-
schule schrieb nach Durchsicht: „Ich bin von dem Werke entzückt, weil es einen Studien-
gang wiedergibt, wie ihn jeder ordentliche Kaufmann durchlaufen sollte.“

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 901 2

**WILSON
ANNEX**